

Zeitschrift für

Familien- forschung

Journal of Family Research

In diesem Heft:

- Bilanzierung der Herausforderungen einer Verwitwung im Zeit- und Generationenvergleich
- Mütterliche Partnerschaftsbiographien und multiple Übergänge nach elterlicher Trennung
- Liebesbeziehungen junger Erwachsener nach elterlicher Trennung
- Arbeitslosigkeit und Trennungsrisiko
- Der Einfluss elterlicher Freizeitaktivitäten auf die Eltern-Kind-Aktivitäten
- Der Einfluss der Partnerschaftsqualität auf die Übereinstimmung der Elternschaftsabsichten von Paaren

ifb-Mitteilungen

3/2013

Referiert im SSCI



ISSN 1437-2940
25. Jahrgang 2013, Heft 3
Verlag Barbara Budrich

Inhalt

Editorial	266
<i>François Höpflinger, Stefanie Spahni & Pasqualina Perrig-Chiello</i> Persönliche Bilanzierung der Herausforderungen einer Verwitwung im Zeit- und Geschlechtervergleich	267
<i>Ulrike Zartler & Caroline Berghammer</i> Turbulenzen im Kinderleben. Mütterliche Partnerschaftsbiographien und multiple Übergänge nach elterlicher Trennung	286
<i>Katrin Beckh, Sonja Bröning, Sabine Walper & Eva-Verena Wendt</i> Liebesbeziehungen junger Erwachsener aus Scheidungsfamilien Eine Beobachtungsstudie zur intergenerationalen Transmission des Scheidungsrisikos.....	309
<i>Fabio Franzese & Ingmar Rapp</i> Der Einfluss von Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko von Ehen	331
<i>Nicole Biedinger</i> „Was für mich selbst gut ist, kann meinen Kindern nicht schaden“. Der Einfluss der elterlichen Freizeitaktivitäten auf die Eltern-Kind-Aktivitäten	347
<i>Ann-Kristin Kuhnt</i> Ja, nein, vielleicht? Der Einfluss der Partnerschaftsqualität auf die Übereinstimmung der Elternschaftsabsichten von Paaren	365
ifb -Mitteilungen	389

Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in der Mehrzahl der in dieser Ausgabe versammelten Forschungsbeiträge setzen sich die Autorinnen und Autoren mit kritischen Ereignissen im Lebenslauf und deren Auswirkungen auseinander.

Eine Schweizer Studie analysiert die persönliche Bilanzierung der Herausforderungen einer Verwitwung durch ältere Menschen im Zeit- und Geschlechtervergleich (Höpfinger/Spahni/Perrig-Chiello).

Zu Trennung und Scheidung legen wir drei Beiträge vor: zu den Determinanten mehrfacher Übergänge in mütterlichen Partnerschaftsbiographien nach elterlicher Trennung (Zartler/Berghammer); zu den Auswirkungen einer elterlichen Scheidung auf die Liebesbeziehungen junger Erwachsener (Beckh/Bröning/Walper/Wendt) und zum Einfluss von Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko (Franzese/Rapp).

Ein weiterer Beitrag untersucht den Einfluss der elterlichen Freizeitaktivitäten auf die Eltern-Kind-Aktivitäten (Biedinger). Abschließend widmet sich eine Studie dem Einfluss der Partnerschaftsqualität auf die Übereinstimmung von Elternschaftsabsichten von Paaren (Kuhnt).

Darüber hinaus möchten wir darauf hinweisen, dass alle Autor(inn)en der Zeitschrift die Möglichkeit haben, die PDF-Datei ihres Beitrages nach dessen Erscheinen beim Verlag Barbara Budrich anzufordern, um diese dann auf ihrer Website verlinken zu können.

Mit den besten Wünschen für das Jahr 2014,

Henriette Engelhardt-Wölfli
Geschäftsführende Herausgeberin
Editor-in-chief

Dear Readers,

the majority of the authors of the research papers collected in this issue look into critical events during the life course and their consequences.

In a study from Switzerland, elder people's summaries of subjectively perceived challenges of widow-hood are analyzed with regard to both gender differences and time effects (Höpfinger/Spahni/Perrig-Chiello).

With regard to separation and divorce, three contributions are presented in this issue: on mothers' union histories and multiple transitions after parental separation (Zartler/Berghammer); on the influence of parental divorce on romantic relationships of young adults (Beckh/Bröning/Walper/Wendt); and on the impact of unemployment on the risk of marital separation (Franzese/Rapp).

Another research paper investigates the impact of parental leisure activities on child-related home environment activities (Biedinger). Finally, a study is dedicated to investigating the influence of the relationship quality on the correspondence of couples' fertility intentions.

On another note, we would like to inform our authors that they may obtain the PDF file of their own contribution from Barbara Budrich Publishers upon request for the purpose of setting a link to it on their own website.

Wishing you the very best for 2014,

Kurt P. Bierschock
Redakteur
Managing editor

François Höpflinger, Stefanie Spahni & Pasqualina Perrig-Chiello

Persönliche Bilanzierung der Herausforderungen einer Verwitwung im Zeit- und Geschlechtervergleich

Subjectively perceived challenges of widowhood – Gender differences and time effects

Zusammenfassung:

Bisherige Forschung hat die Verwitwung entweder primär als soziales oder als individuelles Ereignis untersucht, selten jedoch wurden beide Perspektiven verbunden. Zudem ist wenig darüber bekannt, inwiefern bisherige Forschungsergebnisse Perioden- oder Kohorteneffekte widerspiegeln. In diesem Beitrag wird die persönliche Bilanzierung nach der Verwitwung älterer Schweizer Frauen und Männer im Geschlechter- und Zeitvergleich untersucht¹. Die Datenbasis beruht auf Befragungen von 1.197 verwitweten Frauen und Männern (Alter: 65-102 Jahre), welche 1979, 1994 und 2011 durchgeführt wurden. Während sich die wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen nach einer Verwitwung – namentlich bei Frauen – im Zeitvergleich verbessert haben, zeigen sich bezüglich psychischer Herausforderungen einer Verwitwung keine periodenspezifischen Veränderungen. Psychisch bleibt der Partnerverlust auch bei günstigen Sozialbedingungen ein kritisches Lebensereignis, das individualisiert bewältigt werden muss.

Schlagerworte: Verwitwung, psychosoziale Herausforderungen, Geschlechterunterschiede, Zeiteffekte

Abstract:

Research on bereavement has traditionally focussed on widowhood as either a social or individual event, but rarely under both perspectives. Furthermore, little is known whether existing research results mirror period or cohort effects. The aim of this article is to investigate constancies and changes in the retrospective perception of the challenges of widowhood of elderly women and men living in different decades in Switzerland. Data stem from three questionnaire studies with 1.197 widowed men and women (aged 65-102 years) carried out in 1979, 1994, and 2011. Results reveal that the subjective interpretations mirror the significant improvement of the economic and social situation of widowed individuals in Switzerland over the last decades, particularly for women. In contrast, no significant time effects can be observed with regard to the psychological challenges of marital loss in old age (redefinition of sense of life, feelings of loneliness). These findings suggest, that even in good socio-economic conditions widowhood remains psychologically a critical life event.

Key words: Widowhood, psychosocial challenges, gender differences, time effects

1 Vom Schweizerischen Nationalfonds gefördertes Projekt (CRSII1_129922) sowie mit Unterstützung von Pro Senectute Schweiz, unter der Leitung von Michel Oris, Universität Genf, und Pasqualina Perrig-Chiello, Universität Bern, sowie weiteren Gesuchstellenden.

Einleitung – Verwitwung als kritisches Lebensereignis

Verwitwung bzw. Partnerverlust durch Tod ist vor allem im höheren Lebensalter ein häufiges Ereignis, welches aufgrund geschlechtsspezifischer Unterschiede von Lebenserwartung und Partnerschaftsverhalten Frauen häufiger trifft als Männer (Frauen ehe-lichen häufig einen älteren Partner) (Bennett 2008; Carr 2004). Partnerverlust durch Tod bedeutet oft das Ende einer langjährigen Partnerbeziehung, mit allen persönlichen und familialen Konsequenzen, welche den Schluss einer engen und intimen Lebens- und Haushaltsgemeinschaft für den überlebenden Partner beinhaltet. Entsprechend gilt Verwitwung als bedeutsames kritisches Lebensereignis mit negativen psychischen und sozialen Folgen. Vor allem die erste Zeit nach einer Verwitwung ist durch eine erhöhte Anfälligkeit für körperliche und psychische Erkrankungen gekennzeichnet (Jin/Chrisataki 2009; Schaan 2009). Die Bewältigung einer Verwitwung hängt längerfristig sowohl von den Umständen des Partnerverlustes als auch von den sozialen und psychischen Ressourcen des überlebenden Partners oder der überlebenden Partnerin ab (Stroebe et al. 2007). „Eines der häufigsten Befunde der Trauerforschung ist, dass Personen, die zuvor an psychischen Störungen litten (z.B. klinische Depression oder Angststörungen), mit hoher Wahrscheinlichkeit auch im Umgang mit einem Verlust Schwierigkeiten erleben. Folglich gelten vorangegangene psychische Probleme als erheblicher Risikofaktor. Dasselbe gilt für Verluste, die unter gewaltsamen und unerwarteten Bedingungen stattfinden.“ (Boerner 2012: 233). Die Variabilität der Reaktionen auf einen Partnerverlust ist allerdings ausgeprägt und die Auswirkungen eines Partnerverlustes können von Depressivität, Verzweiflung und Suizidalität bis hin zu persönlichem Wachstum und erfolgreicher Adaptation an eine neue Lebenssituation reichen (vgl. Itzhar-Naborro/Smoski 2012).

Verwitwung ist oft mit einer Reduktion der sozialen Beziehungen, Netzwerke und des sozialen Engagements verbunden, vor allem unmittelbar nach einem Partnerverlust (Bennett 2005; Hollstein 2002). Allerdings reduziert ein dichtes außerfamiliales Netzwerk vor dem Partnerverlust das Risiko einer sozialen Isolation nach der Verwitwung, wie in einer Sekundäranalyse des deutschen Alterssurvey 2002 sichtbar wurde (Schmid 2010). Eine französische Längsschnittstudie verdeutlicht in einem Vergleich von verwitweten und verheirateten Personen im Alter zwischen 62 und 75 Jahren ebenfalls, dass Verwitwete auf sozialen Indikatoren negativere Werte aufzeigen als gleichaltrige Verheiratete: Sie weisen eine negativere Einstellung zum Leben und zur Pensionierung auf, leiden häufiger unter Einsamkeit und depressiven Tendenzen. Zudem sind sie weniger oft in Freizeitaktivitäten engagiert und häufiger sozial isoliert (Delbès/Gaymu 2002). Auch wirtschaftlich kann Verwitwung negative Auswirkungen aufweisen. Trotz Ausbau des Wohlfahrtsstaates ist Verwitwung in Europa – wie Daten der SHARE-Studie verdeutlichen – weiterhin für manche Betroffene mit einem substantiellen Rückgang der absoluten wie relativen Einkommensposition verbunden (Gorlé/van den Bosch 2008: 303). Allerdings ist der Einkommens- und Rentenverlust nach einem Partnerverlust stark von den sozialpolitischen Rahmenbedingungen (wie Höhe der Hinterlassenenrenten) eines Landes abhängig (vgl. Burkauser et al. 2005).

Im Allgemeinen wird davon ausgegangen, dass Männer eine Verwitwung schlechter bewältigen als Frauen und beispielsweise häufiger mit Suizidalität und Depressivität auf den Verlust reagieren (Stroebe et al. 2001; van Grootheest et al. 1999; Perrig-Chiello/Hutchison 2010). Dies scheint auch für eine Verwitwung im hohen Lebensalter zu gelten

(Berg 2006; Lee et al. 2001). Insofern Männer auch in der nachberuflichen Lebensphase sozial und emotional stärker auf eine Partnerschaft ausgerichtet sind als Frauen, scheint Partnerverlust bei Männern im Alter verstärkt zu Einsamkeitsgefühlen beizutragen (Dykstra/de Jong-Gierveld 2004; Pinquart 2003). Geschlechtsspezifische Unterschiede des psychologischen Befindens nach einer Verwitwung verwischen sich allerdings stark bis vollständig, wenn andere bedeutsame Variablen, wie etwa vorheriges Wohlbefinden und Alter bei Verwitwung, mitkontrolliert werden (vgl. Bennett 2005; Lee/DeMaris 2001) oder longitudinale Verläufe untersucht wurden (Lee/DeMaris 2007).

Verwitwung – individuelles oder soziales Schicksal – zwei alternative Ansätze

Die bisherige Verwitwungsforschung ist dadurch charakterisiert, „dass die (zumeist kurz- und mittelfristigen) psychischen Konsequenzen der Verwitwung sehr breit untersucht werden, die längerfristigen, und insbesondere die sozialen Folgen jedoch noch weitgehend unklar sind.“ (Hollstein 2002: 64). Was die sozialen Folgen und die psychische Bewältigung des kritischen Lebensereignisses ‚Verwitwung‘ betrifft, lassen sich – vereinfacht dargestellt – zwei alternative Interpretationsansätze gegenüberstellen:

Ein erster Ansatz betrachtet Partnerverlust als primär individuelles Lebensereignis, welches Personen in allen Gesellschaften in analoger Weise (negativ) berührt. Nach diesem Ansatz sind primär psychische Faktoren für Bewältigung und Bilanzierung einer Verwitwung bedeutsam (Bennett 2008; Boerner 2012); dies namentlich in modernen Gesellschaften, wo verwitweten Frauen und Männern kein sozialer Sonderstatus zugebilligt wird und Verwitwung ein sozial wenig sichtbares individuelles Schicksal darstellt.

Ein zweiter, alternativer Ansatz interpretiert Partnerverlust auch als soziales Ereignis, welches – wie andere soziale und familiäre Lebensereignisse – durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen und familiäre Strukturen beeinflusst wird, und dies auch in individualisierten Gesellschaften (Hollstein 2002).

Analog hierzu wurde die Notwendigkeit einer Unterscheidung zwischen Verwitwung (widowhood) als primär soziales Phänomen und Todesfall bzw. Verlust des Partners (bereavement) als primär individuelles, psychologisches Phänomen auch von Bennett und Soulsby (2012) nahegelegt, um die Folgen besser einordnen zu können.

Trifft der erste Interpretationsansatz zu, sollten sich im persönlichen Erleben und in der subjektiven Bilanzierung einer Verwitwung im historischen Zeitvergleich keine markanten Veränderungen ergeben, wogegen der zweite Ansatz davon ausgeht, dass auch Verwitwung bedeutsamen Perioden- und Generationeneffekten unterliegt. Nach Ansicht von Hollstein (2002) steht zu erwarten, dass jüngere Generationen von Frauen und Männern „insgesamt über bessere individuelle Ressourcen verfügen, sich nach der Verwitwung ein befriedigendes ‚neues Leben‘ aufzubauen.“ (ibd.: 326-327).

Dank gleichlautenden Fragen im Rahmen dreier Erhebungen aus der französischsprachigen Schweiz ist es uns in diesem Beitrag in einzigartiger Weise möglich, Items zur persönlichen Bilanzierung einer Verwitwung – im Sinne einer subjektiven retrospektiven Gesamteinschätzung der sozialen und psychischen Herausforderungen des Partnerverlusts – in einem längeren Zeitvergleich (Erhebungszeitpunkte: 1979, 1994 und 2011) zu analysieren. Dadurch lässt sich überprüfen, inwiefern sich die persönliche Bilanzierung einer

Verwitwung in den letzten dreißig Jahren wesentlich verändert hat, oder ob umgekehrt Verwitwung als sozial wenig sichtbares kritisches Lebensereignis so stark individualisiert bewältigt wird, so dass nur marginale Periodeneffekte auftreten. Unsere Ausgangsthese ist die Annahme, dass die in den letzten Jahrzehnten stattgefundenen wirtschaftlichen und sozialen Verbesserungen in der Lebenslage älterer Frauen und Männer in der Schweiz negative wirtschaftliche und soziale Folgen einer Verwitwung verringert haben, sich dies jedoch auf die psychischen Folgen (wie etwa Gefühle der Vereinsamung) weniger ausgewirkt hat, da es sich um stark individualisierte Erlebnisdimensionen handelt, die unabhängig von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen negativ erfahren werden.

Gleichzeitig kann untersucht werden, ob und in welcher Richtung geschlechtsspezifische Unterschiede in der persönlichen Bilanzierung einer Verwitwung auftreten. Der gesellschaftliche Wandel von Ehe und Familie der letzten Jahrzehnte – etwa der Wandel von exklusiven Ehebeziehungen zu offenen Partnerschaften, erhöhte Erwerbstätigkeit von Ehefrauen u.a. – kann möglicherweise zu einer Reduktion oder Auflösung geschlechtsspezifischer Unterschiede in den sozialen Folgen einer Verwitwung geführt haben. Ferner hat in der Schweiz der Ausbau der Altersvorsorge dazu beigetragen, dass sich die Armutsrisiken von Witwern und Witwen angeglichen haben (Wanner/Fall 2011).

Soweit dies von der Datenlage möglich ist, werden zusätzliche Variablen, welche die Bewältigung einer Verwitwung beeinflussen können – wie subjektive Gesundheit, erfahrene soziale Unterstützung, Vorhersehbarkeit des Todes des Partners (unerwartet oder erwartet, z.B. nach langer Krankheit), gegenwärtiges Lebensalter und Dauer seit Partnerverlust – in den Zeitvergleich einbezogen. Es gibt empirische Evidenz, dass der Tod des Partners/der Partnerin negative Auswirkungen auf die physische Gesundheit hat (Stroebe et al. 2007) und diese wiederum mit psychischen Problemen der Betroffenen interkorreliert. Somit wird angenommen, dass das Ausmaß an empfundenen Schwierigkeiten in Folge des Partnerverlusts negativ mit der subjektiven Gesundheit zusammenhängt. Verschiedene Studien zeigen, dass erfahrene soziale Unterstützung durch Verwandte und Freunde die vielfältigen negativen Auswirkungen der Verwitwung abschwächen kann (Ha/Ingersoll-Dayton 2011; Norris/Murrell 1990; Pinquart 2003). Es gibt ferner empirische Evidenz, dass die Vorhersehbarkeit des Todes des Partners/der Partnerin eine Rolle spielt, wobei ein unerwarteter, plötzlicher Tod mit erhöhten Schwierigkeiten im Umgang mit dem Verlust einhergeht (Boerner 2012). So scheinen auch Schwierigkeiten bei der Bewältigung einer Verwitwung im höheren Lebensalter geringer zu sein als bei jüngeren Betroffenen (Verwitwung im Alter als altersnormierte biografische Transition) (Bennett/Soulsby 2012; Bonanno et al. 2004; Perkins/Harris 1990). Im Allgemeinen wird angenommen, dass die Anpassung an die negativen Folgen der Verwitwung mit zunehmender Zeitdauer seit dem Verlust auftritt. Allerdings zeigt der aktuelle Forschungsstand widersprüchliche Ergebnisse hinsichtlich der Dauer des Adaptations-Prozesses und bezüglich der Frage, ob das psychische Wohlbefinden der Verwitweten zum Ursprungswert vor dem Verlust zurückkehrt (Bennet 1997; Clark et al. 2008; Itzhar-Nabarro/Smoski 2012; Koren/Lowenstein 2008; Lucas et al. 2003).

Methoden

Studiendesign und Stichproben

Im Rahmen des vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Projektes ‚Vivre-Leben-Vivere‘² wurde 2011/12 in den Kantonen Genf, Wallis, Bern, Basel-Stadt und Basel-Landschaft sowie im Tessin eine Erhebung zu den Lebens- und Gesundheitsbedingungen der älteren Bevölkerung (65 Jahre und älter) durchgeführt. Die Stichprobe ist nach Geschlecht, Altersgruppe und Region geschichtet. Die Teilnehmenden stammen aus einer Zufallsstichprobe aus den Bevölkerungsregistern der Kantone bzw. Gemeinden und wurden schriftlich wie auch telefonisch zur Teilnahme an der Studie eingeladen. In den französischsprachigen Regionen (Genf, urbane Region; Zentralwallis, ländliche Region) wurden 1208 Interviews durchgeführt. Analoge Erhebungen mit weitgehend identischen Fragen und gleichen Stichprobenverfahren wurden in denselben Regionen bereits 1979 und 1994 durchgeführt. 1979 wurden 1608 Personen und 1994 2100 Personen in privaten Haushalten interviewt. Die drei Untersuchungen zu unterschiedlichen Zeitpunkten zielten darauf ab, die zeitliche Entwicklung in der Lebenslage, im Gesundheitszustand und im Aktivitätsniveau älterer Menschen zu erfassen (GUGRISPA 1983; Lalive d’Epinay et al. 2000). Die nachfolgenden Analysen beschränken sich auf die Daten der verwitweten 65-jährigen und älteren Personen der Kantone Genf und Wallis, da nur in diesen beiden Regionen die Erhebungen 1979, 1994 und 2011 durchgeführt wurden.³ Aus der Befragung 1979 sind es 455 Personen (339 Frauen, 116 Männer) im Alter von 65-92 Jahren ($M = 75.60$, $SD = 6.49$), aus jener von 1994 431 Personen (318 Frauen, 113 Männer) im Alter von 65-103 Jahren ($M = 77.43$, $SD = 7.67$) und aus der Erhebung 2011 sind es 301 Personen (206 Frauen, 95 Männer) im Alter von 65-100 Jahren ($M = 82.23$, $SD = 7.87$).

Kontexthintergrund: sozialer Wandel (1979-2011)

Die Lebenslage älterer Menschen hat sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt. Zum ersten stieg die Lebenserwartung (ab Geburt) weiter an, zwischen 1978/83 bis 2010 für Männer von 72.4 Jahren auf 80.5 Jahre und für Frauen von 79.1 Jahren auf 84.6 Jahre. Aufgrund der erhöhten Lebenserwartung hat sich auch das durchschnittliche Alter der Witwen und Witwer erhöht, bei den befragten Witwen zwischen 1979 und 2011 von 75.2 Jahren auf 82.1 Jahre und bei den Witwern in der gleichen Zeitperiode von 76.7 auf 82.7 Jahre. Parallel dazu wurde die Altersvorsorge – in der Schweiz basierend auf einem Drei-Säulen Konzept

2 SNF-Projekt (CRSIII_129922) sowie mit Unterstützung von Pro Senectute Schweiz, unter der Leitung von Michel Oris, Universität Genf und Pasqualina Perrig-Chiello, Universität Bern, sowie weiteren Gesuchstellenden.

3 Die Westschweiz übernahm in der Schweiz bezüglich Altersforschung eine Vorreiterrolle und entsprechend wurden in Genf und Wallis Jahrzehnte vor der deutschsprachigen Schweiz systematische Erhebungen zur Lage alter Menschen durchgeführt. Alterspolitisch unterscheiden sich Westschweiz und Deutschschweiz bis heute vor allem darin, dass Altersfragen in der französischsprachigen Schweiz stärker kantonale organisiert sind, wogegen Altersfragen in den deutschsprachigen Kantonen weitgehend in kommunaler Verantwortung liegen.

(Altersversicherung nach Umlageverfahren, berufliche Vorsorge nach Kapitaldeckungsverfahren und steuerlich begünstigtes privates Sparen) – in den letzten Jahrzehnten stark ausgebaut, mit der Folge, dass sich die Altersarmut reduzierte und die Lebens- und Wohnqualität großer Teile der älteren Bevölkerung deutlich verbesserte (Höpflinger 2009a; Moser 2006). In den letzten Jahrzehnten kam es in der Schweiz – auch wohlstandsbedingt – deshalb zu einer stärkeren Ausdehnung der gesunden Lebenserwartung als in anderen europäischen Ländern (vgl. Jagger et al. 2011). Schon zwischen 1974 und 1994 wurde eine signifikante Verbesserung der gesundheitlichen und psychischen Lage älterer Menschen festgestellt (vgl. Lalive d’Epinay et al. 2000), und dieser Prozess hat sich in den letzten Jahrzehnten weiter verstärkt, was auch zu einer aktiveren Gestaltung der nachberuflichen Lebensphase beigetragen hat (vgl. Höpflinger 2011). Verstärkt wurde der Strukturwandel des Alters einerseits dadurch, dass sich die Bildungsexpansion ab den 1970er Jahren auch bei älteren Personen auswirkte. Entsprechend sank der Anteil der befragten Witwen ohne weiterführende berufliche Ausbildung zwischen 1979 und 2011 von 79% auf 27% und bei den befragten Witwern von 68% auf 22%. Familial haben – analog wie in Deutschland – in den letzten dreißig Jahren einerseits Verhaltensänderungen hinsichtlich Eheschließung und Scheidung (nachlassende Heiratsneigung, gestiegene Scheidungshäufigkeit) zum Rückgang der Verheirateten- und zur Erhöhung der Geschiedenenquote beigetragen. Andererseits bewirkte die gestiegene Lebenserwartung bzw. die daraus resultierende demografische Alterung der Bevölkerung ebenfalls eine Verschiebung der Anteile der Zivilstände in einzelnen Altersklassen (z.B. einerseits Erhöhung der in einer Ehe verbrachten Lebenszeit, andererseits mehr hochaltrige Personen, die ihren Lebenspartner verloren haben) (Heiniger 2013).

Messinstrumente und Indikatoren

Für die vorliegende Analyse der persönlichen Bilanzierung einer Verwitwung ist vor allem interessant, dass die genau gleichen sechs Items in allen drei Erhebungen in derselben Form erfragt wurden, was es erlaubt, die entsprechenden Antworten im Zeitverlauf zu vergleichen. So wurden bei verwitweten Personen in allen drei Erhebungen die erlebten Schwierigkeiten nach dem Verlust des Partners erfragt: „Ich werde Ihnen verschiedene Situationen beschreiben, mit denen man nach dem Tod des Partners/der Partnerin konfrontiert werden kann. Inwiefern bereiteten Ihnen diese Schwierigkeiten?“ Auswahlmöglichkeiten waren: Finanzielle Probleme; Mangel an sozialen Kontakten; Einsamkeit; Sich daran gewöhnen, alles selber machen zu müssen; Alleine gewisse Verantwortungen zu übernehmen; Dem Leben einen Sinn geben.⁴ Als Antwortkategorien wurden vorgegeben: ‚ein schwerwiegendes Problem‘; ‚ein großes Problem‘; ‚ein kleineres Problem‘; ‚kein Problem‘. Die Antworten zwischen den einzelnen Bilanzierungspunkten sind zu allen drei Erhebungszeitpunkten stark interkorreliert. Ein Summenindex (Skala der subjektiven Bilanzierung empfundener Schwierigkeiten nach der Verwitwung) aller sechs Items ergibt zeitübergreifend eine hohe Konstruktreliabilität (Cronbach’s Alpha: 1979: 0.78, 1994: 0.78, 2011: 0.73). Da es sich bei den Antwortkategorien um ordinalskalierte Antwortvorgaben – mit unterschiedlichen sub-

4 Ein siebtes Item „Schwierigkeit, Arbeit zu finden“ wurde für die Analyse verwitweter Personen im Rentenalter (65+) nicht verwendet.

jektiven Distanzen zwischen zwei Antwortkategorien – handelt, ist bei der Interpretation von Mittelwerten allerdings eine gewisse Zurückhaltung geboten.

Die aktuelle subjektive Gesundheit wurde mittels einer 5-stufigen Skala als ‚sehr gut‘, ‚gut‘, ‚befriedigend‘, ‚eher schlecht‘ oder ‚schlecht‘ eingeschätzt. Die verwitweten Teilnehmenden wurden außerdem gefragt, ob sie auf die Hilfe von jemandem zählen konnten, um sich mit diesen Situationen zurechtzufinden. Die Frage konnte mit ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ beantwortet werden. Weiter wurde erfragt, ob der Tod des Partners plötzlich und unerwartet – beispielsweise als Folge eines Unfalls, einer kurzen Krankheit – oder nach einer langen Krankheit erfolgte. Das gegenwärtige Lebensalter wurde mit Hilfe des Geburtsdatums der befragten Witwern und Witwen, die Zeitdauer seit der Verwitwung mit Hilfe des Todesjahres des Partners/der Partnerin berechnet.

Resultate

Subjektive Bilanzierung empfundener Schwierigkeiten bei der Verwitwung nach Zeitperiode und Geschlecht

Ein erster Vergleich – basierend auf Mittelwerten der Skala ‚Bilanzierung empfundener Schwierigkeiten nach der Verwitwung‘ (vgl. Tabelle 1) – verdeutlicht im Zeitvergleich über mehr als dreißig Jahre eine relativ ausgeprägte Konstanz. Die Mittelwertunterschiede sind im Zeitvergleich statistisch nicht signifikant und auch die Standardabweichungen – hier nicht aufgeführt – haben sich nicht systematisch verändert.⁵ Einzig bei den Frauen zeigt sich nach 1994 ein statistisch signifikanter, aber keineswegs ausgeprägter Trend in Richtung einer leicht verbesserten Verwitwungsbilanzierung. Was die geschlechtsspezifischen Unterschiede betrifft, ergeben sich zu keinem Zeitpunkt statistisch signifikante Unterschiede zwischen betroffenen Frauen und Männern. Methodisch weist dies darauf hin, dass die verwendete Skala zur Messung der persönlichen Bilanzierung einer Verwitwung eine periodenübergreifende Reliabilität aufzuweisen scheint, und dass der Summenindex nicht von vornherein einem geschlechterbezogenen Bias unterliegt.

Tabelle 1: Bilanzierung empfundener Schwierigkeiten nach der Verwitwung im Zeitvergleich 1979-2011 (Skalenwerte)

	Total		Männer		Frauen	
	N	M	n	M	n	M
1979	442	11.1	112	10.5	330	11.2
1994	416	11.3	108	10.7	308	11.6
2011	293	9.9	89	10.2	204	9.8

M = Mittelwerte: additive Summenskala von 6 Items (min. = 6, max. = 24): je höher der Wert, desto negativer die Bilanzierung.

5 Als statistisch signifikant werden im Text Gruppen- bzw. Mittelwertunterschiede und Korrelationen bezeichnet, die gemäß gewähltem Test (F-Test für Mittelwertunterschiede, Chi-Quadrat-Test für Gruppenunterschiede) auf dem 1%-Niveau von einer statistisch nicht signifikanten Verteilung abweichen.

Unterschiede nach Geschlecht: in keiner Erhebungsperiode signifikant auf 1% (F-Test). Unterschiede 1979-1994: nicht signifikant, Unterschiede 1994-2011: nur bei Frauen signifikant auf 1% (F-Test für zwei unabhängige Stichproben).

Als nächster Schritt werden die Werte der Einzelitems betrachtet, wobei es aufgrund des ordinalen Charakters der Items – mit unterschiedlichen subjektiven Distanzen zwischen Antwortkategorien – sinnvoll ist, nicht von Mittelwerten, sondern von Verteilungswerten auszugehen. Zunächst wird die Gesamtverteilung nach verwitweten Befragten insgesamt angeführt. Dies wird anschließend durch einen systematischen Vergleich nach Geschlecht ergänzt.

Bei zwei von sechs Bilanzierungsisems ergeben sich klare und statistisch signifikante Trends (vgl. Tabelle 2):

Tabelle 2: Erfahrene Probleme nach der Verwitwung: 1979-2011 (Prozentangaben)

	Schwerwiegendes/großes Problem			Kein Problem		
	1979	1994	2011	1979	1994	2011
Finanzielle Probleme	29	21	13*	57	61	80
Mangel an sozialen Kontakten	25	16	15*	59	66	70
Einsamkeit	45	54	38	37	29	39
Alles selber machen zu müssen	26	32	26	60	49	57
Allein Verantwortung übernehmen zu müssen	24	30	20	64	54	61
Dem Leben Sinn geben	25	28	20	60	45	61

N 1979 (je nach Item) = 386-436; N 1994 (je nach Item) = 405-430; N 2011 (je nach Item) = 294-301.

* Lineare Trendentwicklung bei der Gesamtverteilung zwischen 1979 und 2011 auf 1% signifikant (Chi-Quadrat-Test).

Zum ersten werden finanzielle Probleme einer Verwitwung in den neueren Erhebungen seltener erwähnt. Der Anteil an Verwitweten, die große bis sehr große finanzielle Probleme durch den Partnerverlust erfuhren, sank zwischen 1979 und 2011 von 29% auf 13%. Der Anteil derjenigen, die keine finanziellen Probleme anführen, stieg von 57% auf 80%. Neben der Tatsache, dass in der Schweiz die Altersvorsorge in den letzten Jahrzehnten ausgebaut wurde, hat die systematische Integration von Witwen- und Witwerrenten in die Altersvorsorge (Alters- und Hinterlassenenvorsorge, AHV) dazu beigetragen, dass Bezügerinnen und Bezüger von Hinterlassenenrenten finanziell oft gut abgesichert sind. In den letzten Jahrzehnten haben zudem mehr Personen vom Ausbau der beruflichen Renten (nach Kapitaldeckungsverfahren) profitiert, und gegenwärtig liegt das Medianeinkommen verwitweter Personen sogar über dem Medianeinkommen nicht verwitweter Personen in vergleichbarem Alter und vergleichbarer Haushaltslage (vgl. Wanner/Fall 2011).

Zum zweiten wird ein Mangel an sozialen Kontakten nach einer Verwitwung in den aktuelleren Erhebungen weniger häufig angeführt, was mit einer in der Schweiz feststellbaren verbesserten sozialen Integration und verstärkten familialen wie außerfamilialen Sozialbeziehungen älterer Menschen verbunden sein dürfte (vgl. Höpflinger 2009b).

Während sich bei den wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten (finanzielle Probleme, soziale Kontakte) bedeutsame Verbesserungen in der Lebenslage nach einer Verwitwung zeigen, ist dies bei den übrigen Items, die psychische Dimensionen (wie Einsamkeit, Lebenssinn) ansprechen, nicht der Fall. Bei diesen Items zeigen sich einige

Schwankungen zwischen den Erhebungen, aber kein klarer, langfristiger Trend. Sinnzweifel werden je nach Erhebungsjahr von einem Fünftel bis einem Viertel der verwitweten Befragten angeführt. Auch der Zwang, nach einem Partnerverlust allein verantwortlich zu sein und alles selber zu machen, wird von manchen Befragten als schwerwiegende Herausforderung eingestuft. An erster Stelle der negativ erlebten Aspekte einer Verwitwung steht Einsamkeit. Im Periodenvergleich ergeben sich zwar statistisch signifikante Unterschiede, etwa zwischen 1979 und 1994 oder 1994 und 2011, aber im bivariaten Vergleich ist diesbezüglich kein eindeutiger Trend erkennbar.

Insgesamt findet die Ausgangsthese, dass periodenspezifische Veränderungen in der erlebten Bilanzierung einer Verwitwung primär wirtschaftliche und soziale Dimensionen betreffen, weniger jedoch psychische Dimensionen, eine gewisse empirische Bestätigung. Gleichzeitig wird deutlich, dass die stabilen Mittelwerte des (additiven) Gesamtindex wichtige Trendentwicklungen verbergen.

Der Mittelwertvergleich der Skala ‚Bilanzierung empfundener Schwierigkeiten nach der Verwitwung‘ ließ keine deutlichen Unterschiede zwischen Männern und Frauen erkennen. Es gilt daher zu überprüfen, ob dies für alle Items gilt oder nicht. Tatsächlich ergeben sich bei zwei Bilanzierungsitems kontinuierliche Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Befragten. Dies verdeutlicht zusätzlich, dass die Gesamtskala – als additiver Summenindex – bedeutsame Differenzen verdeckt (vgl. Tabelle 3):

Zum ersten wird deutlich, dass Witwen durchgehend signifikant häufiger finanzielle Probleme nach einem Partnerverlust erwähnen als Witwer (auch wenn sich im Zeitverlauf die wirtschaftliche Lage für beide Gruppen verbessert hat). Dieses Ergebnis entspricht der allgemeinen Feststellung, dass Frauen in der Schweiz häufiger auf bedarfsorientierte Zusatzleistungen zu Altersrenten angewiesen sind als gleichaltrige Männer.

Tabelle 3: Bilanzierung der Verwitwung im Geschlechter- und Zeitvergleich
(Prozentanteil jener, die schwerwiegende/große Probleme berichten)

	1979		1994		2011	
	F	M	F	M	F	M
Finanzielle Probleme	34	14*	27	6*	17	4*
Mangel an sozialen Kontakten	23	30	14	23	13	19
Einsamkeit	42	53*	52	59	35	46
Sich daran gewöhnen, alles selber machen zu müssen	26	27	33	30	23	31
Alleine Verantwortung übernehmen zu müssen	28	13*	35	19*	23	13
Dem Leben einen Sinn geben	24	26	29	24	17	26

F: Frauen, M: Männer

N 1979 (je nach Item) Frauen = 282-327, Männer = 104-112; N 1994 (je nach Item) Frauen = 301-318, Männer = 104-113; N 2011 (je nach Item) Frauen = 202-206, Männer = 92-95.

* auf 1% signifikante Unterschiede zwischen Männern und Frauen (Chi-Quadrat-Test).

Zum zweiten führen verwitwete Frauen häufiger an, dass die Übernahme der alleinigen Verantwortung nach dem Tod des Partners als Belastung erlebt wurde. Dies dürfte vor allem bei eher traditionell geführten Ehen (in denen der Ehemann Hauptträger ehelicher Entscheidungen war) der Fall sein. 2011 ist die Differenz – auch aufgrund der geringeren Fallzahlen – statistisch jedoch nicht mehr signifikant. Es ist durchaus denkbar, dass sich dank neuen Formen gleichberechtigter Partnerschaften mehr Frauen gewohnt sind, Ver-

antwortung für sich und für andere zu übernehmen (wodurch sich die geschlechtsspezifischen Unterschiede bei diesem Bilanzierungsitem verwischt haben).

Bei den übrigen Items zeigen sich keine klaren, zeitübergreifenden Differenzen in den Antworten von Witwen und Witwern. Mangel an sozialen Kontakten und Einsamkeit als Folge einer Verwitwung werden zwar tendenziell von Männern etwas häufiger angeführt, aber die Differenzen sind hier (mit einer Ausnahme: Einsamkeit 1979) – im Gegensatz zu anderen Studien (Dykstra et al. 2004; Pinquart 2003) – statistisch nicht signifikant.

Die oft geäußerte These einer generell stärkeren psychischen Betroffenheit von Männern durch einen Partnerverlust wird nicht bestätigt, zumindest nicht was eine retrospektive Bilanzierung betrifft. Es ist allerdings zu berücksichtigen, dass in Querschnitterhebungen geschlechtsspezifische Unterschiede des Verwitwungserlebens durch Prozesse sozialer Selektion reduziert werden können; etwa wenn mehr Witwer nach einem Partnerverlust ein suizidales Verhalten bzw. eine erhöhte Mortalität aufweisen oder sie häufiger eine neue Partnerschaft eingehen als dies bei Witwen der Fall ist.

Verwitwungsbilanz, subjektive Gesundheit und wahrgenommene soziale Unterstützung

Aus der Forschungsliteratur ist bekannt, dass eine Verwitwung sich negativ auf die Gesundheit auswirken kann (vgl. Stroebe et al. 2007). Ebenso wird die These vertreten, dass eine erlebte soziale Unterstützung nach einem Partnerverlust die Bewältigung dieses lebenskritischen Ereignisses erleichtert. Es soll deshalb untersucht werden, inwiefern sich Zusammenhänge zwischen Verwitwungsbilanzierung, subjektiver Gesundheit und wahrgenommener sozialer Unterstützung im Zeitvergleich verändern oder stabil verbleiben. Da es sich hier um Querschnittsdaten handelt, lassen sich allerdings keine Analysen über eventuelle wechselseitige Einflüsse von subjektiver Gesundheit und Verwitwungsbilanzierung durchführen (sondern nur deskriptiv beschreiben und prüfen, ob sich (bivariate) Zusammenhänge periodenspezifisch verändert haben oder nicht).

Die bivariate Analyse (Tabelle 4) zeigt hochsignifikante Unterschiede der Verwitwungsbilanzierung je nach subjektiver Gesundheitseinschätzung – im Sinne einer positiven Assoziation zwischen positiver Verwitwungsbilanzierung und guter Gesundheit – für die Jahre 1979 und 1994, aber nicht mehr für die Erhebung 2011.

Tabelle 4: Verwitwungsbilanzierung und subjektive Gesundheit im Zeitvergleich

Verwitwungsbilanz	Subjektive Gesundheit							
	sehr gut		gut		zufriedenstellend		schlecht/sehr schlecht	
	N	M	N	M	N	M	N	M
1979	53	8.8	139	10.3	156	11.2	83	13.6*
1994	59	9.7	147	11.2	159	11.7	44	13.2*
2011	38	10.7	107	10.1	108	9.5	29	9.7

M: Mittelwerte des additiven Summenindexes, vgl. Tabelle 1.

* Unterschiede signifikant auf 1%. F-Werte: 1979: 16.7; 1994: 6.5 2011: 0.94 (DF: 3).

Dass sich die bivariaten Zusammenhänge zwischen Gesundheitserleben und Verwitwungsbilanzierung im Zeitverlauf abgeschwächt haben, wird auch darin deutlich, dass 1979 alle sechs Einzelitems signifikante Korrelationen mit der subjektiven Gesundheit aufwiesen. 1994 war dies nur noch für drei Einzelitems (Mangel an sozialen Kontakten, Einsamkeit, alles selber machen) der Fall und 2011 zeigt sich bei keinem der Items eine signifikante Korrelation zur subjektiven Gesundheit (vgl. Tabelle 5).

Tabelle 5: Zusammenhang zwischen angeführte Probleme nach Verwitwung und subjektiver Gesundheit im Zeitvergleich

	Subjektive Gesundheit		
	1979	1994	2011
N je nach Item	431-446	409-411	282-294
Erlebte Probleme nach Verwitwung:			
Finanzielle Probleme	-.22*	-.11	-.12
Mangel an sozialen Kontakten	-.26*	-.13*	-.03
Einsamkeit	-.19*	-.18*	-.03
Sich daran gewöhnen, alles selber machen zu müssen	-.25*	-.19*	-.11
Alleine Verantwortung übernehmen zu müssen	-.22*	-.10	-.03
Dem Leben einen Sinn geben	-.11+	-.06	-.09
Gesamtskala Verwitwungsbilanz	-.31*	-.21*	-.09
N:	431	409	282

*: signifikant auf 1%, +: signifikant auf 2%.

Die festgestellte Verwischung der ursprünglich starken Beziehung zwischen Gesundheits- und Verwitwungserleben kann damit zusammenhängen, dass sich im Zeitverlauf – aufgrund besserer wirtschaftlicher und gesundheitspolitischer Rahmenbedingungen – die subjektive Gesundheit älterer verwitweter Frauen und Männer verbessert hat, speziell in der Schweiz, wo allgemein eine bedeutsame Ausdehnung der gesunden Lebensjahre stattgefunden hat (vgl. Höpflinger et al. 2011). 1979 stuften 19% der befragten Witwen und Witwer ihre aktuelle Gesundheit als ‚schlecht‘ bis ‚sehr schlecht‘ ein und 45% als ‚gut‘ bis ‚sehr gut‘. 2011 wurde die eigene Gesundheit nur noch von 10% der Befragten als ‚schlecht‘ bis ‚sehr schlecht‘ bewertet, wogegen 51% ihre Gesundheit als ‚gut‘ bis ‚sehr gut‘ einstuften. In jedem Fall weist der Zeitvergleich darauf hin, dass Zusammenhänge zwischen Partnerverlust und Gesundheit periodenspezifischen Veränderungen unterliegen. Dies impliziert, dass empirische Resultate aus früheren Studien nicht generell auf heutige Gesellschaften übertragen werden dürfen.

In allen drei Erhebungen wurde eine allgemeine, dichotom zu beantwortende Frage nach der Wahrnehmung erlebter sozialer Unterstützung nach dem Partnerverlust gestellt. Wird die wahrgenommene soziale Unterstützung mit der Bilanzierung der Verwitwung in Beziehung gesetzt (Tabelle 6), zeigt sich interessanterweise nicht der erwartete positive Zusammenhang, sondern – wenn überhaupt – ein negativer Zusammenhang sozialer Unterstützung in dem Sinn, dass Befragte, die eine Unterstützung erhielten, tendenziell mehr erlebte negative Herausforderungen anführen als Befragte, die mit keiner Unterstützung rechnen konnten. Die entsprechenden Unterschiede sind allerdings insgesamt gering, und nur in einer Erhebung (1994) statistisch signifikant.

Tabelle 6: Verwitwungsbilanzierung und erlebte soziale Unterstützung nach Verwitwung im Geschlechter- und Zeitvergleich

	Erlebte soziale Unterstützung nach Verwitwung					
	Alle		Männer		Frauen	
	Ja	Nein	Ja	Nein	Ja	Nein
N 1979	282	145	72	37	210	108
N 1994	269	117	63	38	206	79
N 2011	204	68	63	23	142	45
Mittelwerte						
Verwitwungsbilanz 1979	11.5	10.5	11.2	9.5	11.6	10.9
Verwitwungsbilanz 1994	12.2	10.8*	11.7	10.2	12.4	11.1
Verwitwungsbilanz 2011	10.4	9.3	10.4	9.8	10.2	9.0

*: signifikanter Unterschied nach erlebter sozialer Unterstützung auf 1% (F-Test).

Die retrospektive Bilanzierung der Verwitwung scheint von der wahrgenommenen sozialen Unterstützung losgelöst zu sein, und die These, dass soziale Unterstützung das Erleben dieses kritischen Lebensereignisses erleichtert, erhält zumindest auf der Grundlage dieser Daten keine empirische Validierung und zwar weder bei Witwen noch bei Witwern (vgl. dazu auch Stroebe et al. 2005). Sichtbar wird im Zeitvergleich 1979-2011 allerdings, dass der Anteil von verwitweten Befragten, welche die Frage einer sozialen Unterstützung nach dem Partnerverlust positiv beantworteten, angestiegen ist (1979: 66%, 1994: 70%, 2011: 75%). Soziale Unterstützung bei Verwitwung – auch dank erweiterten Angeboten der Altersberatung – hat zugenommen, aber ihre Auswirkung zumindest auf die retrospektive Bilanzierung der Herausforderungen, welche sich für den überlebenden Partner bzw. die überlebende Partnerin ergeben, bleibt unklar. Dies kann damit zusammenhängen, dass – wie in der Studie von Jung-Hwa Ha und Berit Ingersoll-Dayton (2011) deutlich wurde – weniger das Niveau der sozialen Unterstützung nach einer Verwitwung, sondern die Kongruenz zwischen gewünschter und erhaltener Unterstützung das Wohlbefinden bestimmt.

Zusammenhänge mit chronologischem Alter, der Dauer seit Verwitwung und der Art des Partnerverlustes

Im Folgenden wird überprüft, inwiefern weitere Variablen – soweit erfasst – mit der Verwitwungsbilanzierung in Zusammenhang stehen. Untersucht werden Zusammenhänge zwischen Verwitwungsbilanzierung und chronologischem Alter bei Befragung, Alter bei der Verwitwung und Dauer seit Verwitwung sowie mit der wahrgenommenen Vorhersehbarkeit des Todes des Ehepartners (unerwartet oder erwartet, z.B. nach langer Krankheit).

Das chronologische Alter scheint zu allen drei Zeitperioden für die Verwitwungsbilanzierung ohne große Bedeutung zu sein. Die linearen Korrelationen zwischen Verwitwungsbilanzierung und chronologischem Alter sind gering und nur 1979 leicht signifikant (1979: $r: .10$, sign. auf 5%, $N: 442$, 1994: $r: .08$, nicht signifikant, $N: 384$, 2011: $r: .02$, nicht signifikant, $N: 282$). Die Vermutung, dass eine Verwitwung im hohen Lebensalter besser bilanziert wird, findet keine Unterstützung, wie auch eine Sekundäranalyse des deutschen Alterssurveys 2002 belegt (vgl. Schmid 2010).

Die Art und Weise des Partnerverlustes (plötzlich und unerwartet oder voraussehbar aufgrund einer Krankheit) wurde 1979 nicht erfragt, jedoch 1994 und 2011. Die These, dass ein unerwarteter Partnerverlust negativer erlebt wird als ein Partnerverlust nach einer Erkrankung wird umstritten diskutiert und ist empirisch nicht eindeutig belegt (vgl. Carr et al. 2001). Bei einer Verwitwung vor allem im höheren Lebensalter ist zu beachten, „dass dem Partnerverlust häufig lang anhaltende Gesundheitsprobleme des Ehepartners und eine damit verbundene belastende Phase des Pflegens vorausgeht.“ (Boerner 2012: 233). In unseren Daten zeigt sich, dass ein plötzlicher, unerwarteter Tod retrospektiv leicht negativer bilanziert wird als ein Partnerverlust, der etwa aufgrund einer Krankheit erwartet wurde (vgl. Tabelle 7). Allerdings sind die Unterschiede nicht besonders ausgeprägt und bezüglich der Skala der Verwitwungsbilanzierung nur auf dem 5%-Niveau statistisch signifikant. 1994 (aber nicht mehr 2011) wurden Einsamkeitsgefühle und sich daran gewöhnen, alles selber machen zu müssen, bei einem unerwarteten Tod signifikant stärker gewichtet. Aber insgesamt ergeben sich zwischen der retrospektiven Bilanzierung einer Verwitwung und der Art des Partnerverlustes (erwartet oder unerwartet) höchstens schwache Zusammenhänge (zumindest auf der Grundlage standardisierter Erhebungen).

Tabelle 7: Empfundene Schwierigkeiten nach der Verwitwung nach Vorhersehbarkeit des Partnerverlustes

	Tod	1994		2011	
		erwartet	unerwartet	erwartet	unerwartet
<i>Erlebte Probleme nach Verwitwung:</i>	N	253	161	169	126
Finanzielle Probleme		1.7	1.6	1.3	1.5
Mangel an sozialen Kontakten		1.5	1.6	1.4	1.6
Einsamkeit		2.3	2.6*	2.0	2.2
Sich daran gewöhnen, alles selber machen zu müssen		1.8	2.1*	1.7	1.8
Alleine Verantwortung übernehmen zu müssen		1.8	1.9	1.5	1.8+
Dem Leben einen Sinn geben		1.9	1.9	1.6	1.7
Gesamtskala	N	231	153	159	121
Verwitwungsbilanz		10.9	11.8+	9.5	10.4+

*: sign. auf 1%, +: sign. auf 5% (F-Test)

Das Alter bei der Verwitwung und die Zeitdauer seit der Verwitwung sind eng korreliert. Zu allen Zeitpunkten ergeben sich Interkorrelationen von $r = -.80$ und mehr. Damit erschweren Probleme der Multikollinearität eine eindeutige Interpretation der entsprechenden Einzelvariablen.

Die Beziehungen zwischen dem Alter bei der Verwitwung bzw. der Zeitdauer seit Verwitwung und der Skala der Gesamtbilanzierung einer Verwitwung sind übers Ganze betrachtet relativ schwach und statistisch signifikante (lineare) Beziehungen finden sich nur bei Witwen (vgl. Tabelle 8). Die Vermutung, dass sich die Gesamtbilanzierung einer Verwitwung etwa nach einer längeren Phase der Verwitwung in Richtung einer weniger negativen Bewertung – im Sinne einer möglicherweise auch resignativen Anpassung an die neue Situation – verändert, findet keine Bestätigung. Umgekehrt kann dies bedeuten, dass die retrospektive Bilanzierung von der Dauer seit der Verwitwung relativ unabhängig ist, was auf eine lebenszeitbezogene Stabilität einer Verwitwungsbilanzierung deuten könnte.

Tabelle 8: Zusammenhang zwischen Alter bei Verwitwung und Dauer seit Verwitwung mit Verwitwungsbilanzierung

	Alter bei Verwitwung			Dauer seit Verwitwung		
	1979	1994	2011	1979	1994	2011
<i>Total (N)</i>	396	416	281	396	416	283
Skala Gesamtbilanzierung	-.08	-.15*	-.06	.02	.09	.10
Finanzielle Probleme	-.31*	-.31*	-.21*	.28*	.33*	.26*
Allein Verantwortung übernehmen	-.13*	-.19*	-.08	.07	.14*	.14+
<i>Männer (n)</i>	107	112	87	107	112	89
Skala Gesamtbilanzierung	-.04	-.10	-.14	.20	.02	.02
Finanzielle Probleme	-.07	-.27*	-.16	.11	.17	.16
Allein Verantwortung übernehmen	-.01	-.10	-.03	.11	.01	.03
<i>Frauen (n)</i>	289	311	194	289	311	194
Skala Gesamtbilanzierung	-.11	-.14+	-.15+	.08	.09	.16+
Finanzielle Probleme	-.33*	-.33*	-.26*	.35*	.31*	.29*
Allein Verantwortung übernehmen	-.13+	-.18*	-.13	.09	.14*	.18*

* signifikant auf 1%, + signifikant auf 5%

Bei den übrigen vier Einzelitems: keine signifikanten Korrelationen

Nur bei zwei der sechs Einzelitems ergeben sich periodenübergreifende Korrelationen, wobei diese Beziehungen primär bei verwitweten Frauen auftreten:

Zum ersten werden die negativen finanziellen Folgen einer Verwitwung – von verwitweten Frauen – umso stärker erlebt, je früher eine Verwitwung erfolgte und je länger der Status der Verwitwung anhält. Dies hängt damit zusammen, dass negative finanzielle Folgen einer Verwitwung (bei Frauen) vor allem längerfristig sichtbar werden, wenn etwa die Konsequenzen reduzierter Altersrenten deutlicher werden. Die entsprechenden Korrelationen sind zu allen drei Zeitpunkten statistisch signifikant.

Zum zweiten ist die negative Beurteilung der alleinigen Verantwortung etwas ausgeprägter, wenn eine Verwitwung relativ früh auftritt (negative Korrelation mit dem Alter bei Verwitwung). Mit steigender Dauer einer Verwitwung wird das Problem der alleinigen Verantwortung stärker hervorgehoben (wobei die hohe Kollinearität zwischen Dauer seit Verwitwung und Alter bei Verwitwung verhindert, den Effekt des Alters bei Verwitwung und den Effekt der Dauer seit Verwitwung zu differenzieren).⁶ Auch in dieser Hinsicht treten die entsprechenden Korrelationen hauptsächlich bei verwitweten Frauen auf.

Insgesamt gesehen beeinflussen die einbezogenen zusätzlichen Variablen (Alter bei Verwitwung bzw. Dauer seit Verwitwung) die Gesamtbilanzierung einer Verwitwung – so wie sie erfasst wurde – wenig. Sofern Alters- oder Dauereffekte sichtbar werden, betrifft dies vor allem Frauen bezüglich finanzieller Folgen und der Wahrnehmung alleiniger Verantwortlichkeit.

Im Abschluss soll die bivariate Analyse durch eine multivariate Analyse ergänzt werden, wobei neben den bisher eingeführten Variablen auch zwei sozio-strukturelle Variablen einbezogen werden (Bildungsstatus, relatives Haushaltseinkommen). Aus entwick-

6 Dazu müssten die Fallzahlen wesentlich erhöht werden, um alle Kombinationen in genügender Zahl aufzuweisen. Auch die Tatsache, dass nur verwitwete Personen im Alter 65+ einbezogen sind, erschwert eine klare Interpretation der Folgen einer frühen Verwitwung.

lungspsychologischer Sicht ist eine multivariate Analyse, welche keine oder kaum Zusammenhänge zwischen Verwitwungsbilanzierung und sozialen Variablen aufweist, ideal, weil damit die sozial übergreifende Validität der verwendeten Skala unterstützt wird. Aus soziologischer Sicht wären klare Zusammenhänge zwischen Verwitwungserleben und sozialen Variablen ideal, weil Verwitwung damit als von der sozialen Lebenslage bestimmtes kritisches Lebensereignis interpretiert werden kann (und nicht allein als psychologisches Einzelereignis).

Die Ergebnisse der durchgeführten multivariaten Varianzanalyse unterstützen – was die Gesamtskala der Verwitwungsbilanzierung betrifft – eher eine psychologische als eine soziologische Interpretation. Soziale Variablen (Bildungsstatus, relatives Einkommen, aber auch Geschlecht, Alter, Dauer der Verwitwung, Art des Todes des Partners bzw. der Partnerin) sind von überraschend geringer Bedeutung. Signifikante Zusammenhänge ergeben sich einzig mit zwei Variablen, und dies auch nur für die ersten zwei Zeitperioden (1979, 1994): subjektive Gesundheit und erhaltene Unterstützung. In der letzten Studie (2011) verlieren auch diese Zusammenhänge an Bedeutung (was die Ergebnisse der vorgängigen bivariaten Analyse unterstützt).

Tabelle 9: Multivariate Analyse zur Verwitwungsbilanzierung

	Abhängige Variable: Skala ‚Verwitwungsbilanz‘								
	1979			1994			2011		
	df	F	p	df	F	p	df	F	p
<i>Korrigiertes Modell</i>	11	6.0	.000	11	3.5	.000	11	1.2	.290
<i>Konstanter Term</i>	1	34.0	.000	1	31.9	.001	1	92.7	.000
<i>Kovariate:</i>									
Chronologisches Alter	1	3.3	.071	1	0.6	.448	1	0.4	.504
Jahre seit Partnerverlust	1	0.2	.648	1	1.4	.238	1	1.6	.202
<i>Unabhängige Variablen:</i>									
Bildungsstatus	2	0.2	.847	2	0.3	.772	2	0.2	.853
Relatives Einkommen	1	1.7	.190	1	0.9	.345	1	1.5	.217
Geschlecht	1	0.5	.471	1	0.6	.436	1	1.7	.188
Erhaltene Unterstützung	1	4.7	.010	1	8.9	.003	1	1.5	.222
Subjektive Gesundheit	3	14.5	.000	3	6.0	.001	3	0.7	.572
Art des Todes des Partners				1	1.4	.232	1	3.5	.064
R^2			.150			.131			.06
R^2 korrigiert			.125			.094			.01
<i>N:</i>			388			269			222

Methode: Multivariate Varianzanalyse (general linear model)

Bildungsstatus: dreistufig: a) nur obligatorische Schule, ohne weiterführende berufliche Ausbildung, b) berufliche Fachausbildung (Lehre u.a.), c) Tertiäre Ausbildung (Fachhochschule, Universität).

Relatives Einkommen: zweistufig: a) Haushaltseinkommen geringer als Medianwert, b) Haushaltseinkommen höher als Medianwert.

Erhaltene Unterstützung nach Verwitwung: ja versus nein

Subjektive Gesundheit: sehr gut, gut, mittelmäßig, schlecht/sehr schlecht

Art des Todes des Partners: unerwartet versus erwartet, nach langer Krankheit.

Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Der Vergleich der subjektiven Gesamtbilanzierung einer Verwitwung über eine Zeitperiode von mehr als dreißig Jahren verdeutlicht eine erstaunliche Konstanz. Die verwendete Skala ‚Bilanzierung empfundener Schwierigkeiten nach der Verwitwung‘ weist zudem eine hohe, zeitübergreifende Konstruktreliabilität auf. Die Analyseergebnisse deuten darauf hin, dass Verwitwung zumindest retrospektiv unabhängig von den Zeitumständen ähnliche Herausforderungen impliziert. Diese Interpretation wird dadurch gestützt, dass die berücksichtigten intervenierenden Variablen – wie Geschlecht, aktuelles Alter, Alter bei Verwitwung bzw. Dauer seit Verwitwung – die retrospektive Bilanzierung einer Verwitwung wenig beeinflussen. Die Resultate stützen einen mehr psychologischen Interpretationsansatz, der davon ausgeht, dass Verwitwung primär ein individuelles und individuell zu bewältigendes kritisches Lebensereignis darstellt, welches unabhängig von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen als psychisch herausfordernd erfahren wird. Unterschiede in der Bewältigung einer Verwitwung scheinen in diesem Fall primär durch individuelle Ressourcen und Copingstrategien bestimmt zu sein und weniger durch soziale, familiale oder wirtschaftliche Umgebungsfaktoren.

Die Gesamtskala verdeckt allerdings Veränderungen in einigen bedeutsamen Einzelaspekten: Erstens werden finanzielle Probleme einer Verwitwung in den neueren Erhebungen signifikant seltener angeführt, wobei gleichzeitig Witwen durchgehend signifikant häufiger finanzielle Probleme nach einem Partnerverlust anführen als Witwer. Zweitens wird ein erlebter Mangel an sozialen Kontakten nach einer Verwitwung in neuerer Zeit weniger häufig angeführt. Erlebte soziale Unterstützung nach einer Verwitwung wird im Zeitverlauf häufiger erwähnt, aber die Beziehungen zwischen erlebter sozialer Unterstützung und Verwitwungsbilanzierung sind durchgehend schwach. Zusätzlich wird sichtbar, dass sich ursprünglich hochsignifikante Unterschiede der Verwitwungsbilanzierung je nach subjektiver Gesundheitseinschätzung in der neuesten Erhebung 2011 aufgelöst haben, was mit einer allgemein verbesserten Gesundheit älterer Frauen und Männer in Verbindung steht. Zusammenhänge zwischen Partnerverlust und Gesundheit unterliegen damit relevanten periodenspezifischen Veränderungen.

Kein klarer Zeittrend ergibt sich auf der anderen Seite bei Items, die mehr psychische Aspekte ansprechen. So wird die Notwendigkeit nach einem Partnerverlust, allein verantwortlich zu sein oder dem Leben einen neuen Sinn zu geben, durchgehend von einer beträchtlichen Minderheit als bedeutsame Herausforderung erlebt. Zu allen drei Erhebungszeitpunkten stehen Einsamkeitsgefühle an erster Stelle der negativ erlebten Verwitwungsfolgen. Einsamkeit als Folge einer Verwitwung wird zwar von Männern etwas öfter angeführt, aber im Gegensatz zu früheren Studien (Dykstra et al. 2004; Pinquart 2003) sind die diesbezüglichen geschlechtsspezifischen Unterschiede nicht durchgängig signifikant; möglicherweise in unseren Daten auch als Folge sozialer Selektionseffekte, die bei Querschnitterhebungen nicht zu kontrollieren sind (etwa wenn verwitwete Männer Einsamkeit nach Partnerverlust durch eine neue Partnerbeziehung kompensieren).

Insgesamt findet die Ausgangsthese, dass periodenspezifische Veränderungen in den erlebten Folgen einer Verwitwung primär wirtschaftliche und soziale Dimensionen betreffen, weniger jedoch psychische Dimensionen, eine empirische Bestätigung. Die äußeren Rahmenbedingungen nach einer Verwitwung (finanzielle Lage, soziale Kontakte und so-

ziale Unterstützung, Gesundheit) haben sich teilweise substanziell verbessert, aber dies hat sich kaum auf die erlebten psychischen Herausforderungen (neuen Lebenssinn finden; sich daran gewöhnen, alles allein zu erledigen; Einsamkeitsgefühle) von Witwen und Witwern ausgewirkt. Verwitwung bleibt auch bei günstigen Sozialbedingungen ein kritisches Lebensereignis, das in starkem Maße individuell zu bewältigen ist (Perrig-Chiello 2007). Soziologische Lebenslagenkonzepte stoßen bei diesem kritischen Lebensereignis auf ihre Grenzen und ohne Berücksichtigung individualpsychologischer Ansätze lässt sich Verwitwung nicht verstehen.

Literatur

- Bennett, K. M. (1997). Widowhood in elderly women: The medium- and long-term effects on mental and physical health. *Mortality*, 2, 2, S. 137-148.
- Bennett, K. M. (2005). Psychological wellbeing in later life: The longitudinal effects of marriage, widowhood and marital status change. *International Journal of Geriatric Psychiatry*, 20, 3, S. 280-284.
- Bennett, K. M. (2008). Widowhood. In: Carr, D. (Hrsg.), *Encyclopedia of the life course and human development*. Farmington Hills, MI: Gale Publ., S. 438-444.
- Bennett, K. M. & Soulsby, L. K. (2012). Wellbeing in bereavement and widowhood. *Illness, Crisis and Loss*, 20, 4, S. 321-337.
- Berg, A. I., Hassing, L. B., McLearn, G. E. & Johansson, B. (2006). What matters for life satisfaction in the oldest-old? *Aging and Mental Health*, 10, 3, S. 257-264.
- Boerner, K. (2012). Umgang mit Verwitwung. In: Wahl, H.-W., Tesch-Römer, C. & Philipp-Ziegelmann, J. (Hrsg.), *Angewandte Gerontologie. Interventionen für ein gutes Altern in 100 Schlüsselbegriffen*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 230-235.
- Bonanno, G. A., Wortman, C. B. & Nesse, R. M. (2004). Prospective patterns of resilience and maladjustment during widowhood. *Psychology and Aging*, 19, 2, S. 260-271.
- Burkauer, R. V., Giles, P., Lillard, D. R. & Schwarze, J. (2005). Until death us do part: an analysis of the economic well-being of widows in four countries. *Journal of Gerontology: Social Sciences*, 60, S. 238-246.
- Carr, D. (2004). The desire to date and remarry among older widows and widowers. *Journal of Marriage and Family*, 66, S. 1051-1068.
- Carr, D., House, J. S., Wortman, C., Neese, R. & Kessler, R. C. (2001). Psychological adjustment to sudden and anticipated spousal loss among older widowed persons. *Journal of Gerontology: Social Sciences*, 56B, 4, S. 237-248.
- Clark, A. E., Diener, E., Georgellis, Y. & Lucas, R. E. (2008). Lags and leads in life satisfaction: A test of the baseline hypothesis. *Economic Journal*, 118, 529, S. 222-243.
- Delbès, C. & Gaymu, J. (2002). The shock of widowhood on the eve of old age: Male and female experiences. *Population (English Edition)*, 57, 6, S. 885-913.
- Dykstra, P. A. & de Jong Gierveld, J. (2004). Gender and marital-history differences in emotional and social loneliness among Dutch older adults. *Canadian Journal on Aging*, 23, 2, S. 141-155.
- Gorlé, S. & van den Bosch, K. (2008). Inequality, life-course transitions, and income position. In: Börsch-Supan, A., Brugiavini, A., Jüges, H. et al. (Hrsg.), *First results from the Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (2004-2007). Starting the longitudinal dimension*. Mannheim: Mannheim Research Institute for the Economics of Aging, S. 297-305.
- GUGRISPA (Groupe Universitaire Genevois) (1983). *Viellesses. Situations, itinéraires et modes de vie des personnes âgées aujourd'hui*. Saint-Saphorin: Georgi.
- Ha, J.-H. & Ingersoll-Dayton, B. (2011). Moderators in the relationship between social contact and psychological distress among widowed adults. *Aging and Mental Health*, 15, 3, S. 354-363.
- Heiniger, M. (2013). *Die Zivilstandsstruktur der ständigen Wohnbevölkerung, Demos, Newsletter. Informationen aus der Demografie, Nr. 1/2013*. Bern: Bundesamt für Statistik, S. 2-6.

- Hollstein, B. (2002). *Soziale Netzwerke nach der Verwitwung. Eine Rekonstruktion der Veränderungen informeller Beziehungen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Höpflinger, F. (2009a) *Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter. Age Report 2009*. Zürich: Seismo.
- Höpflinger, F. (2009b). Sozialgerontologie: Alter im gesellschaftlichen Wandel und neue soziale Normvorstellungen zu späteren Lebensjahren. In: Klie, T. Kumlehn M. & Kunz, R. (Hrsg.), *Praktische Theologie des Alterns*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 55-73.
- Höpflinger, F. (2011). Die neue Generation der ‚jungen Alten‘. Befindlichkeit und Werthaltungen in mitteleuropäischen Ländern. *Psychotherapie im Alter*, 2, 8, S. 155-166.
- Höpflinger, F., Bayer-Oglesby, L. & Zumbrunn, A. (2011). *Pflegebedürftigkeit und Langzeitpflege im Alter. Aktualisierte Szenarien für die Schweiz*. Bern: Huber.
- Itzhar-Naborro, Z. & Smoski, M. J. (2012). A review of theoretical and empirical perspectives on marital satisfaction and bereavement outcomes: Implications for working with older adults. *Clinical Gerontologist: The Journal of Aging and Mental Health*, 35, 3, S. 257-269.
- Jagger, C., Weston, C., Cambois, E., Van Oyen, H., Nusselder, W., Doblhammer, G. & Team, E. (2011). Inequalities in health expectancies at older ages in the European Union: findings from the Survey of Health and Retirement in Europe (SHARE). *Journal of Epidemiology and Community Health*, 65, 11, S. 1030-1035.
- Jin, L. & Chrisatakis, N. A. (2009). Investigating the mechanism of marital mortality reduction: The transition to widowhood and quality of health care. *Demography* 46, 3, S. 605-625.
- Koren, C. & Lowenstein, A. (2008). Late-life widowhood and meaning in life. *Ageing International*, 32, 2, S. 140-155.
- Lalive d'Epinay, C., Bickel, J.-F., Maystre, C. & Vollenwyder, N. (2000). *Vieillesse au fil du temps 1979-1994. Une révolution tranquille*. Lausanne: Réalités Sociales.
- Lee, G. R. & DeMaris, A. (2007). Widowhood, gender, and depression – A longitudinal analysis. *Research on Aging*, 29, 1, S. 56-72.
- Lee, G. R., DeMaris, A., Bavin, S. & Sullivan, R. (2001). Gender differences in the depressive effect of widowhood in later life. *Journal of Gerontology: Social Sciences*, 56, 1, S. 56-61.
- Lucas, R. E., Clark, A. E., Georgellis, Y. & Diener, E. (2003). Reexamining adaptation and the set point model of happiness: Reactions to changes in marital status. *Journal of Personality and Social Psychology*, 84, 3, S. 527-539.
- Moser, P. (2006) *Einkommen und Vermögen der Generationen im Lebenszyklus. Eine Querschnitts-Kohortenanalyse der Zürcher Staatssteuerdaten 1991-2003*. Zürich: Statistisches Amt des Kantons Zürich (statistik.info 1/2006).
- Norris, F. H. & Murrell, S. A. (1990). Social support, life events, and Stress as modifiers of adjustment to bereavement in older adults. *Psychology & Aging*, 5, 3, S. 429-436.
- Perkins, H. W., & Harris, L. B. (1990). Familial bereavement and health in adult life course perspective. *Journal of Marriage and the Family*, 52, 1, S. 233-241.
- Perrig-Chiello, P. (2007). Alter, Gesundheit und Geschlecht. *Leading Opinions in Neurologie und Psychiatrie*, 3, S. 24-26.
- Perrig-Chiello, P. & Hutchison, S. (2010). Health and well-being in old age – The pertinence of a gender-mainstreaming approach in research. *Gerontology*, 56, 2, S. 208-213.
- Pinquart, M. (2003). Loneliness in married, widowed, divorced, and never-married older adults. *Journal of Social and Personal Relationships*, 20, 1, S. 31-53.
- Schaan, B. (2009). Verwitwung, Geschlecht und Depression im höheren Lebensalter. In: Börsch-Supan, A., Karsten, H. Hendrik, J. & Schröder, M. (Hrsg.), *50plus in Deutschland und Europa: Ergebnisse des Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 115-131.
- Schmid, S. K. E. (2010). *Frauen nach der Verwitwung. Soziale Netzwerke als Hilfestellung für Verwitwete*. Wien: Universität Wien (Diplomarbeit).
- Stroebe, M., Stroebe, W. & Schut, H. (2001). Gender differences in adjustment to bereavement: An empirical and theoretical review. *Review of General Psychology*, 5, S. 62-83.
- Stroebe, M., Schut, H. & Stroebe, W. (2007). Health outcomes of bereavement. *The Lancet*, 370, 9603, S. 1960-1973.

- Stroebe, W., Zech, E., Stroebe, M. & Abakoumkin, G. (2005). Does social support help in bereavement? *Journal of Social and Clinical Psychology, 24*, 7, S. 1030-1050.
- Wanner, P. & Fall, S. (2011). *La situation économique des veuves et des veufs*. Genève: Laboratoire démographique de l'Université de Genève.
- van Grootheest, D. S., Beekman, A. T. F., Broese van Groenou, M. I. & Deeg, D. J. H. (1999). Sex differences in depression after widowhood. Do men suffer more? *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology, 34*, 7, S. 391-398.

Eingereicht am/Submitted on: 29.11.2012

Angenommen am/Accepted on: 17.06.2013

Anschriften des Autors und der Autorinnen/Addresses of the authors:

Prof. Dr. François Höpflinger
Soziologisches Institut der Universität Zürich
Andreasstrasse 15
8050 Zürich-Oerlikon
Schweiz/Switzerland

Stefanie Spahni, M. Sc.
Prof. Dr. Pasqualina Perrig-Chiello

Universität Bern
Institut für Psychologie
Fabrikstrasse 8
3012 Bern
Schweiz/Switzerland

E-Mail: hoepflinger@bluemail.ch
stefanie.spahni@psy.unibe.ch
pasqualina.perrigchiello@psy.unibe.ch

Ulrike Zartler & Caroline Berghammer

Turbulenzen im Kinderleben. Mütterliche Partnerschaftsbiographien und multiple Übergänge nach elterlicher Trennung

Turbulences in children's lives. Mothers' union histories and multiple transitions after parental separation

Zusammenfassung:

Nach einer elterlichen Trennung gilt das Erleben multipler Übergänge als Risikofaktor für Kinder. Wir analysieren erstmals für Österreich im Zeitverlauf, wie viele Übergänge, definiert als neuerliche mütterliche Partnerbeziehungen oder Trennungen, Kinder erleben und von welchen Determinanten dies beeinflusst wird. Die Analysen erfolgen mittels multinomialer logistischer Regression auf Basis der österreichischen Daten des Fertility and Family Survey 1995/96 und des Generations and Gender Survey 2008/09. Die Ergebnisse zeigen, dass innerhalb von acht Jahren nach der elterlichen Trennung jeweils rund 50% der Kinder keine und rund 40% genau eine neue Kohabitation (Lebensgemeinschaft oder Ehe) der Mutter erleben, zumeist in den ersten vier Jahren nach der elterlichen Trennung. Fast jedes siebte Kind mit getrennten Eltern (13%) macht die Erfahrung multipler Übergänge. Erklärende Faktoren sind niedriges Alter der Mutter zum Zeitpunkt der Trennung, geringes mütterliches Bildungsniveau sowie niedriges Alter des jüngsten Kindes. Des Weiteren zeigt sich ein deutlicher Effekt des Trennungsjahres: die Wahrscheinlichkeit für das Erleben multipler Übergänge ist im Zeitverlauf markant angestiegen.

Schlagwörter: Scheidung, Trennung, Kinder, Familienstruktur, multiple Übergänge, Partnerschaftsbiographie

Abstract:

Experiencing multiple transitions after a parental separation was identified as an important risk factor for children. We investigate for the first time for Austria, how many transitions (i.e. changes in maternal partnership arrangements) children experience and what determines their number. The analyses are based on the Austrian Fertility and Family Survey 1995/96 and the Generations and Gender Survey 2008/09 using a multinomial logistic regression model. The results show that within eight years after parental separation, about 50% of children experience no new cohabitation or marriage of their mother and about 40% experience exactly one. For the majority of children, these changes happen within four years after their parents' separation. Almost every seventh child with separated parents (13%) experiences multiple transitions. Children with a low-level educated mother and those whose mother is young at the time of separation face a particularly high risk, as well as those living in families with a low age of the youngest child. Moreover, a strong effect of the year of separation could be detected: the probability of experiencing multiple transitions increases strongly over time.

Key words: divorce, separation, children, family structure, multiple transitions, partnership history

1. Einleitung

Trennung oder Scheidung der Eltern bedeutet für Kinder eine fundamentale Veränderung ihrer Lebensbedingungen. Forschungsergebnisse zu den Konsequenzen einer Scheidung für Kinder weisen auf unterschiedliche negative Auswirkungen hin, welche durch moderierende Faktoren beeinflusst werden (Amato 2000; Amato et al. 2011). Solche Faktoren sind neben individuellen, interpersonellen und strukturellen Ressourcen auch die Verläufe und Dynamiken, welche einer elterlichen Trennung folgen. Wird diese nicht statisch im Sinn eines einmaligen Übergangs konzipiert, sondern dynamisch betrachtet, so kann sie der Auftakt für eine Reihe weiterer familienstruktureller Veränderungen sein, wie Kohabitation eines Elternteils mit einem neuen Partner, Wiederverheiratung oder weitere Trennungen.

Die auf eine elterliche Trennung folgenden familienstrukturellen Dynamiken stehen im Mittelpunkt dieses Beitrags. Im englischsprachigen Raum gibt es bereits seit den 1990er Jahren eine intensive Beschäftigung mit Familienverläufen nach einer elterlichen Trennung und deren Auswirkungen auf Kinder. Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass vor allem das Erleben multipler Transitionen mit negativen Auswirkungen für Kinder einhergeht (Amato/Sobolewski 2001; Cavanagh/Huston 2006; Fomby/Cherlin 2007; Osborne/McLanahan 2007; Kiernan/Mensah 2010). Inwieweit diese vorwiegend auf US-amerikanischen Studien basierenden Befunde auf den deutschsprachigen Raum übertragen werden können, ist unklar. Für Deutschland liegen vereinzelt deskriptive ältere Befunde zur familienstrukturellen Entwicklung nach einer Trennung vor (Stegmann 1997; Alt/Bender 1998). Einige rezente Arbeiten greifen einzelne Aspekte auf und unterstreichen damit die Relevanz und Aktualität des Themas (Wendt/Walper 2007; Feldhaus/Huinink 2011; Jaschinski 2011; Bastin 2012). In Österreich wurden kindliche Lebensverläufe nach einer elterlichen Trennung bislang nicht systematisch analysiert. Damit bleibt völlig unklar, wie viele familienstrukturelle Veränderungen Kinder nach einer elterlichen Trennung erleben, wann diese stattfinden und von welchen Determinanten sie bedingt werden.

Der vorliegende Beitrag setzt sich zum Ziel, diese Forschungslücke zu schließen, und fokussiert auf mütterliche Partnerschaftsverläufe.¹ Wir analysieren erstmals detailliert im Zeitverlauf, wie viele Übergänge Kinder in den ersten acht Jahren nach einer elterlichen Trennung² erleben, wann diese stattfinden und in welchen familialen Lebensformen Kinder nach einer elterlichen Trennung leben. Darüber hinaus wird eruiert, welche Determinanten die Anzahl der familialen Übergänge erklären und die Wahrscheinlichkeit, multiple Übergänge zu erleben, reduzieren können. Übergänge³ werden definiert als Veränderungen in der mütterlichen Partnerschaftsbiographie, welche *nach* der elterlichen Trennung erfolgen. Als Übergänge gelten Heirat bzw. Kohabitation sowie Scheidung bzw.

1 Da ein Großteil aller Kinder nach der elterlichen Trennung überwiegend bei der Mutter lebt, konzentrieren wir uns auf Veränderungen in der mütterlichen Partnerschaftsbiographie.

2 Berücksichtigt werden sowohl Kinder, deren Eltern vor der Trennung verheiratet waren als auch jene, deren Eltern unverheiratet waren. Aus Gründen der Lesbarkeit verwenden wir den Terminus Trennung, welcher Scheidung inkludiert.

3 Die Begriffe Transition und Übergang werden deckungsgleich verwendet.

Trennung der Mutter. Die Datenbasis bilden der österreichische Fertility and Family Survey 1995/96 sowie der Generations and Gender Survey 2008/09.

Österreich repräsentiert hinsichtlich familienpolitischer und -rechtlicher Aspekte ein konservatives wohlfahrtsstaatliches Regime (Esping-Andersen 1990; Pfau-Effinger/Lewis 1995), charakterisiert durch relativ gut ausgebaute wohlfahrtsstaatliche Leistungen (hohe finanzielle Transferleistungen, lange Elternkarenz), eine Akzentsetzung zugunsten von Ehen sowie eine starke Ausrichtung am (modifizierten) männlichen Ernährermodell (Haas 2009; Hopf 2011; Zartler 2012a). Alleinerzieherinnen weisen eine stark erhöhte Armutsgefährdung auf, die durch staatliche Transferleistungen nur zum Teil abgefedert werden kann (Zartler/Beham 2011). Die österreichische Gesamtscheidungsrate liegt mit 43% im oberen europäischen Mittelfeld. Das Scheidungsrisiko aus Kindersicht, d.h. die Wahrscheinlichkeit für ein ehelich geborenes Kind, bis zum 18. Geburtstag eine elterliche Scheidung zu erleben, liegt bei 20% (Statistik Austria 2013a). Diese offiziellen Daten unterschätzen allerdings die Gesamtzahl der Kinder mit Trennungserfahrungen, da Trennungen nichtehelicher Lebensgemeinschaften nicht registriert werden. Vier von zehn österreichischen Kindern werden unehelich geboren⁴ (Statistik Austria 2012: 24), und Kohabitationen haben eine hohe gesellschaftliche Akzeptanz (Zartler 2013). Werden sowohl das Scheidungs- als auch das Trennungsrisiko aus Kindersicht berücksichtigt, so zeigt sich eine Wahrscheinlichkeit von 30%, bis zum 18. Geburtstag eine elterliche Scheidung *oder* Trennung zu erleben (eigene Berechnungen auf Basis des Generations and Gender Survey 2008/09; bezogen auf Kinder, die zum Zeitpunkt der Umfrage 18-25 Jahre alt waren).

Nach einer elterlichen Trennung lebt der Großteil der Kinder vorwiegend bei der Mutter.⁵ Rund 13% aller Kinder unter 18 Jahren leben in einer Ein-Eltern-Familie, davon 92% bei der Mutter und 8% beim Vater; 6% aller Kinder unter 18 Jahren leben gemeinsam mit einem Stiefelternteil im Haushalt, davon 89% bei ihrer leiblichen Mutter und 11% beim leiblichen Vater (Statistik Austria 2013b: 68, 83).

2. Multiple Übergänge im Kinderleben. Theoretische Grundlagen und bisher vorliegende Ergebnisse

Forschungsarbeiten zu multiplen Transitionen haben seit den 1990er Jahren stark an Einfluss gewonnen (Cowan/Hetherington 1991; Amato 1993; Aquilino 1996; Flowerdew/Neale 2003; Amato 2010). Sie gehen davon aus, dass eine umfassende Analyse der Auswirkungen von Trennungen es erfordert, auch die familiendynamische Entwicklung danach ins Blickfeld zu nehmen. Abhängig von Anzahl und Ausgestaltung der familienstrukturellen Veränderungen werden instabile und stabilisierte Nachscheidungsfamilien unterschieden (Sun/Li 2008).

4 Rund die Hälfte aller unehelich geborenen Kinder wird bis zum 18. Geburtstag durch eine nachfolgende Eheschließung der Eltern legitimiert (Statistik Austria 2011, 121f.).

5 Die Mutter bleibt in neun von zehn Fällen auch bei Obsorge beider Elternteile (gemeinsames Sorgerecht) der Residenz-Elternteil, d.h. jener Elternteil, bei dem das Kind vorwiegend lebt (Figdor et al. 2006).

Der Begriff Transition bzw. Übergang wird unterschiedlich definiert, beispielsweise als jegliche Veränderung in der personellen Zusammensetzung des Haushalts aufgrund von Scheidung, Trennung, Tod oder Hinzukommen eines neuen Partners (Fomby/Cherlin 2007; Feldhaus et al. 2011), als Zustandswechsel zwischen unterschiedlichen Familienkonstellationen (Aquilino 1996; Feldhaus/Huinink 2011) oder als Veränderung des mütterlichen Partnerschaftsstatus (Osborne/McLanahan 2007). Nur wenige Studien inkludieren Beziehungen, in welchen der (neue) Partner nicht im selben Haushalt lebt (Osborne/McLanahan 2007; Kiernan et al. 2011; Bastin 2012).

Aufgrund dieser divergierenden Definitionen ist die Befundlage zur Häufigkeit multipler Transitionen nicht eindeutig. So unterscheiden sich die Angaben danach, ob die Trennung der Referenzbeziehung (zumeist jene der leiblichen Eltern) bereits als erste Transition definiert wird. Aquilino (1996) zeigte, dass ein Fünftel der Kinder insgesamt (also die Trennung der leiblichen Eltern eingeschlossen) drei oder mehr Veränderungen der Familienform erlebt. In der Untersuchung von Amato und Sobolewski (2001) erlebten 11% der Kinder zwei oder mehr Übergänge *nach* einer elterlichen Scheidung. In Deutschland erlebten nach den Berechnungen von Feldhaus et al. (2011) 11% der Kinder der Geburtskohorte 1971-1973 während ihrer Kindheit genau einen Wechsel in der personellen Zusammensetzung des Haushalts (durch Scheidung, Trennung, Tod oder Hinzukommen eines neuen Partners), 4% erlebten zwei und 0,7% drei und mehr Übergänge. Darüber hinaus ist zu berücksichtigen, dass unter Umständen zunächst keine Trennung stattfindet, sondern manche Mütter von Geburt ihrer Kinder an alleine leben und/oder keine Partnerbeziehung haben. Bastin (2012) zeigte für die Lebensverläufe dieser Mütter, dass spätestens fünf Jahre nach der Geburt des ersten Kindes die Hälfte mit einem Partner (häufig der Vater des Kindes) zusammengezogen ist und dass Mütter, die bei der Geburt des Kindes einen Partner mit eigenem Haushalt haben (Living Apart Together; LAT), mit höherer Wahrscheinlichkeit bereits früh Trennungen und multiple Partnerschaftsübergänge erleben.

Mehrere Studien aus dem englischen Sprachraum konnten zeigen, dass multiple Transitionen mit einer Reihe negativer Auswirkungen für Kinder einhergehen, so beispielsweise mit Verhaltensproblemen (Cavanagh/Huston 2006; Osborne/McLanahan 2007; Kiernan et al. 2011), externalisierendem Verhalten (Fomby/Cherlin 2007; Kiernan/Mensah 2010), schlechteren schulischen und kognitiven Leistungen (Aquilino 1996; Hill et al. 2001) sowie geringerem emotionalen Wohlbefinden (Kiernan/Mensah 2010; Waldfogel et al. 2010). Amato/Sobolewski (2001) wiesen nach, dass negative Auswirkungen auf das kindliche Wohlbefinden besonders dann auftreten, wenn nach der elterlichen Trennung zwei oder mehr weitere Übergänge erlebt werden.

Diese negativen Auswirkungen multipler Transitionen werden häufig aus einer stress-theoretischen Perspektive erklärt (Acock/Demo 1994; Aquilino 1996; Amato 2000). Demnach gehen Veränderungen im Partnerschaftsstatus mit einer Erhöhung des Stressniveaus für Kinder, Eltern und neue Partner einher, da sich das Alltagsleben verändert, neue Routinen und Regeln entwickelt werden müssen und es zu einer Konkurrenz um Aufmerksamkeit, Zeit und Zuneigung kommen kann. Da Stress aus unterschiedlichen Transitionen kumuliert (Rutter 1981), ist es wahrscheinlich, dass Kinder, die mehrere Übergänge erfahren, eher negative Auswirkungen erleben als Kinder, welche keine oder lediglich eine Transition erleben. Multiple Transitionen in der eigenen Beziehungsbio-graphie haben auch einen negativen Einfluss auf Wohlbefinden und Gesundheit der El-

tern, und zwar vor allem der Mütter, und können dadurch indirekt auf die Kinder wirken (Cavanagh/Huston 2006; Osborne/McLanahan 2007; Cooper et al. 2009).

Aus ressourcentheoretischer Sicht können die negativen Effekte multipler Übergänge mit Veränderungen der familialen (finanziellen, zeitlichen und sozialen) Ressourcen und einer daraus resultierenden Benachteiligung von Kindern erklärt werden. Beispiele sind negative Zusammenhänge zwischen neuerlichen Trennungen und ökonomischer Situation (Sun/Li 2008; Kiernan/Mensah 2010) oder die typischerweise sinkende Kontakthäufigkeit zwischen Kind und nicht-residenziellem Elternteil (zumeist der leibliche Vater), wenn ein Stiefvater hinzukommt oder die räumliche Entfernung sich nach Übergängen vergrößert (Juby et al. 2007; Jensen 2009; Tach et al. 2010).

Zentral für die Analyse von Übergängen sind theoretische Erklärungen zu Paarbildungsverhalten und Partnerschaftsverläufen, die überwiegend auf Modellen des rationalen Handelns basieren (Klein 2001; Lenz 2006). Grundlage ist häufig die mikro-ökonomische Marital Search Theory („Partnersuch-Theorie“)⁶ (Oppenheimer 1988), welche auch Determinanten der Partnerschaftsverläufe Alleinerziehender erklären kann (Edin/Kefalas 2005; Bastin 2012). Sie geht davon aus, dass die Partnersuche der Maximierung von Ressourcen dient. Dauer und Erfolg des Suchprozesses werden demnach von bestimmten Charakteristika der suchenden Person (z.B. Alter, Bildung, Verantwortung für Kinder), strukturellen Mechanismen des Partnermarktes sowie den relativen Suchkosten (Zeit, Geld, emotionales Engagement) beeinflusst. Es wird angenommen, dass die ökonomische Dringlichkeit, eine Partnerbeziehung einzugehen, für Alleinerziehende besonders relevant ist, da diese von einem zusätzlichen Einkommen bzw. einer zusätzlichen Betreuungsperson besonders profitieren (sofern Ressourcen innerhalb der Partnerbeziehung aufgeteilt werden) (Graefe/Lichter 2007). Des Weiteren wird vorausgesetzt, dass bei starker ökonomischer Dringlichkeit die Ansprüche an potentielle Partner verringert werden, um so den Pool an möglichen Partnern vergrößern und die Dauer der (kostenintensiven) Partnersuche verkürzen zu können.

Diese Überlegungen implizieren, dass für Frauen mit geringer Humankapitalausstattung (z.B. niedrige Bildung) der Übergang zu einer neuen Partnerschaft eher erwartet werden kann, da ihr ökonomischer Druck, einen finanziell entlastenden Partner zu finden, höher ist. Andererseits ist ihre Attraktivität auf dem Partnermarkt aber aufgrund der wenigen tauschbaren ökonomischen Ressourcen gering (Oppenheimer 1988), was erklären könnte, warum ökonomisch schlecht gestellte Alleinerziehende langsamer in andere Lebensformen wechseln (Fux 2011). Einige Arbeiten zeigen dementsprechend, dass die Neigung zur Paarbildung nach einer Trennung mit steigendem Bildungsniveau ansteigt, was damit erklärt werden kann, dass höhere Bildung mit höherer Attraktivität auf dem Partnermarkt einhergeht (de Graaf/Kalmijn 2003; Fux 2011; Jaschinski 2011).

Ein weiterer zentraler Faktor für die Erklärung mütterlicher Partnerschaftsbiographien ist das Alter. Mit steigendem Alter verkleinert sich der Pool an Partnern, weil potentielle altersnahe Partner bereits gebunden sind und die physische Attraktivität abnimmt, was die eigene Position auf dem Partnermarkt verschlechtert und sich negativ auf die Partnerwahlprozesse nach einer Trennung auswirkt (Klein 2000). Da bei jüngeren Personen die

6 Einschränkung wird darauf hingewiesen, dass sich die Marital Search Theorie auf die Suche nach einem Heiratspartner bezieht und Kohabitationen nicht inkludiert.

Neigung zur „Wiederverpartnerung“ am höchsten ist und mit steigendem Alter die Chancen für die Aufnahme einer nachehelichen Partnerschaft sinken (Bumpass et al. 1990; Klein 1990; Ermisch 2002; Wu/Schimmele 2005), erleben Kinder mit jüngeren Müttern eher multiple Übergänge: nach einer Trennung haben ihre Mütter eine höhere Wahrscheinlichkeit, einen neuen Partner zu finden. Dieser negative Alterseffekt zeigt sich für Mütter stärker als für Väter (Jaschinski 2011), was auf partnermarktspezifische Ungleichgewichte (Verengung des Partnermarkts zuungunsten älterer Frauen) oder auch auf ein bewusst vermindertes Paarungsverhalten von Frauen mit steigendem Alter hinweisen könnte. Für die Stabilität von Folgebeziehungen scheint hingegen das Alter eine positive Rolle zu spielen: Je älter eine Frau bei der Stieffamiliengründung, desto niedriger ist ihr Trennungsrisiko (Martin et al. 2011).

Zahlreiche Studien untersuchen den Einfluss von Kindern auf das Partnerschaftsverhalten und auf die Gründung von Partnerschaften nach einer Trennung (Lampard/ Peggs 1999; Poortman 2007; Jaschinski 2011; Lois/Kopp 2011). Überwiegend wird Kindern ein negativer Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit, eine erneute Partnerbeziehung einzugehen, zugeschrieben. Die Verantwortung für ein Kind reduziert die Zeit und Energie, welche in das Eingehen bzw. Aufrechterhalten einer Partnerbeziehung investiert werden kann. Entsprechend sinkt mit steigender Kinderzahl die Wahrscheinlichkeit für das Eingehen neuer Partnerbeziehungen (Lampard/Peggs 1999; de Graaf/Kalmijn 2003; Lois/ Kopp 2011) bzw. werden diese später gegründet (Ermisch 2002). Tendenziell gehen Personen mit Kindern eher Partnerbeziehungen mit anderen Personen mit Kindern ein, und der negative Effekt von Kindern auf die Wahrscheinlichkeit, nach einer Trennung eine Partnerbeziehung einzugehen, ist für Mütter stärker als für Väter (Goldscheider/Sassler 2006). Der Einfluss von Kindern variiert darüber hinaus mit ihrem Alter: Jüngere Kinder stellen intensive Betreuungsanforderungen an ihre Eltern, daher bilden sie eine größere Barriere für das nacheheliche Paarungsverhalten (Sweeney 1997; 2010). Entsprechend zeigt Jaschinski (2011), dass geschiedene Eltern mit Kindern unter zehn Jahren eine geringere Wahrscheinlichkeit haben, eine neue Partnerbeziehung einzugehen als solche mit Kindern im Jugendalter.

Des Weiteren sind in der Erklärung mütterlicher Partnerschaftsverläufe nach einer Trennung auch zeitliche Aspekte mitbestimmend. Dies bezieht sich einerseits auf die Zeit, welche seit einer Trennung vergangen ist: So verweisen bisherige Befunde darauf, dass die Übergangswahrscheinlichkeit in eine neue Partnerschaft in den ersten zwei bis fünf Jahren nach einer elterlichen Trennung besonders hoch ist (Lankuttis/Blossfeld 2003; Jaschinski 2011). Andererseits ist auch das Scheidungs- bzw. Trennungsjahr zu berücksichtigen. In den vergangenen Jahrzehnten wurden Familienbiographien und Kindheitsverläufe insgesamt deutlich bewegter und sind von einer größeren Vielfalt geprägt, was zu einem Gutteil mit elterlichen Trennungen und neuerlicher (Stief-)Familiengründung zusammenhängt (Lankuttis/Blossfeld 2003; Prskawetz et al. 2003; Vikat et al. 2004; Alt/Lange 2011). Kinder, deren Eltern sich in späteren Jahren getrennt haben, dürften demnach eine höhere Wahrscheinlichkeit für das Erleben mehrerer Übergänge haben.

Darüber hinaus wird der Partnerwahlprozess durch strukturbedingte Mechanismen eingeschränkt (Blau 1994; Klein 2001): erfolgreiche Partnerwahl erfordert adäquate Gelegenheitsstrukturen auf dem lokalen Partnerschaftsmarkt (meeting-and-mating-These). Diese können sich über das Eingebundensein in Freizeitaktivitäten, Freundschafts- oder Nachbarschaftsnetzwerke ebenso ergeben wie im Arbeits- und Berufsumfeld, welches be-

sonders für Alleinerziehende wichtige Opportunitätsstrukturen bietet, da ihre zeitlichen Ressourcen zur Pflege sozialer Kontakte häufig limitiert sind.

3. Datenbasis und Methoden

Die empirischen Auswertungen basieren auf zwei österreichischen Datensätzen: dem Fertility and Family Survey (FFS) und dem Generations and Gender Survey (GGS), welche als repräsentative Umfragen unter Koordination der United Nations Economic Commission for Europe durchgeführt wurden. Aufgrund der andernfalls zu geringen Fallzahlen wurden beide Datensätze für die vorliegende Studie gepoolt.⁷ 24 Länder partizipierten an den Fertility and Family Surveys. In Österreich fand die Datenerhebung 1995/96 mittels Computer Assisted Personal Interviews (CAPI) statt. Der Datensatz umfasst 6.120 Personen (4.581 Frauen und 1.539 Männer) im Alter von 20 bis 54 Jahren, die Rücklaufquote beträgt 72%. Die Generations and Gender Surveys wurden als Nachfolgeprojekt der Fertility and Family Survey konzipiert, bisher wurden in 18 Ländern Befragungen durchgeführt. In Österreich wurden in den Jahren 2008/09 5.000 Personen (3.001 Frauen und 1.999 Männer) im Alter von 18 bis 45 Jahren mittels CAPI befragt, die Rücklaufquote beträgt 61%. Obwohl die beiden Befragungen 13 Jahre auseinander liegen, erscheint eine Zusammenführung der Datensätze relativ unproblematisch, da die hier im Mittelpunkt stehenden Partnerschaftsbiographien retrospektiv erhoben wurden und sich somit überlappen.⁸ Berücksichtigt werden muss, dass retrospektive Datenerhebung mit einem Recall-Bias aufgrund von Erinnerungsfehlern behaftet sein kann, besonders wenn die Ereignisse schon weiter zurück liegen.

Wir beziehen uns auf Kinder, die bis zum 18. Geburtstag eine Trennung ihrer kohabitierenden Eltern erlebten⁹. Das mittlere Alter der Kinder im Haushalt zum Zeitpunkt der Trennung beträgt 5 Jahre und 6 Monate (Standardabweichung: 4 Jahre 4 Monate). Grundlage der Analyse sind die in beiden Datensätzen verfügbaren Partnerschaftsbiographien. Für sämtliche Beziehungen bis zum Zeitpunkt des Interviews liegen Informationen zu Monat und Jahr des Zusammenziehens, der Heirat, des Auszugs und der Scheidung vor. Für unsere Analysen wird als Beziehungsbeginn das Datum des Zusammenziehens bzw. der Heirat herangezogen, und zwar jeweils das frühere Ereignis (zumeist Kohabitation). Wir betrachten ausschließlich Partnerbeziehungen kohabitierender Partner. Living-Apart-Together-Beziehungen sind aufgrund der Limitierung durch die Daten nicht inkludiert. Als Beziehungsende gilt der Zeitpunkt des Auszugs, d.h. die räumliche Trennung. Methodisch erfordert die Analyse aus Kinderperspektive, dass jedes von den Befragten genannte Kind in den Auswertungen berücksichtigt wird.

7 Diese Vorgangsweise wurde auch in vergleichbaren Studien gewählt (Bastin 2012).

8 In einer vorbereitenden Analyse wurde in den multivariaten Modellen für die Variable *Datensatz* (GGS/FFS) kontrolliert; diese Variable erwies sich als nicht signifikant.

9 In die Analysen werden nur Kinder inkludiert, die zum Zeitpunkt der Trennung mit den Eltern im gemeinsamen Haushalt lebten. Zehn Kinder, die bereits ausgezogen waren, wurden aus den Analysen ausgeschlossen.

Als Referenzbeziehung – d.h. jene Beziehung, für welche die mütterliche Partnerschaftsentwicklung nach einer Trennung betrachtet wird – gilt jeweils jene Beziehung, in die das Kind geboren wurde. Daher werden nur Partnerschaften, aus denen Kinder hervorgehen, und nur Kinder, die innerhalb einer (später getrennten) Beziehung geboren wurden, einbezogen. Kinder, die außerhalb von Beziehungen geboren wurden bzw. deren Eltern zum Zeitpunkt der Geburt nicht zusammenlebten, können nicht berücksichtigt werden, da die Dauer bis zum Eingehen einer neuen Beziehung der Mutter nicht abgeschätzt werden kann. Der entsprechende Anteil betrug 11% unter den Geburten zwischen 1980 und 2000.

Der Datensatz lässt leider keine Schlüsse darüber zu, bei wem ein Kind in den Jahren nach der Trennung lebte. Bisherige Befunde zeigen, dass dies vorwiegend der Haushalt der Mutter ist (Figdor et al. 2006). Daher ergeben sich für Kinder zumeist weitreichende Konsequenzen aus der Partnerschaftsbiographie der Mutter, auch wenn zweifellos Übergänge in der väterlichen Beziehungsbiographie ebenfalls relevant sind. Unsere empirischen Analysen beschränken sich auf mütterliche Partnerschaftsbiographien, d.h. es werden ausschließlich Kinder von weiblichen Befragten inkludiert.

Als Übergänge werden Veränderungen in der mütterlichen Beziehungsbiographie nach der Trennung der Referenzbeziehung definiert, nämlich Heirat bzw. Zusammenziehen sowie Scheidung bzw. Trennung¹⁰. Die Konzentration auf Partnerbeziehungen der Mutter erfolgt, um eine Vermischung unterschiedlicher Variablen und daraus resultierende unspezifische Ergebnisse zu vermeiden. Zweifellos gibt es eine Reihe weiterer Übergänge, welche für Kinder nach einer elterlichen Trennung relevant sind (z.B. Hinzukommen von Halb- bzw. Stiefgeschwistern, Umzug, Schulwechsel), die in unserem Modell jedoch nicht inkludiert werden und sich auch nicht durchgängig in den Daten finden.

Von multiplen Transitionen sprechen wir, wenn ein Kind nach der Trennung der elterlichen Beziehung zumindest zwei weitere Übergänge erlebt. Veränderungen des Institutionalisierungsgrades werden nicht als Transition definiert. Lebt also ein Kind nach der Trennung mit der leiblichen Mutter und deren neuem Partner zusammen und schließen diese im weiteren Verlauf eine Ehe, stellt dies definitionsgemäß keine Transition dar. Aus Kindersicht lässt sich dies damit argumentieren, dass die Kohabitation den kindlichen Alltag zumeist stärker beeinflusst als der formale Institutionalisierungsgrad (Hawkins et al. 2006).

Wir nehmen eine Nachtrennungsperiode von acht Jahren in den Blick, kürzere Verläufe werden nicht berücksichtigt. Die Verwendung kürzerer und längerer Zeitspannen wurde ebenfalls geprüft, aber aus inhaltlichen und methodischen Gründen verworfen. Die Stichprobengröße beläuft sich auf 567 Kinder. Es werden Trennungen in der Periode 1980-2000 einbezogen (FFS: 1980-88, GGS: 1983-2000). Das multivariate Modell hat zum Ziel, die Determinanten der mütterlichen Partnerschaftsentwicklung nach einer Trennung auszumachen. Dabei werden drei verschiedene Kategorien der abhängigen Variablen „kohabitierende Partnerschaft der Mutter“ unterschieden:

- (1) keine Partnerschaft der Mutter (48,5%);
- (2) neue Partnerschaft und keine Trennung dieser Beziehung (38,5%);
- (3) Trennung der neuen Partnerschaft oder mehrere Partnerschaften (13,1%). Dies bezeichnen wir als multiple Übergänge.

10 Theoretisch könnte es sich bei diesen Übergängen auch um den biologischen Kinds Vater und nicht um einen neuen Partner handeln. Dies lässt sich auf Basis der Daten nicht differenzieren.

Welche Faktoren einen bestimmten Pfad wahrscheinlicher machen, wird mittels multinomialer logistischer Regression erschlossen (Agresti 2007). Dieses Modell wurde gewählt, weil es eine separate Schätzung der Determinanten multipler Transitionen zulässt. Die Gleichung hat folgende Form:

$$\frac{\pi_j}{\pi_J} = e^{\alpha_j + \beta_j x}$$

Die am stärksten besetzte Kategorie „keine Partnerschaft der Mutter“ (J=1) wird mit den beiden anderen Kategorien (j) gepaart, wodurch sich zwei Gleichungen ergeben, die simultan geschätzt werden. Ein Anstieg um eine Einheit in den unabhängigen Variablen (x) bewirkt eine Veränderung um β_j in den Odds, sich in Kategorie j im Vergleich zu Kategorie J zu befinden. Die durch das Einbeziehen von (potentiell) mehreren Kindern pro Familie entstehende Klumpung wurde mittels adjustierter Standardfehler korrigiert.

Die Wahl der unabhängigen Variablen ist insofern limitiert, als nur solche berücksichtigt werden können, deren Ausprägung im gesamten Beobachtungszeitraum von acht Jahren weitgehend konstant bleibt. Daher können einige potentiell relevante Einflussgrößen, wie etwa Einstellungen, Kontakthäufigkeit zum nicht-residenziellen Elternteil oder Vorhandensein einer LAT-Beziehung des residenziellen Elternteils nicht einbezogen werden. Wir haben uns zudem für ein sparsames Modell entschieden, da in multinomialen Modellen eine relativ große Anzahl an Koeffizienten geschätzt werden muss. Die fünf unabhängigen Variablen sind:

Anzahl der Geschwister zum Zeitpunkt der Trennung: Diese Variable unterscheidet Einzelkinder, Kinder mit einem sowie jene mit zwei und mehr Geschwistern. Sie inkludiert alle Kinder der Mutter, also Voll- und Halbgeschwister des Kindes.

Alter der Mutter zum Zeitpunkt der Trennung: Die Ausprägungen 17-27 Jahre, 28-31 Jahre und 32-46 Jahre wurden auf Basis von Terzilen gebildet.

Alter des jüngsten Kindes zum Zeitpunkt der Trennung: Die Kategorien 0-2 Jahre, 3-5 Jahre und 6-17 Jahre wurden auf Basis von Terzilen gebildet.

Höchste Bildung der Mutter zum Zeitpunkt der Umfrage: Die drei Bildungskategorien sind folgendermaßen definiert: „niedrig“ umfasst (nicht) abgeschlossene Pflichtschule, „mittel“ Lehre mit Berufsschule sowie Berufsbildende Mittlere Schulen ohne Matura (Abitur), „hoch“ umfasst höhere Schulen mit Matura, Akademien, Fachhochschulen und Universitäten.

Trennungsjahr: Hier werden die Jahre 1980-1989 und 1990-2000 unterschieden. Aufgrund der hohen Korrelation der Variablen *Alter der Mutter bei Trennung* und *Alter des jüngsten Kindes bei Trennung* trat im multivariaten Modell das Problem der Multikollinearität auf. Daher wurden zwei separate Modelle mit jeweils einer Variablen geschätzt. Im Ergebnisteil wird aufgrund der besseren Erklärungskraft jenes Modell, das die Variable *Alter der Mutter bei Trennung* einbezieht, vorgestellt. Die Resultate des zweiten Modells finden sich im Anhang und werden aufgrund der theoretischen Relevanz des Alters des jüngsten Kindes ebenfalls im Ergebnisteil diskutiert.

Neben den genannten Variablen wurden auch die Variablen Referenzbeziehung ehelich oder unehelich, Anzahl der bisherigen Partnerschaften, Urbanität der Mutter im Alter 15 und Religionsbekenntnis der Mutter getestet, aber aufgrund ihrer geringen Erklärungskraft aus dem endgültigen Modell ausgeschlossen. Tabelle 1 stellt die Verteilungen der unabhängigen Variablen dar.

Tabelle 1: Verteilung der unabhängigen Variablen

		in Prozent
Anzahl der Geschwister	0	32,3
	1	40,7
	2+	27,0
Alter der Mutter bei Trennung	bis 27 Jahre	36,3
	28-31 Jahre	29,8
	32+ Jahre	33,9
Alter des jüngsten Kindes bei Trennung	0-2	42,3
	3-5	26,5
	6-17	31,2
Bildung der Mutter	Niedrig	31,6
	Mittel	52,2
	Hoch	16,2
Jahr der Trennung	1980-1989	60,3
	1990-2000	39,7
	<i>n</i>	567

Quelle: Fertility and Family Survey 1995/96 und Generations and Gender Survey 2008/09 (eigene Berechnungen)

Zusätzlich wird auch die Gruppe jener Kinder, die multiple Transitionen erlebt haben, analysiert und die vorhergesagte Wahrscheinlichkeit multipler Transitionen nach verschiedenen Charakteristika geschätzt. Dabei wird ermittelt, welche Faktoren diese Wahrscheinlichkeit reduzieren können.

4. Ergebnisse

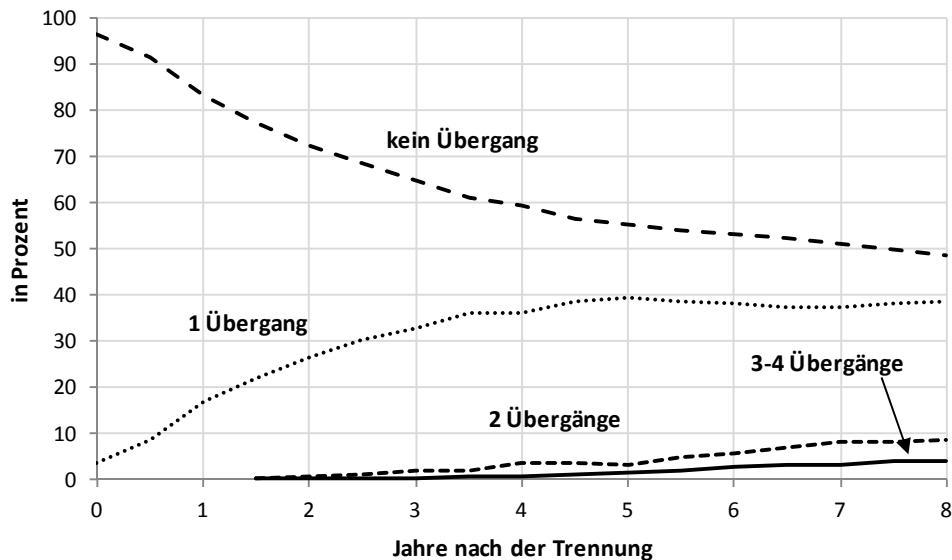
4.1 Deskription: Übergänge und Familienstrukturen nach einer elterlichen Trennung

Zunächst wird dargestellt, wie viele Übergänge Kinder in den ersten acht Jahren nach einer elterlichen Trennung erleben und innerhalb welcher Zeitspanne diese auftreten. Wie aus Abbildung 1 ersichtlich, erleben bis zum Ende des achten Jahres nach der elterlichen Trennung 49% keinen und 38% einen weiteren Übergang (d.h. Zusammenziehen der Mutter mit einem Partner). Eine Betrachtung im Zeitverlauf zeigt, dass ein Großteil der Dynamiken für jene Kinder, die maximal einen Übergang erleben, in den ersten vier Jahren nach der elterlichen Trennung stattfindet. Der Anteil von Kindern, die nach der elterlichen Trennung keine weiteren Übergänge erleben, sinkt innerhalb von acht Jahren mar-

kant: er beträgt am Ende des ersten Jahres nach der Trennung 83%, am Ende des vierten Jahres 59% und sinkt bis zum Ende des achten Jahres auf 49%. Umgekehrt verläuft die Dynamik für Kinder, die einen weiteren Übergang erleben.

Der Anteil an Kindern, welche multiple Übergänge (d.h. zumindest ein partnerschaftlicher Zusammenzug *und* eine Trennung) erleben, ist zunächst sehr klein, steigt allerdings stetig an. Am Ende des achten Jahres nach der elterlichen Trennung haben 9% der Kinder zwei und 4% drei oder mehr weitere Übergänge erlebt. Somit hat fast jedes siebte Kind mit getrennten Eltern im Verlauf von acht Jahren die Erfahrung multipler Transitionen gemacht und gehört damit, legt man die Ergebnisse bisheriger Forschungsarbeiten zugrunde, einer spezifischen Risikogruppe an.

Abbildung 1: Anzahl der Übergänge im mütterlichen Partnerschafts- bzw. Kohabitationsstatus, welche Kinder innerhalb von acht Jahren nach der elterlichen Trennung erleben

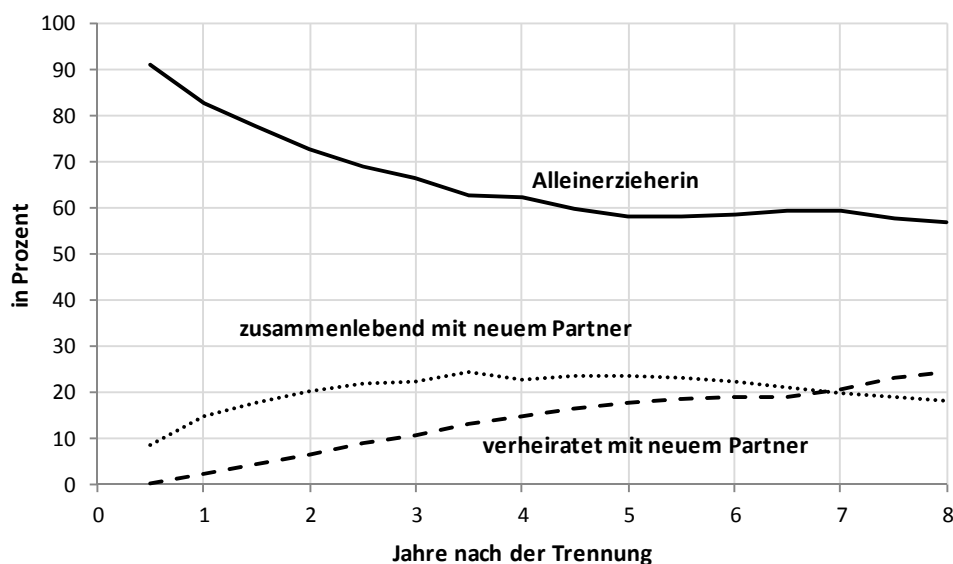


n = 567

Erläuterung: kein Übergang: keine Kohabitation der Mutter mit einem neuen Partner; 1 Übergang: Kohabitation; 2 Übergänge: eine Kohabitation und eine Trennung; 3-4 Übergänge: mehrere Kohabitationen und neuerliche Trennungen

Quelle: Fertility and Family Survey 1995/96 und Generations and Gender Survey 2008/09 (eigene Berechnungen)

Abbildung 2: Mütterlicher Partnerschafts- bzw. Kohabitationsstatus, in welchem Kinder innerhalb von acht Jahren nach der elterlichen Trennung leben



n = 567

Quelle: Fertility and Family Survey 1995/96 und Generations and Gender Survey 2008/09 (eigene Berechnungen)

Basierend auf Abbildung 2 wird nun die Frage beantwortet, in welchen familialen Lebensformen Kinder in den ersten acht Jahren nach einer elterlichen Trennung leben. Auch wenn der Fokus dieses Beitrags nicht auf dem Institutionalisierungsgrad der mütterlichen Partnerschaft liegt, trägt diese Analyse dazu bei, ein detaillierteres Bild der kindlichen Lebensverläufe zu erhalten. Acht Jahre nach der elterlichen Trennung leben 57% der Kinder mit einer alleinerziehenden Mutter, d.h. ohne neuen Partner der Mutter im Haushalt. 25% leben mit einer wiederverheirateten Mutter und 18% mit ihrer Mutter und deren nichtehelichem Partner. Im Zeitverlauf wird ersichtlich, dass auch aus diesem Blickwinkel der Großteil der Veränderungsprozesse für Kinder, welche keine multiplen Übergänge erleben, in den ersten vier Jahren nach der Trennung stattfindet. Der Anteil jener Kinder, die mit ihrer Mutter und deren neuem Partner im Haushalt leben, steigt in dieser Zeit rasch an. Nach den ersten vier Jahren finden Veränderungen im Institutionalisierungsgrad dieser Beziehungen statt, und nichteheliche Lebensgemeinschaften werden in Ehen übergeführt. Im Detail steigen ab etwa einem halben Jahr nach der elterlichen Trennung die Anteile jener Kinder, die mit ihrer Mutter und deren neuem Partner leben. Rund 15% der Kinder werden bereits im ersten Jahr nach der elterlichen Trennung mit einer neuen kohabitierenden Partnerschaft der Mutter konfrontiert. Vier Jahre nach der elterlichen Trennung steigt dieser Wert auf 38% (23% nichtehelich, 15% ehelich). Im Jahr Sieben nach der elterlichen Trennung ist das Verhältnis zwischen nichtehelichen und ehelichen Beziehungen schließlich ausgeglichen.

In Bezug auf alleinerziehende Mütter wird eine auffallende Diskrepanz zwischen den Abbildungen sichtbar: 57% der Kinder leben acht Jahre nach der Trennung mit einer alleinerziehenden Mutter (Abbildung 2), aber nur 49% der Kinder haben in diesem Zeitraum keine Übergänge erlebt (Abbildung 1). Diese Differenz ergibt sich aus einem Vergleich von Querschnitts- und Längsschnittsperspektive: Kinder, die im achten Jahr nach der Trennung mit einer alleinerziehenden Mutter leben (Querschnitt), haben aus Verlaufsperspektive entweder noch keine neue kohabitierende Partnerschaft der Mutter erlebt oder aber multiple Übergänge (nämlich entweder eine neue Kohabitation gefolgt von einer Trennung, d.h. 2 Übergänge, oder eine weitere Kohabitation sowie eine erneute Trennung, d.h. 4 Übergänge). Auf Basis der Daten zeigt sich, dass 14% jener Kinder, die acht Jahre nach der Trennung mit einer alleinerziehenden Mutter leben, bereits multiple Übergänge erlebt haben. Dies deutet darauf hin, dass die Anzahl an Transitionen, die Kinder erleben, bei der Betrachtung aus Querschnittsperspektive tendenziell unterschätzt wird.

4.2 Determinanten der Übergänge nach elterlicher Trennung

Im Folgenden wird analysiert, welche Determinanten die Wahrscheinlichkeit, (multiple) Übergänge zu erleben, erklären können (Abbildung 3¹¹). Aufgrund der besseren Lesbarkeit werden die Ergebnisse des multinomialen logistischen Modells in Form vorhergesagter Wahrscheinlichkeiten dargestellt.

Die *Anzahl der Geschwister* nimmt moderaten Einfluss auf die mütterlichen Partnerschaftsbiographien, die Kinder miterleben. Für Kinder mit zwei und mehr Geschwistern ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Mutter im Verlauf von acht Jahren nach der Trennung eine Kohabitation mit einem neuen Partner eingeht, mit 23% am geringsten; für Kinder mit keinem bzw. einem Geschwister liegt sie deutlich höher (42%). Für die Gruppe von Kindern, welche die meisten Veränderungen erleben, nämlich eine neuerliche Trennung bzw. mehrere Partnerschaften der Mutter, besitzt die Anzahl der Geschwister keine Erklärungskraft.

Der höchste Erklärungswert kommt dem *Alter der Mutter* zu. Je jünger die Mutter zum Zeitpunkt der Trennung war, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie in den acht Jahren danach mit einem weiteren Partner lebt. Kinder, deren Mutter der jüngsten Altersgruppe angehört, weisen eine fast doppelt so hohe Wahrscheinlichkeit auf, eine neue kohabitierende Partnerbeziehung ihrer Mutter zu erleben (56%), als Kinder mit einer Mutter in der ältesten Gruppe (32%). Die Wahrscheinlichkeit, multiple Übergänge zu erleben, wird ebenfalls durch das Alter der Mutter erklärt: für Kinder, deren Mutter bei der Trennung bis 27 Jahre alt war, beträgt diese 20%, während sie für Kinder mit Müttern der anderen Altersgruppen 9% (28-31) bzw. 4% (32 und älter) beträgt und damit signifikant niedriger liegt.

Das *Alter des jüngsten Kindes* beeinflusst ebenfalls, welche weitere mütterliche Partnerschaftsbiographie Kinder nach einer Trennung erleben.¹² Diese Variable wird, wie erwähnt, weitgehend durch das Alter der Mutter bestimmt. Kinder in Familien, in welchen das jüngste Kind unter drei Jahre ist, haben eine höhere Wahrscheinlichkeit, eine neue

11 Das entsprechende Modell befindet sich in Tabelle A1 (Appendix).

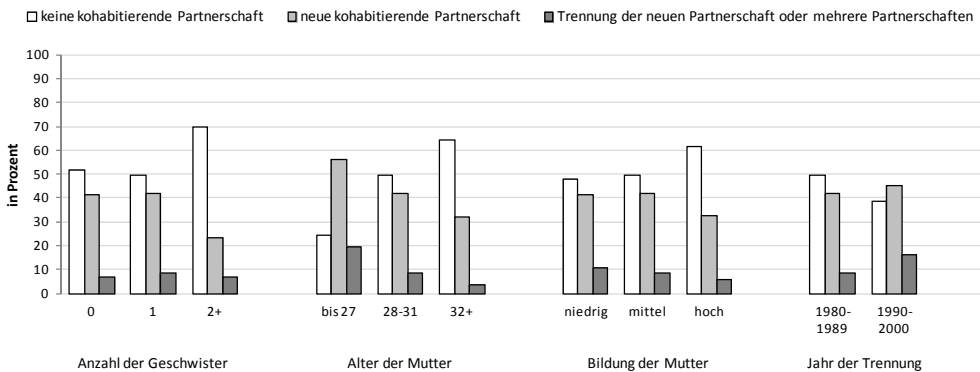
12 Das entsprechende Modell befindet sich in Tabelle A2 (Appendix).

mütterliche Partnerbeziehung zu erleben (51%) als jene, in deren Familien das jüngste Kind drei Jahre oder älter ist. Auch multiple Übergänge werden eher von Kindern in Familien mit sehr jungen Kindern erlebt. Das Risiko multipler Übergänge ist signifikant höher, wenn das jüngste Kind in der Familie zwischen null und zwei ist (13%), als wenn es sechs Jahre und älter ist (8%).

Ein weiterer Erklärungsfaktor ist das *Bildungsniveau der Mutter*. Kinder, deren Mutter ein niedriges bzw. mittleres Bildungsniveau aufweist, erleben mit einer höheren Wahrscheinlichkeit (41% bzw. 42%) mindestens eine neue kohabitierende Partnerbeziehung ihrer Mutter als jene, deren Mutter ein hohes Bildungsniveau aufweist (32%). Je niedriger die mütterliche Bildung, desto höher ist auch die Wahrscheinlichkeit des Kindes, multiple Übergänge zu erleben. Während diese Wahrscheinlichkeit für Kinder einer Mutter mit niedriger Bildung 11% beträgt, liegt sie für Kinder einer Mutter mit hoher Bildung bei 6%. Die einzelnen Bildungsgruppen unterscheiden sich nicht signifikant, was vermutlich auf die geringen Fallzahlen zurückgeführt werden kann.

Auch das *Jahr der Trennung* ist eine wesentliche Determinante der Erklärung kindlicher Lebensverläufe. Während in der älteren Kohorte (1980-1989) die Wahrscheinlichkeit für mindestens eine neue kohabitierende Partnerschaft der Mutter bei 42% liegt, beträgt sie für die jüngere Kohorte (1990-2000) 45%. Die Wahrscheinlichkeit für multiple Transitionen ist im Zeitverlauf deutlich gestiegen und ist in der jüngeren Kohorte signifikant höher (16%) als in der älteren (9%).

Abbildung 3: Determinanten der Anzahl der Übergänge im mütterlichen Partnerschafts- bzw. Kohabitationsstatus, welche Kinder innerhalb von acht Jahren nach der elterlichen Trennung erleben (vorhergesagte Wahrscheinlichkeiten)



n = 567

Quelle: Fertility and Family Survey 1995/96 und Generations and Gender Survey 2008/09 (eigene Berechnungen)

Abschließend wird nun gesondert die Gruppe jener Kinder, die nach der elterlichen Trennung multiple Übergänge erleben, analysiert. Zunächst wird geschätzt, wie hoch die Wahrscheinlichkeit für ein Kind ist, multiple Transitionen zu erleben, wenn alle bisher vorgestellten Faktoren dies begünstigen. Ausgangspunkt ist ein Kind, das zwei oder mehr

Geschwister hat. Die Mutter ist zum Zeitpunkt der Trennung 27 Jahre oder jünger, sie hat ein niedriges Bildungsniveau, und das Jahr der Trennung liegt zwischen 1990 und 2000. Treffen alle genannten Faktoren zu, so besitzt das Kind eine Wahrscheinlichkeit von 38%, multiple Transitionen zu erleben.

Nun gehen wir der Frage nach, welche hauptsächlichen Faktoren diese hohe Wahrscheinlichkeit multipler Übergänge in der genannten Gruppe reduzieren können. Die Ergebnisse sind in Tabelle 2 dargestellt und unterstreichen nochmals die Resultate der bisherigen Analysen: Ist die Bildung der Mutter nicht niedrig, sondern hoch, verringert sich die Wahrscheinlichkeit multipler Übergänge auf 21%. Fand die Trennung nicht zwischen 1990-2000 statt, sondern bereits in der Kohorte 1980-1989, so reduziert dies die Wahrscheinlichkeit multipler Übergänge auf 19%. Im Zeitverlauf ergibt sich also eine Halbierung des Risikos. Einen noch deutlich stärkeren Einfluss zeigt das Alter der Mutter zum Zeitpunkt der Trennung: beträgt dieses nicht maximal 27 Jahre, sondern ist die Mutter bereits 32 Jahre oder älter, so reduziert sich die Wahrscheinlichkeit multipler Übergänge auf 7%.

Tabelle 2: Vorhergesagte Wahrscheinlichkeit multipler Übergänge nach verschiedenen Charakteristika (multinomiales logistisches Modell)

Charakteristika	Wahrscheinlichkeit für multiple Übergänge
- 2+ Geschwister - Alter der Mutter bei Trennung: bis 27 Jahre - Niedrige Bildung der Mutter - Trennung 1990-2000	38,1%
- 2+ Geschwister - Alter der Mutter bei Trennung: bis 27 Jahre - Hohe Bildung der Mutter - Trennung 1990-2000	21,1%
- 2+ Geschwister - Alter der Mutter bei Trennung: bis 27 Jahre - Niedrige Bildung der Mutter - Trennung 1980-1989	19,2%
- 2+ Geschwister - Alter der Mutter bei Trennung: 32+ Jahre - Niedrige Bildung der Mutter - Trennung 1990-2000	7,4%

n = 567

Quelle: Fertility and Family Survey 1995/96 und Generations and Gender Survey 2008/09 (eigene Berechnungen)

5. Zusammenfassung und Diskussion

Die Zielsetzung des vorliegenden Beitrags war es, detailliert im Zeitverlauf zu analysieren, wie viele Übergänge Kinder in Österreich nach einer elterlichen Trennung erleben, wann diese stattfinden, in welchen mütterlichen Partnerschaftskonstellationen und familialen Lebensformen Kinder danach leben, und welche Determinanten die Wahrschein-

lichkeit von Transitionen beeinflussen. Damit wurde die bestehende Forschungslücke zur Häufigkeit familialer Übergänge nach einer elterlichen Trennung geschlossen.

Wir konnten zeigen, dass für jene Kinder, die nach der elterlichen Trennung keinen oder maximal einen Übergang erleben, ein Großteil der Dynamiken in den ersten vier Jahren nach der elterlichen Trennung stattfindet. In dieser Zeit erleben Kinder am ehesten, dass ihre Mutter mit einem neuen Partner zusammenzieht. Danach werden vielfach bereits bestehende Lebensgemeinschaften in Ehen überführt, und der Anteil jener Kinder, die multiple Transitionen erleben, steigt an. Dies entspricht in etwa bisherigen Befunden (Lankuttis/Blossfeld 2003; Wu/Schimmele 2005; Jaschinski 2011). Insgesamt haben in den ersten acht Jahren nach der Trennung rund 50% der Kinder keine und rund 40% genau eine weitere Transition erlebt. Fast jedes siebte Kind mit getrennten Eltern (13%) macht im Verlauf von acht Jahren die Erfahrung multipler Übergänge und gehört damit einer spezifischen Risikogruppe an.

Die Analyse der Determinanten der dahinter liegenden Dynamiken zeigt, dass die Lebensverläufe von Kindern nach einer elterlichen Trennung sowie die Wahrscheinlichkeit, multiple Transitionen zu erleben, besonders durch das Alter der Mutter erklärt werden können. Je jünger die Mutter zum Zeitpunkt der Trennung war, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie eine neue kohabitierende Partnerbeziehung eingeht. Außerdem verweist die Analyse kindbezogener Variablen darauf, dass multiple Transitionen mit deutlich höherer Wahrscheinlichkeit in Familien mit sehr jungen Kindern stattfinden. Diese Alterseffekte machen deutlich, dass früh erlebte Übergänge eng mit einer größeren Anzahl an Übergängen verwoben sind, und entsprechen bislang vorliegenden Ergebnissen (Lampard/Peggs 1999; Poortman 2007; Jaschinski 2011). Sie spiegeln einerseits die Mechanismen des Partnermarktes wider, wonach jüngere Frauen eine höhere Wahrscheinlichkeit haben, eine neue Partnerbeziehung einzugehen (Bumpass et al. 1990; Klein 1990; Ermisch 2002; Wu/Schimmele 2005), und sind andererseits konsistent mit Befunden, wonach ein höheres Alter der Mutter bei Stieffamiliengründung stabilere Lebensverläufe für Kinder nach einer elterlichen Trennung impliziert (Martin et al. 2011).

Darüber hinaus ist ein deutlicher Effekt des Trennungsjahres zu beobachten. Der Kohortenvergleich (1980-1989 sowie 1990-2000) zeigt, dass im Zeitverlauf die Wahrscheinlichkeit für Kinder, multiple Übergänge zu erleben, stark angestiegen ist. Aus Kindersicht bedeutet dies, dass elterliche Trennung zunehmend mit bewegten weiteren Verläufen verbunden ist. Es stellt sich die Frage, ob die steigende Häufigkeit von Transitionen zu einer „Normalisierung“ führen und so künftig die bislang bekannten negativen Auswirkungen multipler Übergänge verringern könnte. Mit den vorliegenden Daten lässt sich diese Frage nicht beantworten, und auch die fachliche Diskussion zu diesem Thema ist von sehr unterschiedlichen Befunden geprägt: Während einige Autor(inn)en eine elterliche Trennung generell als negativ für Kinder betrachten und davon ausgehen, dass es aus Kindersicht eine „gute Trennung“ nicht geben kann (Amato et al. 2011; Pryor 2011), betonen andere, dass dies unter bestimmten Rahmenbedingungen durchaus vorstellbar sei (Ahrons 2011). Qualitative Befunde für Österreich verweisen darauf, dass Scheidung und Trennung trotz gesteigerter Häufigkeiten und höherer normativer Akzeptanz nach wie vor als negative, eine Desorganisation der Familie verursachende Ereignisse betrachtet werden (Zartler 2012b). Dies ließe darauf schließen, dass ein Ansteigen multipler Transitionen nicht notwendigerweise positive Konsequenzen für Kinder im Sinne einer „Normalisierung“ nach sich zieht.

Ein weiterer Erklärungsfaktor ist das mütterliche Bildungsniveau. Je höher die mütterliche Bildung, desto niedriger ist die Wahrscheinlichkeit des Kindes, eine neue mütterliche Partnerbeziehung zu erleben. Dieses Ergebnis steht nicht im Einklang mit einigen Befunden (de Graaf/Kalmijn 2003; Fux 2011; Jaschinski 2011), kann aber damit erklärt werden, dass für hoch gebildete Frauen sowohl der Pool an geeigneten Partnern als auch der ökonomische Druck, eine neue Partnerbeziehung einzugehen, geringer ist als für jene mit niedriger Bildung (Lankuttis/Blossfeld 2003; Ott et al. 2011). Daraus resultierend ist eine Ausdifferenzierung kindlicher Lebenschancen abhängig von der Bildung ihrer Mütter denkbar (McLanahan 2004; Esping-Andersen 2009; Bertram et al. 2011).

Abschließend seien einige methodische Limitierungen des Beitrags erwähnt. Zunächst enthalten die verwendeten Datensätze keine Information über Partner, die nicht im gemeinsamen Haushalt leben. Dies führt zu einer Unterschätzung der Anzahl von neuen Beziehungen. Des Weiteren ist anzumerken, dass Trennungen, die früh im Beobachtungszeitraum stattfinden, die Wahrscheinlichkeit für multiple Transitionen erhöhen, da für diese Fälle ein größerer Beobachtungszeitraum erfasst wird, und somit nicht ausgeschlossen werden kann, dass das gewählte Modell eventuell nicht hinreichend zwischen früh erlebten ersten und zahlreichen weiteren Übergängen unterscheiden kann. Darüber hinaus wird im vorliegenden Datenmaterial angenommen, dass die Kinder hauptsächlich bei ihrer Mutter leben. Eine Differenzierung nach residenziellen und nicht-residenziellen Elternteilen würde die Analyse zusätzlich bereichern. Das Forschungspotenzial in Hinblick auf haushaltsübergreifende Familienkonstellationen erscheint groß, und zwar sowohl hinsichtlich quantitativer als auch qualitativer Aspekte (Entfernung, Zeit mit dem jeweiligen Elternteil, Beziehungsqualität).

Welche Implikationen ergeben sich für künftige Forschung in diesem Themenbereich? Sowohl für theoretische als auch empirische Zugänge erscheint es zielführend, starkes Augenmerk auf die Bedeutung familialer Übergänge zu legen und dieser Perspektive gegenüber einer statischen familienstrukturellen Betrachtung den Vorzug zu geben (Amato 2010). Unbedingt zu berücksichtigen ist dabei die Komplexität von Transitionsprozessen (Anderson/Greene 2005). Um ihre Bedeutung für Kinder, aber auch für Eltern und andere involvierte Personen angemessen erfassen zu können, sind Primärerhebungen unabdingbar. Ein Methodenmix aus quantitativen und qualitativen Zugängen scheint hier vielversprechend (Saint-Jacques et al. 2011). Die Inklusion von Beziehungen mit Partnern außerhalb des Haushalts und die Beschäftigung mit der Frage, welche Übergänge Kinder diesbezüglich erleben, ist ebenso erforderlich wie eine Ausweitung der Analysen auf den nicht-residenziellen Elternteil. Zudem sollten die Abläufe, Determinanten und Auswirkungen unterschiedlicher Transitionen verstärkt untersucht werden. Dabei geht es auch um die Frage, ob verschiedene Übergänge (Hinzukommen eines neuen Partners, neuerliche Trennung, usw.) jeweils als ähnlich stressreich für Kinder betrachtet werden können, und wie sich die Kumulation unterschiedlicher Übergänge auswirkt. Die Verknüpfung der hier vorliegenden Ergebnisse mit weiteren Variablen wie kindlichen Entwicklungsparametern oder dem Konfliktniveau von Familien würde ebenfalls eine Bereicherung darstellen (Wendt/Walper 2007; Schneewind/Walper 2008). Jedenfalls erscheint aufgrund der im Zeitverlauf gestiegenen Wahrscheinlichkeit für Übergänge und der daraus resultierenden Variabilität von Verläufen nach der elterlichen Trennung eine weitere Bearbeitung und Ausdifferenzierung der Perspektive multipler Transitionen zukunftsweisend.

Literatur

- Acock, A. C. & Demo, D. H. (1994). *Family diversity and well-being*. Thousand Oaks: Sage.
- Agresti, A. (2007). *An introduction to categorical data analysis*. New Jersey: John Wiley.
- Ahrons, C. R. (2011). Commentary on "Reconsidering the 'good divorce'". *Family Relations*, 60, 5, S. 528-532.
- Alt, C. & Bender, D. (1998). Kinder in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. In: Bien, W. & Schneider, N. F. (Hrsg.), *Kind ja, Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften*. Opladen: Leske + Budrich (DJI: Familiensurvey 7), S. 141-173.
- Alt, C. & Lange, A. (2011). Kindschaftskonstellationen in Vater-Mutter-Familien und in Einelternfamilien. In: Schwab, D. & Vaskovics, L. A. (Hrsg.), *Pluralisierung der Elternschaft und Kindschaft. Familienrecht, -soziologie und -psychologie im Dialog*. Opladen & Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich (Sonderheft 8 der Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research), S. 139-156.
- Amato, P. R. (1993). Children's adjustment to divorce: Theories, hypotheses, and empirical support. *Journal of Marriage and the Family*, 55, 1, S. 23-38.
- Amato, P. R. (2000). The consequences of divorce for adults and children. *Journal of Marriage and Family*, 62, 4, S. 1269-1287.
- Amato, P. R. (2010). Research on divorce: Continuing trends and new developments. *Journal of Marriage and Family*, 72, 3, S. 650-666.
- Amato, P. R., Kane, J. B. & James, S. (2011). Reconsidering the "good divorce". *Family Relations*, 60, 5, S. 511-524.
- Amato, P. R. & Sobolewski, J. M. (2001). The effects of divorce and marital conflict on adults children's psychological well-being. *American Sociological Review*, 66, 6, S. 900-921.
- Anderson, E. R. & Greene, S. M. (2005). Transitions in parental repartnering after divorce. *Journal of Divorce and Remarriage*, 43, 3, S. 47-62.
- Aquilino, W. S. (1996). The life course of children born to unmarried mothers: Childhood living arrangements and young adult outcomes. *Journal of Marriage and Family*, 58, 2, S. 293-210.
- Bastin, S. (2012). Dynamik alleinerziehender Mutterschaft. Partnerschaftsverläufe in der frühen Elternbiographie. In: Huinink, J., Kreyenfeld, M. & Trappe, H. (Hrsg.), *Familie und Partnerschaft in Ost- und Westdeutschland. Ähnlich und doch immer noch anders*. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich (Sonderheft 9 der Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research), S. 201-228.
- Bertram, H., Kohl, S. & Rösler, W. (2011). *Zur Lage der Kinder in Deutschland 2011/2012. Kindliches Wohlbefinden und gesellschaftliche Teilhabe*. Köln: Deutsches Komitee für UNICEF.
- Blau, P. M. (1994). *Structural contexts of opportunities*. Chicago: University of Chicago Press.
- Bumpass, L., Sweet, J. & Castro Martin, T. (1990). Changing patterns of remarriage. *Journal of Marriage and Family*, 52, 3, S. 747-756.
- Cavanagh, S. E. & Huston, A. C. (2006). Family instability and children's early problem behaviour. *Social Forces*, 85, 1, S. 551-585.
- Cooper, C., McLanahan, S., Meadows, S. & Brooks-Gunn, J. (2009). Family structure transitions and maternal parenting stress. *Journal of Marriage and Family*, 71, 3, S. 558-574.
- Cowan, P. A. & Hetherington, E. M. (1991). *Family transitions. Advances in family research*. Hillsdale: Erlbaum.
- de Graaf, P. & Kalmijn, M. (2003). Alternative routes in the remarriage market: competing-risk analyses of union formation after divorce. *Social Forces*, 81, 4, S. 1459-1498.
- Edin, K. & Kefalas, M. (2005). *Promises I can keep. Why poor women put motherhood before marriage*. Berkeley: University of California Press.
- Ermisch, J. (2002). *Trying again: Repartnering after dissolution of a union*. University of Essex: Institute for Social and Economic Research (Working Paper 2002-19).

- Esping-Andersen, G. (1990). *The three worlds of welfare capitalism*. Cambridge: Polity Press.
- Esping-Andersen, G. (2009). *The incomplete revolution: Adapting to women's new roles*. Cambridge: Polity Press.
- Feldhaus, M., Boehnke, M. & Krohn, F. (2011). Intergenerationale Transmission von Familienverläufen: Vererben sich familiäre Verläufe? Vortrag bei der 2. Nutzerkonferenz des Beziehungs- und Familienpanels pairfam, 23. Juni 2011, Technische Universität Chemnitz.
- Feldhaus, M. & Huinink, J. (2011). Multiple Elternschaften in Deutschland – eine Analyse zur Vielfalt von Elternschaft in Folgepartnerschaften. In: Schwab, S. & Vaskovics, L. A. (Hrsg.), *Pluralisierung der Elternschaft und Kindschaft. Familienrecht, -soziologie und -psychologie im Dialog*. Opladen & Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich (Sonderheft 8 der Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research), S. 77-104.
- Figdor, H., Barth-Richartz, J., Kränzl-Nagl, R. & Pelikan, C. (2006). *Evaluationsstudie über die Auswirkungen der Neuregelungen des KindRÄG 2001, insbesondere der Obsorge beider Eltern*. Wien: Bundesministerium für Justiz.
- Flowerdew, J. & Neale, B. (2003). Trying to stay apace: Children with multiple challenges in their post-divorce family lives. *Childhood*, 10, 2, S. 147-162.
- Fomby, P. & Cherlin, A. J. (2007). Family instability and child well-being. *American Sociological Review*, 72, S. 181-204.
- Fux, B. (2011). *Sozioökonomische Situation und soziale Beziehungen von Alleinerziehenden*. Würzburg: Ergon.
- Goldscheider, F. & Sassler, S. (2006). Creating stepfamilies: Integrating children into the study of union formation. *Journal of Marriage and Family*, 68, 2, S. 275-291.
- Graefe, D. R. & Lichter, D. T. (2007). When unwed mothers marry. The marital and cohabiting partners of midlife women. *Journal of Family Issues*, 28, 5, S. 595-622.
- Haas, B. (2009). Geschlechtergerechte Arbeitsteilung – theoretisch ja, praktisch nein! Eine Bilanz für österreichische Paarhaushalte mit Kindern. In: E. Appelt (Hrsg.), *Gleichstellungspolitik in Österreich. Eine kritische Bilanz*. Innsbruck, Wien & Bozen: Studienverlag, S. 135-148.
- Hawkins, D. N., Amato, P. R. & King, V. (2006). Parent-adolescent involvement: The relative influence of parent gender and residence. *Journal of Marriage and Family*, 68, 1, S. 125-136.
- Hill, M. S., Yeung, W.-J. J. & Duncan, G. J. (2001). Childhood family structure and young adult behaviors. *Journal of Population Economics*, 14, 2, S. 271-299.
- Hopf, G. (2011). Reformen und Reformbedarf des österreichischen Familienrechts vor dem Hintergrund europäischer Entwicklungen. In: Borić, T., Lurger, B., Schwarzenegger, P. & Terlitza, U. (Hrsg.), *Öffnung und Wandel – Die internationale Dimension des Rechts*. Wien: Lexis Nexis, S. 241-256.
- Jaschinski, I. (2011). Der Übergang in eine nacheheliche Partnerschaft: Eine vergleichende Analyse zwischen Männern und Frauen auf Basis des deutschen Generations and Gender Survey. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 23, 2, S. 219-240.
- Jensen, A.-M. (2009). Mobile children: Small captives of large structures? *Children & Society*, 23, 2, S. 123-135.
- Juby, H., Billette, J.-M., Laplante, B. & Le Bourdais, C. (2007). Nonresident fathers and children: Parents' new unions and frequency of contact. *Journal of Family Issues*, 28, 9, S. 1220-1245.
- Kiernan, K., McLanahan, S., Holmes, J. & Wright, M. (2011). *Fragile families in the US and UK*. Princeton: Center for Research on Child Well-Being (Working Paper WP 11-04-FF).
- Kiernan, K. & Mensah, F. (2010). Partnership trajectories, parent and child well-being. In: Hansen, K., Joshi, H. & Dex, S. (Hrsg.), *Children of the 21st century. The first five years*. Bristol: Policy Press, S. 77-94.
- Klein, T. (1990). Wiederheirat nach Scheidung in der Bundesrepublik. Eine empirische Überprüfung bislang vorliegender Theoreansätze aus der Perspektive des Lebensverlaufs. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 42, 1, S. 60-80.
- Klein, T. (2000). Partnerwahl zwischen sozialstrukturellen Vorgaben und individueller Entscheidungsautonomie. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 20, S. 229-243.

- Klein, T. (2001) (Hrsg.). *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lampard, R. & Peggs, K. (1999). Repartnering: The relevance of parenthood and gender to cohabitation and remarriage among the formerly married. *British Journal of Sociology*, 50, 3, S. 443-465.
- Lankuttis, T. & Blossfeld, H.-P. (2003). Determinanten der Wiederheirat nach der ersten Scheidung in der Bundesrepublik Deutschland. *Zeitschrift für Familienforschung*, 15, 1, S. 5-24.
- Lenz, K. (2006). *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lois, D. & Kopp, J. (2011). Elternschaftskonstellationen bei Alleinerziehenden. In: Schwab, D. & Vaskovics, L. A. (Hrsg.), *Pluralisierung der Elternschaft und Kindschaft. Familienrecht, -soziologie und -psychologie im Dialog*. Opladen & Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich (Sonderheft 8 der Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research), S. 59-76.
- Martin, V., Le Bourdais, C. & Lapierre-Adamcyk, É. (2011). Stepfamily instability in Canada – The impact of family composition and union type. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 23, 2, S. 196-218.
- McLanahan, S. (2004). Diverging destinies: How children are faring under the second demographic transition. *Demography*, 41, 4, S. 607-627.
- Oppenheimer, V. K. (1988). A theory of marriage timing. *American Journal of Sociology*, 94, 3, S. 563-591.
- Osborne, C. & McLanahan, S. (2007). Partnership instability and child well-being. *Journal of Marriage and Family*, 69, 4, S. 1065-1083.
- Ott, N., Hancioglu, M. & Hartmann, B. (2011). *Dynamik der Familienform „alleinerziehend“*. Gutachten. Berlin: Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- Pfau-Effinger, B. & Lewis, J. (1995). Gender and the evolution of European social policies. In: Leibfried, S. & Pierson, P. (Hrsg.), *European social policy. Between fragmentation and integration*. Washington: Brookings, S. 4-64.
- Poortman, A.-R. (2007). The first cut is the deepest? The role of the relationship career for union formation. *European Sociological Review*, 23, 5, S. 585-598.
- Prskawetz, A., Vikat, A., Philipov, D. & Engelhardt, H. (2003). Pathways to stepfamily formation in Europe: Results from the FFS. *Demographic Research*, 8, 5, S. 107-150.
- Pryor, J. (2011). Commentary on “Reconsidering the ‘good divorce’”. *Family Relations*, 60, 5, S. 525-527.
- Rutter, M. (1981). Stress, coping and development: some issues and some questions. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 22, 4, S. 323-356.
- Saint-Jacques, M.-C., Robitaille, C., Godbout, É., Parent, C., Drapeau, S. & Gagne, M.-H. (2011). The processes distinguishing stable from unstable stepfamily couples: a qualitative analysis. *Family Relations*, 60, S. 545-561.
- Schneewind, K. A. & Walper, S. (2008). Kinder in verschiedenen Familienformen. In: Hasselhorn, M. & Silbereisen, R. K. (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie des Säuglings- und Kindesalters*. Göttingen: Hogrefe, S. 571-616.
- Statistik Austria (Hrsg.) (2011). *Demographische Indikatoren 2010*. Wien: Statistik Austria.
- Statistik Austria (Hrsg.) (2012). *Demographisches Jahrbuch 2011*. Wien: Verlag Österreich.
- Statistik Austria (2013a). *Ehescheidungen seit 2012 nach ausgewählten Merkmalen*. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/scheidungen/022912.htm (Stand: 2013-08-03).
- Statistik Austria (Hrsg.) (2013b). *Familien- und Haushaltsstatistik 2012*. Wien: Verlag Österreich.
- Stegmann, D. (1997). *Lebensverläufe Alleinerziehender in West- und Ostdeutschland*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Sun, Y. & Li, Y. (2008). Stable postdivorce family structures during late adolescence and socio-economic consequences in adulthood. *Journal of Marriage and Family*, 70, 1, S. 129-143.
- Sweeney, M. M. (1997). Remarriage of women and men after divorce: The role of socioeconomic prospects. *Journal of Family Issues*, 18, 5, S. 479-502.
- Sweeney, M. M. (2010). Remarriage and stepfamilies: Strategic sites for family scholarship in the 21st century. *Journal of Marriage and Family*, 72, 3, S. 667-684.

- Tach, L., Mincy, R. B. & Edin, K. (2010). Parenting as a 'package deal': Relationships, fertility, and nonresident father involvement among unmarried parents. *Demography*, 47, 1, S. 181-204.
- Vikat, A., Thomson, E. & Prskawetz, A. (2004). Childrearing responsibility and stepfamily fertility in Finland and Austria. *European Journal of Population*, 20, 1, S. 1-21.
- Waldfoegel, J., Craigie, T.-A. & Brooks-Gunn, J. (2010). Fragile families and child wellbeing. *The Future of Children*, 20, 2, S. 87-112.
- Wendt, E.-V. & Walper, S. (2007). Entwicklungsverläufe von Kindern in Ein-Eltern- und Stieffamilien. In: Alt, C. (Hrsg.), *Kinderleben – Start in die Grundschule. Band 3: Ergebnisse aus der zweiten Welle*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 211-242.
- Wu, Z. & Schimmele, C. M. (2005). Repartnering after first union disruption. *Journal of Marriage and Family*, 67, 1, S. 27-36.
- Zartler, U. (2012a). Das Familienbild des ABGB und die Lebenssituation von Scheidungs- und Nachscheidungsfamilien. *Beiträge zur Rechtsgeschichte Österreichs*, 2, 1, S. 44-56.
- Zartler, U. (2012b). Die Kernfamilie als Ideal. Zur Konstruktion von Scheidung und Nachscheidungsfamilien. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 24, 1, S. 67-84.
- Zartler, U. (2013). Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Soziologische Analyse einer Lebensform. In: Österreichischer Juristentag (Hrsg.), *Verhandlungen des Achtzehnten Österreichischen Juristentages, Linz 2012. Zivilrecht: Neue Regelungen für nichteheliche Lebensgemeinschaften?* Wien: Manz, S. 24-46.
- Zartler, U. & Beham, M. (2011). Alleinerziehen. Alltägliche Herausforderungen im Umgang mit knappen Ressourcen. *SWS-Rundschau*, 51, 4, S. 383-404.

Eingereicht am/Submitted on: 21.11.2012

Angenommen am/Accepted on: 30.04.2013

Anschriften der Autorinnen/Addresses of the authors:

Dr. Ulrike Zartler (Korrespondenzautorin/Corresponding author)

Universität Wien
Institut für Soziologie
Rooseveltplatz 2
1090 Wien
Österreich/Austria

Dr. Caroline Berghammer

Universität Wien
Institut für Soziologie
Rooseveltplatz 2
1090 Wien
Österreich/Austria

Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital (IIASA, VID/ÖAW, WU)

Vienna Institute of Demography/Austrian Academy of Sciences

Wohllebengasse 12-14/6. Stock

1040 Wien

Österreich/Austria

E-Mail: ulrike.zartler@univie.ac.at

E-Mail: caroline.berghammer@univie.ac.at

Appendix

Tabelle A1: Determinanten der Anzahl der Übergänge im mütterlichen Partnerschafts- bzw. Kohabitationsstatus, welche Kinder innerhalb von acht Jahren nach der elterlichen Trennung erleben (multinomiales logistisches Modell)

Ref.: Keine kohabitierende Partnerschaft der Mutter	Neue kohabitierende Partnerschaft	Trennung der Partnerschaft oder mehrere Partnerschaften	
1	2	3	n
Anzahl der Geschwister			
0	0,95	0,73	183
1 (ref.)	1	1	231
2+	0,39**	0,56	153
Alter der Mutter			
Bis 27	2,73***	4,55***	206
28-31 (ref.)	1	1	169
32+	0,59	0,33*	192
Bildung der Mutter			
Niedrig	1,01	1,30	179
Mittel (ref.)	1	1	296
Hoch	0,62	0,54	92
Jahr der Trennung			
1980-1989 (ref.)	1	1	342
1990-2000	1,38	2,41**	225
Pseudo R2	0,11		
N	567		
Df	14		

Signifikanzniveaus: * $p < 0,10$, ** $p < 0,05$, *** $p < 0,01$

Quelle: Fertility and Family Survey 1995/96 und Generations and Gender Survey 2008/09 (eigene Berechnungen)

Tabelle A2: Determinanten der Anzahl der Übergänge im mütterlichen Partnerschafts- bzw. Kohabitationsstatus, welche Kinder innerhalb von acht Jahren nach der elterlichen Trennung erleben^a (multinomiales logistisches Modell)

Ref.: Keine kohabitierende Partnerschaft der Mutter	Neue kohabitierende Partnerschaft	Trennung der Partnerschaft oder mehrere Partnerschaften	
1	2	3	n
Anzahl der Geschwister			
0	1,33	1,29	183
1 (ref.)	1	1	231
2+	0,33***	0,42	153
Alter des jüngsten Kindes			
0-2	2,36***	2,47**	240
3-5	1,73	1,22	150
6-17 (ref.)	1	1	177
Bildung der Mutter			
Niedrig	1,03	1,45	179
Mittel (ref.)	1	1	296
Hoch	0,63	0,56	92
Jahr der Trennung			
1980-1989 (ref.)	1	1	342
1990-2000	1,20	2,17**	225
Pseudo R2	0,06		
n	567		
df	14		

Signifikanzniveaus: * $p < 0,10$, ** $p < 0,05$, *** $p < 0,01$

^a Wie Tabelle A1; die Variable *Alter der Mutter* wurde durch die Variable *Alter des jüngsten Kindes* ersetzt.

Quelle: Fertility and Family Survey 1995/96 und Generations and Gender Survey 2008/09 (eigene Berechnungen)

Kathrin Beckh, Sonja Bröning, Sabine Walper & Eva-Verena Wendt

Liebesbeziehungen junger Erwachsener aus Scheidungsfamilien

Eine Beobachtungsstudie zur intergenerationalen Transmission des Scheidungsrisikos

Romantic relationships of young adults from divorced families

An observational study on the intergenerational transmission of divorce

Zusammenfassung:

Diese Studie untersucht die Auswirkungen einer elterlichen Trennung auf Persönlichkeitseigenschaften, Beziehungsqualität und das beobachtete Konfliktverhalten von 42 jungen Paaren (Durchschnittsalter 22,86 J.; durchschnittliche Beziehungsdauer 3,04 J.). Für dyadische Analysen der Paardaten wird das Actor-Partner-Interdependence-Model (APIM) herangezogen. Personen aus Trennungsfamilien schreiben sich selbst geringere Beziehungskompetenzen zu und erleben mehr Partnerschaftskonflikte als Personen aus Kernfamilien (Actoreffekte). Partner von Personen aus Trennungsfamilien berichten einen geringeren Selbstwert und eine höhere Explosivität als Partner von Personen aus Kernfamilien und erleben mehr Ambivalenzen sowie eine geringere Zufriedenheit in der Beziehung (Partnereffekte). Neben weiteren geschlechtsspezifischen Befunden zeigt sich, dass die Beziehungsdauer viele Zusammenhänge moderiert. U.a. zeigen Männer aus Trennungsfamilien weniger autonome Verbundenheit im beobachteten Konfliktverhalten und dies insbesondere in längeren Beziehungen. Möglicherweise stellt die Partnerwahl einen wichtigen Faktor bei der intergenerationalen Transmission des Trennungsrisikos dar.

Schlagwörter: Scheidung, junges Erwachsenenalter, Beziehungsqualität, Interaktionsverhalten, intergenerationale Transmission, Dyadische Analysen, Partnerwahl

Abstract:

This study investigates the consequences of parental separation on personality variables, relationship quality and observed conflict behavior of 42 young German couples (average age = 22.86; average relationship duration = 3.04). The actor-partner-interdependence model is used for dyadic data analysis of couple data. Individuals from separated families report weaker relationship skills and more relationship conflicts than individuals from nuclear families (actor effects). Partners of individuals from separated families report less self-worth and more explosiveness than partners of individuals from nuclear families and experience more ambivalence and less satisfaction in their relationship (partner effects). Besides some gender-specific findings, the relationship duration moderates the association of family type with many correlations. Among others, men from separated families exhibit less autonomous relatedness in their observed conflict behaviour and this is more pronounced in long-term relationships. Our findings suggest that mate selection could be an important factor in the intergenerational transmission of separation risks.

Key words: divorce, young adulthood, relationship quality, interaction behavior, intergenerational transmission, dyadic analyses, mate selection

Eine Reihe von Studien hat gezeigt, dass eine Trennung oder Scheidung der Eltern für die betroffenen Kinder nicht nur einen Risikofaktor hinsichtlich ihres Wohlbefindens, ihrer schulischen Leistungen und ihrer sozialen Beziehungen darstellt (z.B. Amato 2001; Storksen et al. 2006), sondern zudem ein Belastungspotenzial für spätere Liebesbeziehungen im Erwachsenenalter birgt: Es gilt inzwischen als gut belegt, dass Kinder aus Trennungsfamilien auch selbst ein erhöhtes Scheidungsrisiko aufweisen (z.B. Amato/ DeBoer 2001; Diefenbach 2000; Diekmann/Engelhardt 2002; Dronkers/Härkönen 2008) und eine geringere Beziehungsqualität erleben (z.B. Cui/Fincham 2010; Kunz 2001). Sie beschreiben ihre Liebesbeziehungen als konfliktreicher (z.B. Booth/Edwards 1989; Tallman et al. 1999), weniger vertrauensvoll (z.B. van Schaik/Stolberg 2001; Jacquet/Surra 2001) und haben weniger Zuversicht in die langfristige Stabilität ihrer Beziehungen (z.B. Whitton et al. 2008). In einer Reihe von Studien lässt sich darüber hinaus ein geringeres Commitment sowie positivere Einstellungen gegenüber einer Scheidung nachweisen (z.B. Cui/Fincham 2010; Cui et al. 2011; Miles/Servaty-Seib 2010; Riggio/Weiser 2008; Weigel 2007). Die Befundlage ist jedoch keineswegs eindeutig, denn einige Studien finden keine Unterschiede hinsichtlich der Intimität in Liebesbeziehungen von Personen aus Trennungsfamilien (z.B. van Schaik/Stolberg 2001; Burns/Dunlop 2000) oder beziehungsrelevanten Einstellungen bzw. Commitment (z.B. Booth/Edwards 1989; Jacquet/ Surra 2001; van Schaik/Stolberg 2001). Somit ist eine differenzielle Sichtweise angezeigt, die nach zentralen Transmissionsmechanismen des Scheidungsrisikos fragt. Unser Blick richtet sich hierbei nicht nur auf problematische individuelle Merkmale und Beziehungskompetenzen von Individuen aus Trennungsfamilien, sondern auch auf das Interaktionsgeschehen in der Dyade.

1. Erklärungsansätze zur Transmission des Scheidungsrisikos

Eine elterliche Trennung stellt eine Kumulation von Stressoren dar, die oft bereits lange vor der Trennung sowie auch in belasteten Kernfamilien wirken (Amato 2010, 2000). Es ist daher weder möglich noch sinnvoll, die nachfolgend dargestellten Erklärungsansätze für die Transmission des Trennungsrisikos voneinander zu „isolieren“. Während manche Ansätze die Tatsache der elterlichen Trennung als eigenständigen Stressor für die betroffenen Kinder betonen, stellen andere vor allem vermittelnde Variablen wie Erziehungsverhalten, elterliche Konflikte oder ökonomische Deprivation in den Vordergrund (Walper/Beckh 2006). Diskutiert wird auch ein möglicherweise schwieriges genetisches Erbe, das eine Scheidung durch die Weitergabe problematischer Persönlichkeitseigenschaften wahrscheinlich macht (z.B. Jocklin et al. 1996). Mittlerweile gibt es jedoch Hinweise, dass der genetische Einfluss z.B. bei externalisierendem und antisozialem Problemverhalten im Zusammenhang mit einer Trennung oder Scheidung der Eltern hinter dem Umwelteinfluss zurückbleibt (D’Onofrio 2004).

1.1 „Push-Faktor“ und ungünstige Partnerwahl

Scheidungsbedingte Stressoren wie ökonomische Deprivation, geringere elterliche Zuwendung und höhere Anforderungen an die Eigenständigkeit der Kinder (Sessa/Steinberg 1991)

können dazu führen, dass die betroffenen Kinder früher die Schule verlassen, seltener studieren, und damit ökonomische Belastungen in ihren weiteren Lebensverlauf mitnehmen (McLanahan/Bumpass 1988). Dieser „push-Faktor“ aus dem Elternhaus besteht auch auf emotionaler Ebene. So wurden für Kinder aus Trennungsfamilien eine frühzeitige Aufnahme erster romantischer Beziehungen (Gray/Steinberg 1999), eine frühere Heirat (z.B. Wallerstein/Lewis 2001), und eine erhöhte Anzahl an Sexualpartnern nachgewiesen (z.B. Sinclair/Nelson 1998). Durch das frühzeitige Verlassen der Familie im sehr jungen Erwachsenenalter machen diese Personen häufig relativ frühe Erfahrungen in außerfamilialen Beziehungskontexten. Booth und Edwards (1989) sehen dies als möglichen Risikofaktor, da Kinder geschiedener Eltern möglicherweise zu problematischen Partnerwahlstrategien neigen, indem sie jung heiraten und bei der Partnerwahl weniger selektiv vorgehen.

Aber auch die einer Partnerschaft zu Grunde gelegten Bewertungen könnten Einfluss auf problematische Partnerwahlprozesse nehmen: Wer in seinem Elternhaus eine konfliktbehaftete und instabile Paarbeziehung beobachtet hat, besitzt möglicherweise niedrigere Ansprüche an die Qualität und Stabilität der eigenen Paarbeziehung (Weigel 2007). Darüber hinaus wird das Partnerwahlverhalten nicht nur durch die wahrgenommene Ähnlichkeit in der Attraktivität eines Partners bestimmt, sondern auch durch das eigene Selbstbild: Wer sich selbst mehr positive Eigenschaften zuschrieb, war auch in der Wahl des Partners selektiver (Buston/Emlen 2003). Da eine Scheidung oder Trennung der Eltern sich auch negativ auf das Selbstbild auswirken kann (Walper/Beckh 2006), könnten Kinder aus Trennungsfamilien unbewusst weniger selektiv in ihrer Partnerwahl vorgehen, was wiederum das Scheidungsrisiko erhöhen würde. Das Partnerwahlverhalten im Kontext von Trennung und Scheidung ist bislang kaum erforscht (Erola et al. 2012), wobei es insbesondere an Untersuchungen mangelt, die auch Beziehungswahrnehmung und das Verhalten der Partner mit einbeziehen.

1.2 Elterliche Konflikte als Sozialisationskontext

Die Auswirkungen von Partnerschaftsproblemen der Eltern auf Verhaltensprobleme der Kinder in deren Partnerschaft sind gut belegt (Amato/DeBoer 2001; Conger et al. 2000; Halford et al. 2000; Herzog/Cooney 2002). Insbesondere *elterliche Konflikte* vor, während und nach der Trennung scheinen eine problematische Entwicklung der Kinder zu begünstigen. So berichten Booth und Edwards (1989), dass der negative Einfluss unglücklich verheirateter Eltern auf die Partnerschaft der betroffenen Kinder wesentlich größer war als der Effekt der Scheidung an sich. Elterliche Konflikte beeinträchtigen dabei die Eltern-Kind-Beziehung („spill-over“-Effekt; Stone et al. 2002; Walper/Schwarz 2001; Riggio 2004), was sich in einer geringeren Verhaltenskontrolle durch die Eltern, inkonsistentem Erziehungsverhalten, geringerer Wärme und emotionaler Verfügbarkeit sowie psychischen Kontrollmechanismen wie intrusivem Erziehungsverhalten oder Koalitionsdruck äußern kann. Hieraus resultiert häufig externalisierendes und internalisierendes Problemverhalten der Kinder (Davies et al. 2002), welches dann die spätere Gestaltung intimer Beziehungen unterminieren kann.

Die populäre Annahme vor dem Hintergrund sozial-kognitiver Lerntheorien, Kinder übernehmen aggressiv-feindseliges Konfliktverhalten ihrer Eltern im Sinne des Modelllerns, konnte hingegen empirisch nicht bestätigt werden (Davies et al. 2002; Conger et

al. 2000). Diese Annahme setzt voraus, dass das Verhalten vor allem bei guter Beziehung zum Rollenvorbild imitiert wird. Stattdessen sind es neben der beeinträchtigten Beziehung zu den Eltern, vor allem die intensiven emotionalen Stressreaktionen der Kinder bei elterlichen Auseinandersetzungen, welche die emotionale Sicherheit der Kinder beeinträchtigen und Ängste bezüglich der Stabilität von Beziehungen auslösen (Cummings/Davies 1994). Warme und entwicklungsangemessene Erziehungspraktiken der Eltern sowie eine sichere Bindung an die Mutter fördern hingegen soziale und emotionale Kompetenzen und somit einen Interaktionsstil, der sich positiv auf die spätere Beziehungsgestaltung des Kindes auswirkt (Conger et al. 2000; Winter/Grossmann 2002).

1.3 Kognitionen und Einstellungen zu Partnerschaft und Familie

Obwohl elterliche Konflikte sich als starker Einflussfaktor erwiesen haben, sprechen einige Befunde für eine zusätzliche Wirkung des Trennungseignisses an sich. Walper und Beckh (2006) berichten, dass die elterliche Trennung einen eigenständigen negativen Effekt auf die Liebesbeziehungen Jugendlicher hatte, selbst wenn die Qualität der Beziehung zur Mutter sowie elterliche Konflikte kontrolliert wurden. Amato und DeBoer (2001) zeigten in einer Längsschnittstudie, dass Scheidungskinder ein erhöhtes Risiko für eine eigene Scheidung aufwiesen, Kinder aus konfliktbehafteten Kernfamilien jedoch nicht. Hier war das Scheidungsrisiko für Kinder besonders hoch, wenn Eltern ein *niedriges* Konfliktniveau berichteten. Sie folgern daraus, dass die elterliche Scheidung als Möglichkeit zur Auflösung einer Beziehung erlebt wird, so dass Beziehungen als weniger verlässlich eingeschätzt werden. Daraus könnte eine niedrigere Bindung an die Ehe („Commitment“) resultieren, die wiederum für niedrigere Investitionen in das unsichere Lebensmodell „Ehe“ sorgt. Tatsächlich belegt eine Reihe von Untersuchungen ein geringeres Commitment für Scheidungskinder sowie eine positivere Einstellung gegenüber einer Scheidung (z.B. Cui/Fincham 2010; Cui et al. 2011; Miles/Servaty-Seib 2010; Whitton et al. 2008). So findet eine Reihe von Studien bei Scheidungskindern weniger positive Einstellungen zu Beziehungen und Familie (Burns/Dunlop 2000; Cui/Fincham 2010; Riggio/Weiser 2008; Weigel 2007; Whitton et al. 2008). Insgesamt ist die Befundlage jedoch nicht eindeutig. So finden eine Reihe von Studien keine Unterschiede im Hinblick auf Commitment oder die Einstellungen zu Partnerschaft und Scheidung (z.B. Booth/Edwards 1989; Jacquet/Surra 2001; van Schaik/Stolberg 2001; Riggio 2004). Die vorsichtigeren Einstellung, die Kinder aus Trennungsfamilien gegenüber Beziehungen an den Tag legen, muss aber nicht notwendigerweise im Sinne einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung wirken. Hetherington und Kelly (2003) stellen fest, dass junge Menschen aus Trennungsfamilien sich zwar für „scheidungsgefährdet“ halten, im Leben und in ihren Partnerschaften aber oft gut zurechtkommen. Vielleicht ist ihre Wahrnehmung auch nur besonders sensibilisiert für das Auftreten von Beziehungsschwierigkeiten.

1.4 Prozessorientierung und dyadischer Blick

Wie die bislang berichteten Befunde zeigen, kann eine elterliche Trennung einen Risikofaktor sowohl für individuelle Merkmale von Erwachsenen aus Scheidungsfamilien als auch

für die Partnerwahl und somit die Passung der Partner darstellen. Wenig Augenmerk wurde bisher jedoch auf die Dynamik gerichtet, die sich in einer Beziehung zwischen den Partnern über die Zeit hinweg entfaltet. Einige Autoren haben jedoch bereits darauf hingewiesen, dass die Bedeutung von Einflüssen aus der Herkunftsfamilie sich mit der Eigendynamik von Kommunikationsprozessen in Liebesbeziehungen im Laufe der Zeit wandelt. Schneewind und Gerhard (2002) untersuchten über fünf Jahre den Einfluss von beziehungsrelevanten Persönlichkeitsfaktoren (Beziehungskompetenz, Empathie und Vulnerabilität) und Konfliktlösungsmustern des Paares auf die Beziehungszufriedenheit. Ihre Befunde zeigen, dass der Umgang mit Konflikten in der Partnerschaft über die gesamte Zeit stark durch die Persönlichkeit der Partner geprägt wird. Am Anfang der Beziehung hatten Persönlichkeitsfaktoren jedoch noch einen starken direkten Einfluss auf die partnerschaftliche Zufriedenheit, während diese nach fünf Jahren ausschließlich durch den gemeinsamen Konfliktlösungsstil mediiert wurden. Die Persönlichkeitsfaktoren korrelierten jedoch durchgehend stark mit den Konfliktlösestilen, sodass von einem dauerhaft starken (wenn auch zunehmend indirekten) Effekt gesprochen werden kann. In ähnlicher Weise fanden Karney und Bradbury (1997), dass Persönlichkeitsmerkmale wie Neurotizismus nur zu Beginn auf die Beziehungszufriedenheit einwirkten, während nach vier Jahren nur noch die beobachtete Interaktion zwischen den Partnern die Zufriedenheit mit der Beziehung vorhersagte. Tallman et al. (1999) stellten ebenfalls fest, dass sich individuelle Faktoren wie eine elterliche Scheidung, Erfahrungen im Elternhaus oder negatives Selbstbild nur im ersten Jahr frisch verheirateter Paare einen direkten Einfluss auf die Häufigkeit und Intensität partnerschaftlicher Konflikte haben, während später vor allem dyadische Faktoren (Vertrauen, wahrgenommenes Ausmaß des Konfliktes) eine Rolle spielten. In einer weiteren Studie zeigten sich Unterschiede zwischen Kindern aus Scheidungs- und aus Kernfamilien nur in kurzzeitigen Beziehungen, nicht in längerfristigen Partnerschaften (Jacquet/Surra 2001). Die Autoren vermuten daher, dass Beziehungen eine „heilende Funktion“ haben können, indem sie „Lerngelegenheiten“ für neue Verhaltensweisen bieten (Tallman et al. 1999).

Somit scheint nicht nur wichtig zu sein, was ein Individuum in eine Beziehung mitbringt, sondern auch *auf wen es trifft*. Owens et al. (1995) untersuchten die Beziehungsrepräsentation von Paaren zu ihren Eltern und zueinander und stellten fest, dass Menschen mit einer sicheren Bindung zu ihren Eltern, die einen unsicher gebundenen Partner hatten, innerhalb der Beziehung oft unsicher gebunden waren (genauso gab es auch den umgekehrten Effekt). Daher sprechen die Autoren von einer Ko-Konstruktion der Repräsentationen innerhalb der laufenden Partnerschaft. Zwar stellt das Verhalten den entscheidenden Mediator zwischen den Beziehungspersönlichkeiten beider Partner und der Beziehungsqualität dar, jedoch wird dieses nicht ausschließlich von der Herkunftsfamilie geprägt, sondern orientiert sich auch an dem Verhalten des jeweiligen Gegenübers. So weisen beispielsweise Robins, Caspi und Moffit (2000) nach, dass die Beziehungszufriedenheit von der Qualität der Emotionalität des Partners abhängt. Bisherige Befunde sprechen dafür, dass insbesondere die Männer in der Partnerschaft durch die Familienkonstellation der Frau in der Herkunftsfamilie geprägt werden. So profitieren Männer aus Trennungsfamilien von einer Frau aus einer intakten Herkunftsfamilie und berichten dann über mehr Vertrauen in der Partnerschaft (Jacquet/Surra 2001). Umgekehrt zeigen Männer von Frauen aus Scheidungsfamilien mehr negatives Kommunikationsverhalten und weniger konstruktives Problemlösen (Sanders et al. 1999).

2. Forschungsfragen und Methode

2.1 Fragestellung

Vor dem Hintergrund des Zusammenspiels zwischen Persönlichkeitsmerkmalen, Kommunikationsmustern innerhalb der Beziehung, Partnerwahlprozessen und dem Einfluss der Beziehungsdauer ergeben sich für unsere Untersuchung die folgenden Fragestellungen:

- (1) Gibt es Zusammenhänge zwischen einer Trennung bzw. Scheidung der Eltern und a) den Persönlichkeitsmerkmalen bzw. Persönlichkeitsmerkmalen des Partners (Partnerwahlprozesse), b) der Beziehungsqualität und c) dem beobachteten Interaktionsverhalten?

Aufgrund der bisherigen Befundlage wird davon ausgegangen, dass sich in Folge einer elterlichen Scheidung bei Paaren im jungen Erwachsenenalter negative Konsequenzen in allen drei genannten Bereichen nachweisen lassen.

- (2) Explorativ werden bei allen Analysen Unterschiede in Abhängigkeit vom Geschlecht überprüft. Dabei spricht die bisherige empirische Befundlage eher für eine stärkere Belastung der Frauen aus Trennungsfamilien (Mustonen et al. 2011; Jacquet/Surra 2001; Herzog/Cooney 2002) bzw. für eine stärkere Belastung des Paarsystems, wenn die Frau aus einer Scheidungsfamilie stammt (Sanders et al. 1999).
- (3) Darüber hinaus wird explorativ untersucht, ob die Zusammenhänge zwischen einer Trennung bzw. Scheidung der Eltern und Merkmalen der Partnerwahl, der Beziehungsqualität und des Interaktionsverhaltens durch die Partnerschaftsdauer moderiert werden. Die empirische Befundlage spricht dabei eher für eine stärkere Belastung aufgrund der elterlichen Trennung in kurzfristigen Beziehungen (z.B. Tallman et al. 1999; Jacquet/Surra 2001; Karney/Bradbury 1997).

Die Studie weist drei Besonderheiten im Vergleich mit ähnlichen Studien auf: Zum einen stützt sie sich nicht nur auf Selbstauskünfte, sondern auch auf Beobachtungsdaten, geleitet von der Annahme, dass problematische Verhaltensmuster den Betroffenen möglicherweise nicht bewusst zugänglich sind. Zum anderen bezieht sie die Auskünfte und das beobachtete Verhalten der Partner mit ein, um zu prüfen, ob ein möglicher Transmissionsmechanismus von Scheidung in einer problematischen Partnerwahl begründet sein kann. Und schließlich nimmt sie bei der Untersuchung der Beziehungsqualität auch die Beziehungsdauer in den Blick, mit deren Verlauf sich vielleicht auch der Einfluss der Herkunftsfamilie wandelt.

2.2 Stichprobe

Die Daten stammen aus dem DFG-Projekt „Familienentwicklung nach Trennung der Eltern“, im Rahmen dessen die Entwicklungsverläufe von Jugendlichen aus Kern- und Trennungsfamilien über einen Zeitraum von sechs Jahren bis ins junge Erwachsenenalter verfolgt wurden (Walper/Beckh 2006; Beckh/Walper 2007). Personen, die zum Zeitpunkt der 4. Erhebungswelle mindestens 18 Jahre alt waren und angaben, aktuell in einer Partnerschaft zu leben, wurden gebeten, gemeinsam mit ihrem Partner/ihrer Partnerin an einer Intensivbefragung

teilzunehmen, welche neben einer schriftlichen Befragung auch halbstrukturierte Interviews sowie eine Interaktionsaufgabe umfasste. Vollständige Daten liegen für insgesamt 48 Paare vor. Für die vorliegende Studie wurden 6 Paare ausgeschlossen, bei welchen einer der Partner einen Elternteil durch Tod (ohne vorhergehende Trennung) verloren hatte.

Bei den ausgewählten 42 Paaren erlebten insgesamt 39 Personen die Trennung/Scheidung der Eltern (18 Männer, 21 Frauen). Bei 13 Paaren wuchsen beide Partner in einer Kernfamilie auf, bei 10 Paaren erlebten beide Partner eine Trennung oder Scheidung der Eltern, bei 11 Paaren stammt nur die Frau aus einer Trennungsfamilie, bei 8 Paaren nur der Mann ($\chi^2 = .39$, $df = 1$, n.s.). Die Beziehungsdauer betrug im Mittel 3.01 Jahre ($SD = 3.74$, Range: 0.76-7.50 Jahre), wobei die Trennung der Eltern keinen Einfluss auf die Beziehungsdauer hatte. Das Alter der Teilnehmer(innen) lag im Schnitt bei 22.86 Jahren ($SD = 3.75$ Jahre). 12 Paare (28,6%) lebten in einem gemeinsamen Haushalt, wobei alle bis auf ein Paar kinderlos waren. 73,8% der Teilnehmer(innen) hatten als höchsten Schulabschluss Abitur oder Fachabitur, 19,1% mittlere Reife und 6,0% Hauptschulabschluss oder keinen Schulabschluss.

2.3 Durchführung

Die Paare wurden aus erhebungstechnischen Gründen (v.a. Wegzug der Teilnehmer aus den zentralen Befragungsorten München, Essen, Dresden, Leipzig und Halle/Saale) zum Teil bei sich zu Hause, zum Teil in Räumen der Universität befragt. Nach einem gemeinsamen Interview mit beiden Partnern, erfolgte die Videoaufzeichnung eines zehnminütigen Konfliktgesprächs zwischen den Partnern. Im Anschluss daran wurden die Partner nacheinander getrennt voneinander interviewt, während der jeweils andere Partner einen Fragebogen ausfüllte.

2.4 Erhebungsinstrumente

Verhaltensbeobachtung

Per Videokamera wurde ein zehnminütiges Konfliktgespräch zwischen den Partnern gefilmt. Das Gespräch wurde mit folgender Frage eingeleitet: „In Partnerschaften gibt es immer wieder auch Meinungsverschiedenheiten. Uns interessiert, wie Sie beide sich bei einem Konflikt oder einer Meinungsverschiedenheit verhalten. Bitte wählen Sie einen Konflikt ‚mittlerer Güte‘, d.h. ein Thema, das bei Ihnen schon gelegentlich mal als problematisch aufgetaucht ist, aber keines, über das Sie sich ständig in den Haaren haben und wo die Fronten verfestigt sind.“ Nachdem sich die Partner auf ein Thema geeinigt hatten, wurden sie aufgefordert, sich in die Situation hineinzusetzen und zehn Minuten über das Thema zu diskutieren. Die/der Interviewer(in) verließ während des Konfliktgesprächs den Raum.

Die Konfliktgespräche wurden von vier Studentinnen transkribiert und unter Anleitung ausgewertet, wobei diese keinerlei Informationen bezüglich der aktuellen oder längsschnittlichen Daten der Teilnehmer hatten (Kappa-Range = .70-.94). Der Auswertung lag eine von Becker-Stoll und anderen (1996) übersetzte und modifizierte Version des „Autonomy and Relatedness Coding System“ von Joseph Allen (1995) zugrunde. Dieses Auswertungssystem beurteilt jede Aussage der Interaktionsteilnehmer danach, ob sie Autonomie und Ver-

bundenheit in der Beziehung fördern oder verhindern. Für die hier vorliegende Studie wurde eine Reihe von Subskalen zu zwei Globalskalen zusammengefasst. Die Globalskala *Autonome Verbundenheit* setzt sich dabei aus den Subskalen „Argumentationsgüte“, „Selbstvertrauen beim Äußern von Meinungen“, „Zustimmung/Bestätigung“ und „konstruktiv engagierte Interaktion“ zusammen (Cronbach's Alpha = .71) und bildet ein positives, konstruktives Interaktionsverhalten ab. Die Globalskala *Negatives Interaktionsverhalten* setzt sich aus den Subskalen „Vermengen von Sach- und Personenebene“, „Druck ausüben/den anderen zur Zustimmung drängen“ und „feindseliges Verhalten“ zusammen (Cronbach's Alpha = .65).

Indikatoren aus dem Fragebogen

In Tabelle 1 sind alle für die folgenden Analysen ausgewählten Skalen aus dem Fragebogen dargestellt.

Tabelle 1: Herangezogene Skalen aus dem Fragebogen

Skala	Zusammensetzung od. Beispielitem	Items	Alpha ¹	Quelle
(1) Allgemeine und beziehungsbezogene Persönlichkeitseigenschaften				
Allgemeine Persönlichkeitseigenschaften:				
Selbstwert	„Ich bin genauso viel wert wie andere Menschen“	10	.84	Rosenberg Self-Esteem Scale (1965)
Depressivität	„Während der letzten Woche fühlte ich mich oft einsam“	15	.86	Kurzform Allgemeine Depressionsskala (Hautzinger/Bailer 1993)
Explosivität	„Ich gerate schnell in Wut“	5	.80	Melzer (Arbeitsgruppe Schulevaluation 1998)
Beziehungsbezogene Persönlichkeitseigenschaften:				
Negative Beziehungseigenschaften – Selbst	„Ich fühle mich schnell verletzt“	10	.67	Amato (1996); eigene Übersetzung
Negative Beziehungseigenschaften – Partner ²	„Er /sie fühlt sich schnell verletzt“	10	.64	Amato (1996); eigene Übersetzung
(2) Beziehungsqualität				
Gefühlte Sicherheit und Nähe				
Ambivalenz	„Ich möchte gern mehr Zeit mit meinem Partner verbringen, habe aber Angst, lästig zu sein“	4	.73	Münchener Individuationstest zur Adoleszenz (Walper 1998)
Nähe	Zusammensetzung aus den 3 Skalen Intimität, Wertschätzung, Verlässlichkeit mit je 3 Items „Ich spreche mit meinem Partner über meine Gefühle und Geheimnisse“	9	.75	Network of Relationships Inventory (Furman/ Buhrmester 1985)
Beziehungsqualität				
Konflikt	„Wir geraten in Streit“	3	.76	Network of Relationships Inventory (Furman/ Buhrmester 1985)
Relative Macht	„Bei Ihnen und Ihrem Partner/Ihrer Partnerin – wer ist da eher der Chef in der Beziehung?“	3	.69	Network of Relationships Inventory (Furman/ Buhrmester 1985)
Zufriedenheit	„Wie zufrieden sind Sie insgesamt mit Ihrer Beziehung“	4	.79	Relationship Assessment Scale von Hendrick in der Übersetzung von Schneewind et al. (1989)

Anmerkungen: ¹ Cronbach's Alpha, ² Wahrgenommene negative Beziehungseigenschaften beim Partner

(1) Allgemeine und beziehungsbezogene Persönlichkeitsmerkmale. Per Fragebogen wurden neben drei Skalen zu allgemeinen Persönlichkeitseigenschaften (Selbstwert, Depres-

sivität und Explosivität) auch beziehungsbezogene Persönlichkeitseigenschaften erfasst. Bei letzteren erfolgte dies in Form einer Selbsteinschätzung eigener negativer Beziehungseigenschaften sowie in der Abfrage der Einschätzung des Partners im Hinblick auf dieselben Eigenschaften.

(2) Beziehungsqualität. Die gefühlte Sicherheit und Nähe in der Beziehung wurde durch die Skala *Ambivalenz* sowie eine Globalskala *Nähe in der Partnerschaft* erfasst. Die Skala *Ambivalenz* erfasst dabei die wahrgenommene Asymmetrie und dadurch entstehende emotionale Unsicherheit in der Beziehung. Die Globalskala *Nähe in der Partnerschaft* setzt sich aus den drei Subskalen Intimität, Verlässlichkeit und Wertschätzung aus dem NRI (Furman/Buhrmester 1985) zusammen.

Die wahrgenommene Beziehungsqualität in der Partnerschaft wurde durch die Aspekte *Konflikt*, *Relative Macht* und *Beziehungszufriedenheit* abgebildet. Die Skala *Relative Macht* erfasst dabei das im Vergleich zum Partner wahrgenommene Ausmaß an Einfluss und Kontrolle in der Beziehung, wobei hohe Werte einen subjektiv als hoch wahrgenommenen eigenen Einfluss widerspiegeln, niedrige Werte einen hohen Einfluss des Partners.

2.5 Die Analyse von dyadischen Daten

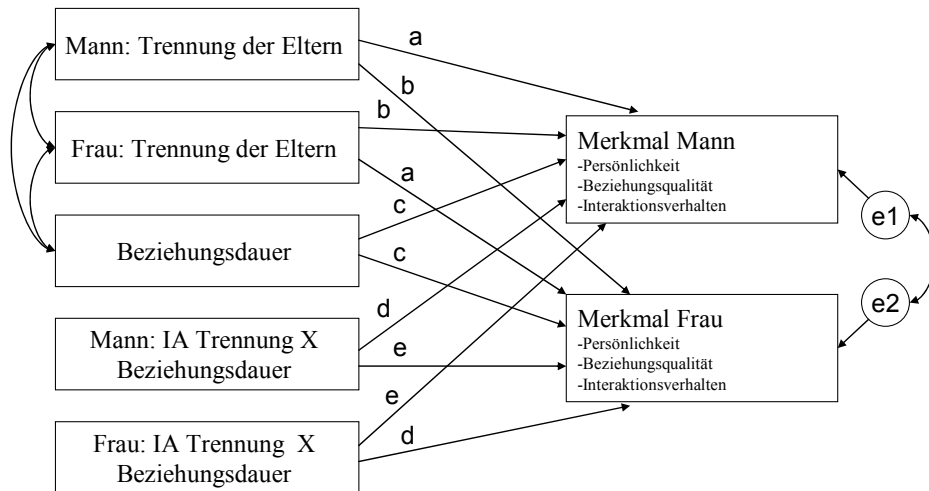
Ein wesentliches Ziel der hier vorliegenden Studie war es, die Daten nicht nur auf individueller Ebene zu analysieren, sondern auch Prozesse der gegenseitigen Beeinflussung beider Partner abzubilden. Mittlerweile existiert eine Reihe von statistischen Verfahren, die der gegenseitigen Abhängigkeit von dyadischen Daten gerecht werden. Eines davon ist das Actor-Partner-Interdependence-Model (APIM; Cook/Kenny 2005), das auch in der hier vorliegenden Studie zum Einsatz kommt. Dieses Verfahren bietet den Vorteil, dass die Abhängigkeit der dyadischen Daten nicht nur statistisch kontrolliert wird, sondern Prozesse der gegenseitigen Beeinflussung auch modelliert werden können. Das APIM ermöglicht die Unterscheidung von Actor- und Partnereffekten, d.h. inwieweit ein bestimmtes Merkmal einer Person (z.B. die Trennung der Eltern) nicht nur Einfluss auf die eigene Wahrnehmung oder das eigene Verhalten in der Partnerschaft hat, sondern auch Wahrnehmung und Verhalten des Partners beeinflusst, wobei Ähnlichkeiten zwischen den Partnern in einem Merkmal statistisch kontrolliert werden. Im Sinne eines Mehrebenenansatzes lassen sich sowohl Variablen, die zwischen den Personen variieren (z.B. die Trennung der Eltern) als auch Variablen, die innerhalb eines Paares (z.B. Geschlecht) oder zwischen den Paaren variieren (z.B. Beziehungsdauer) in das Modell einbeziehen.

Strukturgleichungsmodelle stellen eine Möglichkeit der Umsetzung des APIM dar. Das für die folgenden Berechnungen zu Grunde gelegte Modell findet sich in Abbildung 1.

Actoreffekte (Pfade a in Abb. 1) beziehen sich auf den Einfluss, den das Erleben einer Trennung und/oder Scheidung der Eltern in Kindheit oder Jugend auf die Persönlichkeit, die wahrgenommene Partnerschaftsqualität sowie das beobachtete Interaktionsverhalten einer Person hat. Partnereffekte (Pfade b in Abb. 1) beziehen sich dagegen auf den Einfluss, den das Erleben einer Trennung der Eltern in der Herkunftsfamilie auf den Partner hat. Hierunter fallen Persönlichkeitsmerkmale des Partners (Partnerwahl), die Beschreibung der Beziehungsqualität durch den Partner, sowie das beobachtete Interaktionsverhalten des Partners.

Neben Effekten einer Trennung oder Scheidung der Eltern beider Partner wurden auch Effekte der Beziehungsdauer (Pfade c) sowie die Interaktionen dieser beiden Variablen untereinander (Trennung x Beziehungsdauer) berücksichtigt (Pfade d und e).

Abbildung 1: Zu Grunde gelegtes Modell zur Berechnung von Actor- und Partnereffekten in Abhängigkeit von der Trennung der Eltern



Im Modell wurde die Korrelation aller unabhängigen Variablen miteinander zugelassen. Der Übersichtlichkeit halber wurden in Abbildung 1 jedoch nur diejenigen Zusammenhänge aufgenommen, die inhaltlich von Interesse sind. Zusammenhänge zwischen den Fehlervarianzen der abhängigen Variablen von Männern und Frauen wurden ebenfalls zugelassen. Für alle abhängigen Variablen wurde darüber hinaus die Interaktion zwischen dem Familientyp beider Partner getestet. Dies ermöglicht es der Frage nachzugehen, ob möglicherweise eine bestimmte Konstellation speziell problematisch ist (beispielsweise wenn beide Partner in ihrer Herkunftsfamilie die Trennung bzw. Scheidung der Eltern erlebt haben). Da sich diese Interaktion nur in sehr vereinzelt Analysen als signifikant erwies, wurde diese Interaktion nicht in das Grundmodell aufgenommen.

Zur Testung von Geschlechtseffekten, wurden im ersten Schritt die Effekte für Männer und Frauen als gleich angenommen. Diese Beschränkung wurde aufgehoben, wenn sich dadurch die Modellanpassung verbessern ließ. Hier wurden separate Koeffizienten für Männer und Frauen geschätzt. Alle signifikanten Geschlechtsunterschiede werden im Text diskutiert.

Um die Modellanpassung zu testen wurden der Chi-Quadrat-Test, der Comparative Fit Index (CFI) sowie der RMSEA herangezogen. Ein CFI von mindestens .95 sowie ein RMSEA von maximal .05 sprechen für eine gute Modellanpassung.

3. Ergebnisse

3.1 Voranalysen

Geschlechtsunterschiede

Alle betrachteten Merkmale wurden durch T-Tests für gepaarte Stichproben auf Geschlechtsunterschiede geprüft. Im Hinblick auf *Persönlichkeitsmerkmale* ergab sich lediglich ein tendenziell signifikanter Effekt für die Skala Depressivität, auf der Frauen höhere Werte erzielten als Männer (Männer: $M=1.49$, $SD=.40$, Frauen: $M=-1.66$, $SD=.41$; $t=1.85$, $df=41$, $p<.10$). Bezogen auf die *Beziehungsqualität* berichteten Männer der Tendenz nach eine höhere Beziehungszufriedenheit als Frauen (Männer: $M=4.26$, $SD=.63$; Frauen: $M=4.07$, $SD=.72$; $t=1.81$, $df=40$, $p<.10$) und zeigten während der Interaktionsbeobachtung signifikant weniger negative Verhaltensweisen als ihre Partnerinnen (Männer: $M=3.08$, $SD=1.11$; Frauen: $M=3.47$, $SD=1.05$, $t=-2.66$, $df=41$, $p<.05$).

Zusammenhänge zwischen den Partnern

In Tabelle 2 finden sich die Korrelationen zwischen den Partnern im Hinblick auf Persönlichkeitsmerkmale, die wahrgenommene Beziehungsqualität sowie das beobachtete Interaktionsverhalten.

Tabelle 2: Zusammenhänge zwischen den Partnern im Hinblick auf Persönlichkeit, wahrgenommene Beziehungsqualität und beobachtetes Interaktionsverhalten

Persönlichkeit		Beziehungsqualität		Interaktionsverhalten	
Allg. Persönlichkeitseigenschaften		Gefühlte Sicherheit und Nähe			
Selbstwert	-.10	Ambivalenz	-.07	Autonome Verbundenheit	.45**
Depressivität	-.09	Nähe	.03	Neg. Interaktionsverhalten	.46**
Explosivität	.17				
Beziehungsbezogene					
Persönlichkeitseigenschaften		Beziehungsqualität			
Neg. Beziehungseigenschaften – Selbsteinschätzung	.14	Konflikt	.45**		
		Relative Macht	-.48**		
		Zufriedenheit	.51**		
Neg. Beziehungseigenschaften – Partner ¹	.12				

*** $p<.001$; ** $p<.01$; * $p<.05$; + $p<.10$

Anmerkungen: ¹ Wahrgenommene negative Beziehungseigenschaften beim Partner

Für keinen der hier betrachteten Aspekte der Persönlichkeit ließen sich signifikante Ähnlichkeiten zwischen den Partnern nachweisen. Auch in Bezug auf die Beziehungsqualität fanden sich für die Wahrnehmung von Sicherheit und Nähe keine Ähnlichkeiten zwischen den Partnern, möglicherweise, weil diese Merkmale ebenfalls stark auf die Persönlichkeit zurückgehen. Signifikante positive Zusammenhänge ergaben sich jedoch für das wahrgenommene Ausmaß an Konflikten ($r=.45^{**}$) sowie für die Beziehungszufriedenheit ($r=.51^{**}$). Für die wahrgenommene Relative Macht in der Beziehung erwies sich die Kor-

relation als signifikant negativ ($r=-.48^{**}$), wobei dieser Zusammenhang aufgrund der Itemformulierung durchaus plausibel ist (siehe Methode). Die gegenseitige Beeinflussung beider Partner zeigte sich erwartungsgemäß auch im Hinblick auf das beobachtete Interaktionsverhalten: Sowohl für autonome Verbundenheit ($r=.45^{**}$) als auch für negative Verhaltensweisen ($r=.46^{**}$) fanden sich signifikant positive Korrelationen.

3.2 Dyadische Analysen

Fragestellung 1a): Einfluss der Trennung auf Persönlichkeitsmerkmale beider Partner:

Tabelle 3: Dyadische Analysen zum Einfluss der elterlichen Trennung/Scheidung auf die Persönlichkeit

	Selbstwert	Depressivität	Explosivität	Neg. Bez.-Eig. Selbst	Wahrgenom. Neg. Bez.-Eig. beim Partner
Trennung der Eltern					
Actoreffekt	-.05	M: -.25+ F: .09	-.03	.22*	M: .04 F: .24+
Partnereffekt	-.21*	.12	.29**	.07	.39***
Beziehungsdauer	-.09	-.13	.05	.07+	.15
Trennung X Beziehungsdauer					
Actor Interaktion	.14	.03	-.01	-.02	.02
Partner Interaktion	.24*	-.10	-.22+	-.07	-.09
Korrelierte Fehler	-.22	-.12	.26	.08	.02
Chi ² (df)	4.53 (5)	3.24 (4)	2.03 (5)	.48(5)	3.45 (4)
R ² Männer / Frauen	.12 / .12	.08 / .07	.11 / .12	.12 / .10	.22 / .18

Anmerkung: *** $p<.001$; ** $p<.01$; * $p<.05$; + $p<.10$; Für alle hier getesteten Modelle war der Chi-Quadrat-Test nicht signifikant, der CFI betrug in allen Modellen 1.00, der RMSEA .00. Informationen zum Modell: Kapitel 2.5

Die errechneten Actor- und Partnereffekte der elterlichen Trennung und der Beziehungsdauer sowie deren Interaktionen auf die Persönlichkeit beider Partner finden sich in Tabelle 3. Für die Gesamtstichprobe ergab sich nur ein signifikanter Actoreffekt: Männer und Frauen aus Trennungsfamilien schätzten sich in ihren Beziehungseigenschaften selber negativer ein als Personen aus Kernfamilien (.22*). Frauen aus Trennungsfamilien nahmen darüber hinaus auch bei ihrem Partner mehr negative Beziehungseigenschaften wahr, d.h. sie beschrieben ihren Partner negativer (.24+). Männer aus Trennungsfamilien berichteten eine der Tendenz nach geringere Depressivität als Männer aus Kernfamilien (-.25+). Signifikante *Partnereffekte* zeigten sich für Selbstwert (-.21*) und Explosivität (.29**). Der Partnereffekt auf die wahrgenommenen negativen Beziehungseigenschaften des Partners (.39***) bestätigte zusätzlich den gefundenen Actoreffekt der elterlichen Trennung auf die Selbsteinschätzung im Hinblick auf negative Beziehungseigenschaften (.22*, s.o.): Hatte eine Person eine Trennung der Eltern erlebt, beschrieb sie sich nicht nur selbst in ihren Beziehungseigenschaften als negativer, sondern wurde auch von ihrem Partner als negativer beschrieben. Darüber hinaus berichteten die Partner von Personen aus Trennungsfamilien ein signifikant niedrigeres Selbstwertgefühl (-.21*) sowie eine höhere Explosivität (.29**). Die für diese Merkmale ebenfalls (tendenziell) signifikante

Partner-Interaktion mit der Beziehungsdauer zeigte jedoch, dass diese Effekte vor allem für Beziehungen mit kürzerer Beziehungsdauer gelten (.24* bzw. -.22+). Die Beziehungsdauer per se hatte kaum einen Einfluss auf die hier betrachteten Merkmale, lediglich die Selbstwahrnehmung von negativen Beziehungseigenschaften erwies sich für längere Beziehungen als tendenziell höher (.07+).

Fragestellung 1b und 1c): Einfluss einer Trennung der Eltern auf die Partnerschaftsqualität und das Interaktionsverhalten

Wie in Tabelle 4 ersichtlich, beschrieben Frauen und Männer aus Trennungsfamilien ihre Partnerschaft nur in einzelnen Aspekten negativer als dies Personen aus Kernfamilien tun (Actoreffekte): Männer und Frauen aus Trennungsfamilien berichteten eine signifikant höhere Konfliktbelastung in ihrer Partnerschaft (.22*). Der signifikanten Actor-Interaktion mit der Beziehungsdauer zufolge traf dies jedoch nur auf relativ zur Gesamtstichprobe betrachtet kürzere Beziehungen zu (-.21**). Frauen aus Trennungsfamilien berichteten über weniger Nähe in ihrer Partnerschaft (-.26+) und unabhängig vom Geschlecht schätzten Personen aus Trennungsfamilien ihre relative Macht in der Beziehung als signifikant geringer ein (-.24*).

Tabelle 4: Dyadische Analysen zum Einfluss einer elterlichen Trennung/Scheidung auf Merkmale der Partnerschaft

	Beziehungsqualität – Einschätzung im Fragebogen					Paarinteraktion	
	Sicherheit und Nähe		Beziehungsqualität			Konfliktverhalten	
	Ambivalenz	Nähe	Konflikt	Relative Macht	Zufriedenheit	Autonome Verbundenheit	Negatives Interaktionsverhalten
Trennung der Eltern							
Actoreffekt	.13	M: .05 F: -.26+	.22*	-.24*	-.05	M: -.27* F: .09	-.06
Partnereffekt	.22*	M: .05 F: -.38**	-.03	.27**	-.33*	.07	.01
Beziehungsdauer	.10	.15	.05	.08	-.00	.28+	-.04
Trennung X Beziehungsdauer							
Actor-Interaktion	.01	-.02	-.21**	M: -.02 F: .25	.10	M: -.35* F: -.14	-.94
Partner-Interaktion	.07	-.15	.01	-.16	-.10	-.05	-.29*
Korrelierte Fehler	.07	-.15	.47**	-.49**	.54**	.54**	.45*
Chi ² (df)	.55(4)	1.81 (3)	3.32(5)	1.83(3)	2.23(5)	1.50 (3)	3.81 (5)
R ² Männer/Frauen	.10 / .07	.03 / .26	.18 / .12	.16 / .12	.10 / .06	.17 / .07	.11 / .08

Anmerkung: *** p<.001; ** p<.01; * p<.05; + p<.10; Für alle hier getesteten Modelle war der Chi-Quadrat-Test nicht signifikant, der CFI betrug in allen Modellen 1.00, der RMSEA .00. Informationen zum Modell Kapitel 2.5

Im Hinblick auf Partnereffekte zeigte sich, dass die Partner von Personen aus Trennungsfamilien signifikant mehr Ambivalenzen (.22*) und eine signifikant geringere Beziehungszufriedenheit (-.33*) berichteten als Partner von Personen aus Kernfamilien. Allerdings schrieben sich Partner von Personen aus Trennungsfamilien auch eine höhere rela-

tive Macht in der Beziehung zu (.27**). Die Partner von Frauen aus Trennungsfamilien erlebten in ihrer Beziehung weniger Nähe als Männer, deren Partnerinnen aus einer Kernfamilie kamen (-.38**). Die Beziehungsdauer hatte auf keines der betrachteten Merkmale einen signifikanten Effekt.

Im Hinblick auf das beobachtete Interaktionsverhalten in der Partnerschaft zeigten Männer aus Trennungsfamilien während der Interaktionsaufgabe weniger Autonome Verbundenheit als Männer aus Kernfamilien (-.27*), wobei die ebenfalls signifikante Actor-Interaktion mit der Beziehungsdauer darauf hinweist, dass dieser Effekt in längeren Beziehungen noch stärker ausgeprägt war (-.35*). Bei Frauen hatte eine Trennung der Eltern keinen Effekt auf das Ausmaß an autonomer Verbundenheit in der Interaktion mit ihrem Partner. Bezogen auf das negative Interaktionsverhalten war lediglich die Partner-Interaktion mit der Beziehungsdauer signifikant: In kurzen Beziehungen zeigten die Partner von Personen aus Trennungsfamilien mehr negatives Interaktionsverhalten, in längeren Beziehungen dagegen sogar weniger negative Verhaltensweisen als Partner von Personen aus Kernfamilien (-.29*). Tendenziell ging eine längere Beziehungsdauer mit mehr autonomer Verbundenheit in der Interaktion während der Konfliktaufgabe einher (.28+).

4. Diskussion der Befunde

Unser Ziel war es, bei der Frage nach der Transmission des Risikos für Trennung und Scheidung auf Kinder aus getrennten Familien eine ganzheitliche Perspektive einzunehmen. Wir wollten nicht nur in Erfahrung bringen, welche Zusammenhänge zwischen einer elterlichen Trennung und der Persönlichkeit, der wahrgenommenen Beziehungsqualität und dem Verhalten der erwachsenen Kinder bestehen, sondern auch, wie sich in Liebesbeziehungen das Zusammenspiel mit den Merkmalen, Einschätzungen und Verhaltensweisen ihrer Partner gestaltet. Die zentralen Befunde weisen darauf hin, dass (1) Personen, die eine Trennung oder Scheidung der Eltern erlebt haben, zwar ihre Beziehung selbst nur in wenigen Aspekten negativer beschreiben als Personen, die in Kernfamilien aufgewachsen sind, (2) eine negativere Beziehungswahrnehmung aber in den Einschätzungen der Partner von Personen aus Trennungsfamilien deutlich zum Ausdruck kommt, wobei (3) die Effekte einer Trennung oder Scheidung durch die Partnerschaftsdauer moderiert werden. Die gefundenen Effekte können als ein Hinweis für problematische Partnerwahlstrategien bei Personen aus Trennungsfamilien gewertet werden. Im Folgenden werden die Befunde einzeln diskutiert.

4.1 Actoreffekte

Erwachsene Scheidungskinder unterschieden sich *auf geschlechtsunabhängiger Ebene* lediglich dadurch von Kindern aus Kernfamilien, dass sie ihre eigene Beziehungsfähigkeit vergleichsweise schlechter beurteilten, indem sie sich selbst mehr negative Beziehungseigenschaften zuschrieben. Darüber hinaus berichteten sie auch eine vergleichsweise geringere relative Macht in der Partnerschaft. Beide Befunde spiegelten sich auch in der Einschätzung der Partner wieder (siehe Partnereffekte). Dies könnte zum einen bedeuten,

dass diese Personen über eine niedrigere Beziehungskompetenz verfügen, zum anderen, dass sie selbstkritischer sind und ihrer eigenen Beziehungsfähigkeit „misstrauen“. Auch wenn solche Befunde meist zugunsten der ersten Interpretation ausgelegt worden sind, spricht für die zweite Interpretation die Tatsache, dass Personen aus Trennungsfamilien im klinischen Kontext oft von starken und anhaltenden seelischen Schmerzen („distress“) in Bezug auf die Trennung ihrer Eltern berichten und die Befürchtung äußern, sie könnten dadurch für ihre eigene Beziehungsfähigkeit bleibende Schäden davon getragen haben, obwohl sie nach außen hin keine psychosozialen Anpassungsschwierigkeiten zeigen (Wallerstein/Blakeslee 1989; Laumann-Billings/Emery 2000). In einer früheren Studie berichteten junge Erwachsene aus Trennungsfamilien Befürchtungen, sie könnten ihrem Partner aufgrund der elterlichen Scheidung weniger vertrauen, zeigten aber kein geringeres Vertrauen in den aktuellen Partner als Kinder aus Kernfamilien (Franklin et al. 1990). Ein ähnlicher Mechanismus zeigte sich hier: Personen aus Scheidungsfamilien wiesen keine geringere Beziehungszufriedenheit auf als Personen aus Kernfamilien und bewerteten ihre Beziehung nur im Hinblick auf vermehrte Konflikte als schwieriger. In Bezug auf ihre Beziehungskompetenzen schrieben sie sich jedoch eine erhöhte Vulnerabilität zu, die sich jedoch auch nicht in einer negativeren Einschätzung allgemeiner Persönlichkeitseigenschaften oder der Befindlichkeit niederschlug (mit Ausnahme der tendenziell erhöhten Depressionswerte von Männern aus Scheidungsfamilien). Auch andere Studien bestätigen, dass die Selbsteinschätzung im Hinblick auf Selbstwert und Depressivität von erwachsenen Scheidungskindern nicht negativer ist (z.B. Bernstein et al. 2012), wobei die Befundlage auch im Hinblick auf Geschlechtsunterschiede hierzu nicht eindeutig ist (z.B. Uphold-Carrier/Utz 2012; Mustonen et al. 2011).

Auf *geschlechtsspezifischer Ebene* zeigte sich, dass Männer ein geringeres Ausmaß an autonomer Verbundenheit in der Interaktionsbeobachtung aufwiesen, und dies insbesondere in längeren Beziehungen. Frauen aus Trennungsfamilien sahen einzelne Beziehungsaspekte kritischer als Frauen aus Kernfamilien: Sie schrieben nicht nur sich selbst, sondern auch ihrem Partner mehr negative Beziehungseigenschaften zu und schätzten auch die erlebte Nähe in ihrer Partnerschaft als geringer ein. Empirische Befunde weisen darauf hin, dass insbesondere bei Frauen die erlebte Beziehungsqualität durch die Trennung/Scheidung der Eltern beeinträchtigt ist (Mustonen et al. 2011; Jacquet/Surra 2001; Herzog/Cooney 2002). Darüber hinaus gibt es Hinweise, dass nicht nur die subjektive Wahrnehmung der Beziehungsqualität bei den Frauen beeinträchtigt ist, sondern dass sich die elterliche Scheidung der Frau auch auf das Interaktionsverhalten beider Partner auswirkt (Sanders et al. 1999). Die elterliche Trennung scheint also geschlechtsspezifisch unterschiedliche Konsequenzen zu haben, möglicherweise auch in Abhängigkeit von der Familienform, die der Trennung folgte. Für die meisten Kinder bedeutet die elterliche Trennung – zumindest vorübergehend – das Aufwachsen bei einer alleinerziehenden Mutter (BMFSFJ 2012). Bei den Männern könnte dies mit mehr Unsicherheit im Verhalten gegenüber Frauen verbunden sein, während sich bei den Frauen eher eine kritischere Haltung gegenüber männlichen Partnern zu entwickeln scheint.

4.2 Partnereffekte

Partnereffekte fanden sich sowohl auf der Ebene von Persönlichkeitsmerkmalen als auch auf der Beziehungsebene. Auf der Persönlichkeitsebene berichteten Partner von Personen aus Trennungsfamilien einen geringeren Selbstwert sowie eine höhere Explosivität. Dies lässt auf problematische Partnerwahlstrategien von Personen aus Trennungsfamilien schließen, wobei diese Effekte durch die Beziehungsdauer moderiert wurden (siehe unten). Darüber hinaus beurteilten Personen aus Trennungsfamilien sich nicht nur selbst kritischer hinsichtlich ihrer Beziehungsfähigkeit, sondern auch ihre Partner schrieben ihnen mehr negative Beziehungseigenschaften zu. Im Hinblick auf die Beziehungsqualität berichteten ihre Partner zudem mehr Ambivalenz und waren insgesamt weniger zufrieden mit der Beziehung. In den bisherigen wenigen Untersuchungen, die Einschätzungen der Partner mit einbezogen haben, waren es vor allem die Frauen, bei denen sich ein solcher Effekt zeigte (möglicherweise wegen der sozialisationsbedingten Rolle der Frau als „Beziehungspflegerin“): Wenn diese aus Trennungsfamilien kamen, vertrauten die Partner ihnen weniger (Jacquet/Surra 2001), und beide Partner wiesen dann eine erhöhte Negativität im Umgang miteinander auf (Sanders et al. 1999).

Wieder stellt sich die Frage, ob diese Einschätzung der Beziehung mehr über die Urteilenden oder über die Beurteilten aussagt. Suchen sich Personen aus Trennungsfamilien kritischere Partner, die dann auch negativer urteilen, oder haben sie einen „blinden Fleck“ was die Einschätzung ihrer aktuellen Beziehung angeht, möglicherweise resultierend aus einer niedrigeren Erwartungshaltung an die Qualität von Beziehungen im Allgemeinen? Diese Frage könnte im Prinzip nur eine dritte Instanz beurteilen, z.B. die aus der Verhaltensbeobachtung resultierende Einschätzung der Rater. Hier zeigte sich jedoch nur für die Männer aus Trennungsfamilien ein signifikanter Effekt: Sie brachten in der Interaktion mit ihrer Partnerin weniger autonome Verbundenheit zum Ausdruck.

4.3 Beziehungsdauer als moderierender Faktor

Eine weitere Fragestellung bezog sich auf den moderierenden Einfluss der Beziehungsdauer, d.h. das Zusammenspiel zwischen Actor- und Partnereffekten im Laufe der Entwicklung der Partnerschaft. Signifikante Interaktionseffekte zwischen einer Trennung der Eltern und der Beziehungsdauer lassen einige Unterschiede zwischen kurzen und langen Beziehungen erkennen. Entsprechend der empirischen Befundlage, die eine stärkere Belastung aufgrund der elterlichen Trennung in kurzfristigen Partnerschaften annimmt (z.B. Tallman et al. 1999; Jacquet/Surra 2001), zeigten sich auch in dieser Studie nur in den im Vergleich zur Gesamtstichprobe kürzeren Beziehungen mehr Konflikte für Personen mit elterlicher Trennung. Nur in kürzeren Beziehungen hatten Personen mit elterlicher Trennung Partner, die ein geringeres Selbstwertgefühl und eine höhere Explosivität berichteten. Auf der Verhaltenssebene zeigten die Partner von Scheidungskindern in kürzeren Beziehungen mehr negatives, Autonomie und Verbundenheit verhinderndes Interaktionsverhalten, d.h. sie übten mehr Druck aus und waren feindseliger, während sich in längeren Beziehungen keine Unterschiede feststellen ließen. Für die Scheidungskinder fand sich ein geschlechtsspezifischer Unterschied: Nur das Interaktionsverhalten der Männer

aus Scheidungs- oder Trennungsfamilien war durch weniger autonome Verbundenheit gekennzeichnet, wobei dies – im Gegensatz zu den Effekten auf Partnerebene – in längeren Beziehungen sogar noch stärker zum Ausdruck kam.

Während also Partner von Scheidungskindern in kürzeren Beziehungen mehr Negativität und eine problematische Emotionsregulation aufwiesen, war dies in längeren Beziehungen nicht der Fall. Hinter diesem Befund steht möglicherweise eine problematische Partnerwahl, welche, zusammen mit der erhöhten Vulnerabilität, die ein Kind getrennter Eltern mit sich bringt, zu einer geringeren Zufriedenheit und Haltbarkeit dieser Beziehung führt. Im Verhalten sind Scheidungskinder in der frühen Beziehungszeit möglicherweise besonders vorsichtig, weil sie sich selbst Defizite in der Beziehungskompetenz zuschreiben und die Beziehung nicht gefährden möchten. In längeren Beziehungen zeigt sich dieses Defizit bei den Männern auch nach außen hin durch weniger Autonomie und Verbundenheit förderndes Verhalten, während sich die Partner in keiner Weise mehr von Partnern aus Trennungsfamilien unterscheiden.

Kürzere und längere Beziehungen unterscheiden sich unter anderem darin, dass nur längerfristige Partnerschaften als echte „Bindungsbeziehungen“ aufgefasst werden können, da Bindung zu engen Bezugspersonen sich über die Zeit formieren muss (Fraley/Shaver 2000). Sichere Bindungsbeziehungen im Erwachsenenalter sind vor allem dadurch gekennzeichnet, dass die Partner einander als Quelle emotionaler Sicherheit nutzen, dass also beide in adäquater Weise Fürsorge geben und empfangen können (Winter/Grossmann 2002). Die Befundlage zum Bindungsstil von Trennungskindern ist nicht einheitlich – manche Studien finden bei ihnen vermehrt unsichere Bindung (z.B. Sprecher et al. 1998), andere nicht (z.B. Bernstein et al. 2012; Hayashi/Strickland 1998). Unser Befund, dass zumindest die Männer aus Trennungsfamilien in Langzeitbeziehungen weniger autonome Verbundenheit im Interaktionsverhalten zeigen (für Frauen ist der Effekt nicht signifikant, geht jedoch in dieselbe Richtung) könnte für eine erhöhte Bindungsunsicherheit bei Kindern aus Trennungsfamilien sprechen, die besonders in Bindungsbeziehungen wirksam wird und unbewusst ist, d.h. sich nur begrenzt in den Selbstauskünften, sondern eher im Interaktionsverhalten und den Auskünften des Partners widerspiegelt.

4.4 Einschränkungen

Wenngleich die zeitliche Abfolge der Ereignisse eine kausale Interpretation nahelegt, derzufolge das Erleben einer elterlichen Trennung Auswirkungen auf die spätere Partnerschaften der betroffenen Kinder und Jugendlichen hat, ist diese Frage im Rahmen einer Querschnittstudie nicht zu beantworten und Alternativerklärungen wie beispielsweise genetische Gemeinsamkeiten oder Beziehungserfahrungen vor der Trennung der Eltern sind nicht auszuschließen.

Weitere Einschränkungen ergeben sich durch die vergleichsweise geringe Stichprobengröße. So war es beispielsweise nicht möglich, zwischen verschiedenen Paarkonstellationen zu differenzieren (beide Partner wuchsen in einer intakten Kernfamilie auf vs. beide Partner haben eine Trennung der Eltern erlebt vs. nur der Mann oder die Frau hat eine Trennung der Eltern erlebt). Insbesondere geschlechtsspezifische Actor- und Partnereffekte sollten deshalb mit Vorsicht interpretiert werden. Darüber hinaus war es auch nicht möglich, weitere

Aspekte der Familienbiographie (z.B. Alter bei Trennung, neue Partnerschaft der Eltern, Mehrfachtrennungserfahrungen, Beziehungsqualität vor und nach der Trennung) mit in die Analysen einzubeziehen. Zu berücksichtigen ist außerdem das überdurchschnittlich hohe Bildungsniveau der Stichprobe. Zwar wurde im Rahmen des Projekts ursprünglich eine bildungsheterogene Stichprobe mit einer Gleichverteilung von Kindern und Jugendlichen der verschiedenen Schultypen angestrebt, Selektionseffekte ergaben sich jedoch durch die längsschnittliche Teilnahmebereitschaft, das Vorhandensein eines Partners sowie die Teilnahmebereitschaft beider Partner an der Intensivstudie.

5. Fazit und Ausblick

Die Daten der vorliegenden Studie legen nahe, dass sowohl mitgebrachte Persönlichkeits- und Beziehungseigenschaften, als auch die Partnerwahl, die Transmission des Trennungsrisikos begünstigen können und dass sich die Einflussstruktur dieser Variablen über den Verlauf der Zeit ändern kann. Während am Anfang eher eine problematische Partnerwahl zur Trennung führen kann, sind es später möglicherweise eingeschränkte Beziehungskompetenzen, welche die Beziehungsqualität stören. Für zukünftige Studien ist weiterhin ein multimethodaler Zugang angezeigt, da sich ein vollständiges Bild nur aus Selbst-, Fremd- und Drittauskünften (Beobachtungen) ergeben kann. Eine größere Stichprobe wäre hierbei wünschenswert. Zudem kann nur eine längsschnittliche Begleitung der Beziehungsentwicklung von Personen aus getrennten Familien weiteren Aufschluss darüber geben, ob die hier anhand unserer Querschnittsdaten getroffenen ersten Schlussfolgerungen zutreffen. Schließlich wurde deutlich, dass eine Liebesbeziehung ein neuer Sozialisationskontext neben dem Elternhaus sein kann, mit positiven wie negativen Seiten. Dies ist insofern erfreulich, als es eine deterministische Sichtweise auf die Wirkung elterlicher Scheidung auf Liebesbeziehungen verneint. Gleichzeitig lenkt es den Blick auf die Notwendigkeit frühzeitiger präventiver Arbeit mit jungen Erwachsenen in Liebesbeziehungen. Insbesondere stellt sich die Frage, wie eine Fortsetzung negativer Erfahrungen im Elternhaus verhindert werden kann, die sich durch eine schwierige Partnerwahl ergibt. Positive Beziehungserfahrungen hingegen könnten etwaige Defizite in der Beziehungskompetenz ausgleichen und langfristig stabile Partnerschaften ermöglichen. Dass solche präventiven Maßnahmen für Personen aus Trennungs- und aus Kernfamilien gleichermaßen nützlich wären, versteht sich von selbst.

Literatur

- Allen, J. (1995). *Autonomy and relatedness coding system. Manual, version 2.02*. Charlottesville: University of Virginia (Unveröffentlichtes Manuskript).
- Amato, P. R. (1996). Explaining the intergenerational transmission of divorce. *Journal of Marriage and the Family*, 58, S. 628-640.
- Amato, P. R. (2000). The consequences of divorce for adults and children. *Journal of Marriage and the Family*, 62, S. 1269-1287.
- Amato, P. R. (2001). Children of divorce in the 1990s: An update of the Amato and Keith (1991) meta-analysis. *Journal of Family Psychology*, 15, 3, S. 355-370.

- Amato, P. R. (2010). Research on divorce: Continuing trends and new developments. *Journal of Marriage and Family*, 72, S. 650-666.
- Amato, P. R. & DeBoer, D. D. (2001). The transmission of marital instability across generations: Relationship skills or commitment to marriage? *Journal of Marriage and the Family*, 63, 4, S.1038-1051.
- Arbeitsgruppe Schulevaluation (Hrsg.) (1998). *Gewalt als soziales Problem in Schulen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Becker-Stoll, F., Jaursch, S., Rasp, M., Stadler, B. & Stöcker, K. (1996). *Auswertungssystem für Autonomie und Verbundenheit in Gesprächssituationen. Übersetzte und überarbeitete Version des „Autonomy and Relatedness Coding System“ von Joseph Allen*. Regensburg: Universität Regensburg (Unveröffentlichtes Manuskript).
- Beckh, K. & Walper, S. (2007). Entwicklungsverläufe in den Beziehungsrepräsentationen Jugendlicher und deren Bezug zu mütterlichem Erziehungsverhalten. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 54, S. 129-146.
- Bernstein, R., Keltner, D. & Laurent, H. (2012). Parental divorce and romantic attachment in young adulthood: Important role of problematic beliefs. *Marriage and Family Review*, 48, S. 711-731.
- BMFSFJ – Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (2012). *Alleinerziehende in Deutschland – Lebenssituation und Lebenswirklichkeiten von Müttern und Kindern*. Berlin: Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (Monitor Familienforschung. Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik. Ausgabe 28).
- Booth, A. & Edwards, J. N. (1989). Transmission of marital and family quality over the generations: The effect of parental divorce and unhappiness. *Journal of Divorce*, 13,2, S. 41-58.
- Burns, A. & Dunlop, R. (2000). Parental divorce, personal characteristics and early adult intimate relationships: A longitudinal Australian study. *Journal of Divorce and Remarriage*, 33, S. 91-109.
- Buston, P. M. & Emlen, S. T. (2003). Cognitive processes underlying human mate choice: The relationship between self-perception and mate preference in Western society. <http://www.pnas.org/cgi/content/abstract/100/15/8805> (Stand: 2005-12-17).
- Conger, R. D., Ciu, M., Bryant, C. M. & Elder, G. H., Jr. (2000). Competence in early adult romantic relationships: A developmental perspective on family influences. *Journal of Personality and Social Psychology*, 79, 2, S. 224-237.
- Cook, W. L. & Kenny, D. A. (2005). The Actor-Partner Interdependence Model: A model of bidirectional effects in developmental studies. *International Journal of Behavioral Development*, 29, 2, S. 101-109.
- Cui, M. & Fincham, F. D. (2010). The differential effects of parental divorce and marital conflict on young adult romantic relationships. *Personal Relationships*, 17, S. 331-343.
- Cui, M., Fincham, F. D. & Durtschi, J. A. (2011). The effect of parental divorce on young adults' romantic relationship dissolution: What makes a difference? *Personal Relationships*, 18, S. 410-426.
- Cummings, E. M. & Davies, P. T. (1994). *Children and marital conflict: The impact of family dispute and resolution*. New York: Guilford Press.
- D'Onofrio, B. M. (2004). Causation versus selection: A genetically informed study of marital instability and its consequences for young-adult offspring. Charlottesville: University of Virginia (Unveröffentlichte Dissertation).
- Davies, P. T., Harold, G. T., Goeke-Morey, M. C. & Cummings, E. M. (2002). Child emotional security and interparental conflict. *Monographs of the Society for Research in Child Development, Serial No. 270*, 3, 67.
- Diefenbach, H. (2000). *Intergenerationale Scheidungstransmission in Deutschland. Die Suche nach dem "missing link" zwischen Ehescheidung in der Elterngeneration und Ehescheidung in der Kindgeneration*. Würzburg: Ergon.
- Diekmann, A. & Engelhardt, H. (2002). *Alter der Kinder bei Ehescheidung der Eltern und soziale Vererbung des Scheidungsrisikos*. Rostock: Max-Planck-Institut für demografische Forschung (Working Paper WP 2002-044).
- Dronkers, J. & Härkönen, J. (2008). The intergenerational transmission of divorce in cross-national perspective: Results from the Fertility and Family Surveys. *Population Studies*, 62, S. 273-288.

- Erola, J., Härkönen, J. & Dronkers, J. (2012). More careful or less marriageable? Parental divorce, spouse selection and entry into marriage. *Social Forces*, 90, 4, S. 1323-1345.
- Fraley, R. C. & Shaver, P. R. (2000). Adult romantic attachment: Theoretical developments, emerging controversies, and unanswered questions. *Review of General Psychology*, 4, 2, S. 132-154.
- Franklin, K. M., Janoff-Bulman, R. & Roberts, J. E. (1990). Long-term impact of parental divorce on optimism and trust: Changes in general assumptions or narrow beliefs? *Journal of Personality and Social Psychology*, 59, S. 743-755.
- Furman, W. & Buhrmester, D. (1985). Children's perceptions of the personal relations in their social networks. *Developmental Psychology*, 21, S. 1016-1024.
- Gray, M. R. & Steinberg, L. (1999). Adolescent romance and the parent-child relationship. A contextual perspective. In: Furman, W., Brown, B. B. & Feiring, C. (Hrsg.), *The development of romantic relationships in adolescence*. Cambridge: University Press, S. 253-265.
- Halford, W. K., Sanders, M. R. & Behrens, B. C. (2000). Repeating the errors of our parents? Family-of-origin spouse violence and observed conflict management in engaged couples. *Family Process*, 39, S. 219-235.
- Hautzinger, M. & Bailer, M. (1993). *Allgemeine Depressionsskala (ADS). Deutsche Form der "Center of Epidemiologic Studies Scale (CES-D)"*. Weinheim: Beltz Test.
- Hayashi, G. M. & Strickland, B. R. (1998). Long-term effects of parental divorce on love relationships: Divorce as attachment disruption. *Journal of Social and Personal Relationships*, 15, 1, S. 23-38.
- Herzog, M. J. & Cooney, T. M. (2002). Parental divorce and perceptions of past interparental conflict: influences on communication of young adults. *Journal of Divorce and Remarriage*, 36, 3/4, S. 89-109.
- Hetherington, E. M. & Kelly, J. (2003). *Scheidung. Die Perspektiven der Kinder*. Weinheim: Beltz.
- Jacquet, S. E. & Surra, C. A. (2001). Parental divorce and premarital couples: Commitment and other relationship characteristics. *Journal of Marriage and Family*, 63, S. 627-638.
- Jocklin, V., McGue, M. & Lykken, D. T. (1996). Personality and divorce: A genetic analysis. *Journal of Personality and Social Psychology*, 71, 2, S. 288-299.
- Karney, B. R. & Bradbury, T. N. (1997). Neuroticism, marital interaction, and the trajectory of marital satisfaction. *Journal of Personality and Social Psychology*, 72, S. 1075-1092.
- Kunz, J. (2001). Parental divorce and children's interpersonal relationships: A meta-analysis. *Journal of Divorce and Remarriage*, 34, S.19-47.
- Laumann-Billings, L. & Emery, R. (2000). Distress among young adults from divorced families. *Journal of Family Psychology*, 14, 4, S. 671-681.
- McLanahan, S. & Bumpass, L. (1988). Intergenerational consequences of family disruption. *American Journal of Sociology*, 94, S. 130-152.
- Miles, N. J. & Servaty-Seib, H. L. (2010). Parental marital status and young adult offspring's attitudes about marriage and divorce. *Journal of Divorce and Remarriage*, 51, S. 209-220.
- Mustonen, U., Huurre, T., Kiviruusu, O., Haukkala, A. & Aro, H. (2011). Long-term impact of parental divorce on intimate relationship quality in adulthood and the mediating role of psychosocial resources. *Journal of Family Psychology*, 25, 4, S. 615-619.
- Owens, G., Crowell, J. A., Pan, H., Treboux, D., O'Connor, E. & Waters, E. (1995). The prototype hypothesis and the origins of attachment working models: Adult relationships with parents and romantic partners. *Monographs of the Society for Research in Child Development*, 60, 2-3, S. 216-233.
- Riggio, H. R. (2004). Parental marital conflict and divorce, parent child relationships, social support, and relationship anxiety in young adulthood. *Personal Relationships*, 11, 1, S. 99-114.
- Riggio, H. R. & Weiser, D. R. (2008). Attitudes toward marriage: Embeddedness and outcomes in personal relationships. *Personal Relationships*, 15, S. 123-140.
- Robins, R. W., Caspi, A. & Moffitt, T. E. (2000). Two personalities, one relationship: Both partners' personality traits shape the quality of their relationship. *Journal of Personality and Social Psychology*, 79, 2, S. 251-259.
- Rosenberg, M. (1965). *Society and the adolescent self-image*. Princeton: Princeton University Press.
- Sanders, M. R., Halford, W. K. & Behrens, B. C. (1999). Parental divorce and premarital couple communication. *Journal of Family Psychology*, 13, S. 60-74.

- Schneewind, K. A. & Gerhard, A.-K. (2002). Relationship personality, conflict resolution, and marital satisfaction in the first 5 years of marriage. *Family Relations*, 51, 1, S. 63-71.
- Schneewind, K. A., Vaskovics, L. A., Knopp, V., Rost, H., Rupp, M. & Vierzigmann, G. (1989). *Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch. Teil II: Psychologische Teilstudie. Materialband*. München: Institut für Psychologie der Universität München.
- Sessa, F. M. & Steinberg, L. (1991). Family structure and the development of autonomy during adolescence. *Journal of Early Adolescence*, 11, S. 38-55.
- Sinclair, S. L. & Nelson, E. S. (1998). The impact of parental divorce on college students' intimate relationships and relationship beliefs. *Journal of Divorce and Remarriage*, 29, 1/2, S. 103-129.
- Sprecher, S., Cate, R. & Levin, L. (1998). Parental divorce and young adults' beliefs about love. *Journal of Divorce and Remarriage*, 28, 3/4, S. 107-120.
- Stone, G., Buehler, C. & Barber, B. K. (2002). Interparental conflict, parental psychological control, and youth problem behavior. In: Barber, B. K. (Hrsg.), *Intrusive parenting. How psychological control affects children and adolescents*. Washinton D.C.: American Psychological Association, S. 53-95.
- Storksen, I., Roysamb, E., Holmen, T. L. & Tambs, K. (2006). Adolescent adjustment and well-being: Effects of parental divorce and distress. *Scandinavian Journal of Psychology*, 47, S. 75-84.
- Tallman, I., Gray, L., Kullberg, V. & Henderson, D. (1999). The intergenerational transmission of marital conflict: Testing a process model. *Social Psychology Quarterly*, 62, 3, S. 219-239.
- Uphold-Carrier, H. & Utz, R. (2012). Parental divorce among young and adult children: A long-term quantitative analysis of mental health and family solidarity. *Journal of Divorce and remarriage*, 53, S. 247-266.
- van Schaik, K. & Stolberg, A. L. (2001). The impact of parental involvement and parental divorce on young adults' intimate relationships. *Journal of Divorce and Remarriage*, 36, 1/2, S. 99-121.
- Wallerstein, J. & Lewis, J. (2001). Langzeitwirkungen der elterlichen Ehescheidung auf Kinder – Eine Längsschnittuntersuchung über 25 Jahre. *Zeitschrift für das gesamte Familienrecht – FamRZ*, 48, S. 65-72.
- Wallerstein, J. S. & Blakeslee, S. (1989). *Gewinner und Verlierer. Frauen, Männer, Kinder nach der Scheidung. Eine Langzeitstudie*. München: Droemer Knauer.
- Walper, S. (1998). Die Individuation in Beziehung zu beiden Eltern bei Kindern und Jugendlichen aus konfliktbelasteten Kernfamilien und Trennungsfamilien. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 18, 134-151.
- Walper, S. & Beckh, K. (2006). Adolescents' development in high-conflict and separated families. Evidence from a German longitudinal study. In: Clarke-Stewart, A. & Dunn, J. (Hrsg.), *Families count: Effects on child and adolescent development*. Cambridge, MA: Cambridge University Press, S. 238-270.
- Walper, S. & Schwarz, B. (2001). Adolescents' individuation in East and West Germany: Effects of family structure, financial hardship, and family processes. *American Behavioral Scientist*, 44 (11, July 2001), S. 1937-1954.
- Weigel, D. J. (2007). Parental divorce and the types of commitment-related messages people gain from their families of origin. *Journal of Divorce and Remarriage*, 47, 1/2, S. 15-32.
- Whitton, S. W., Rhoades, G. K., Stanley, S. M. & Markman, H. J. (2008). Effects of parental divorce on marital commitment and confidence. *Journal of Family Psychology*, 22, 5, S. 789-793.
- Winter, M. & Grossmann, K. E. (2002). Der Einfluss frühkindlicher Bindungsqualität auf das Beziehungsverhalten im jungen Erwachsenenalter. In: Fuchs, T. & Mundt, C. (Hrsg.), *Affekt und affektive Störungen: phänomenologische Konzepte und empirische Befunde im Dialog. Festschrift für Alfred Kraus*. Paderborn: Schöningh, S. 83-103.

Eingereicht am/Submitted on: 13.05.2013

Angenommen am/Accepted on: 23.09.2013

Anschriften der Autorinnen/Addresses of the authors:

Dr. Kathrin Beck (Korrespondenzautorin/Corresponding author)

Staatsinstitut für Frühpädagogik

Eckbau Nord

Winzererstraße 9

80797 München

Deutschland/Germany

Dr. Sonja Bröning

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Deutsches Zentrum für Suchtfragen

des Kindes- und Jugendalters (DZSKJ)

Martinstraße 52

20246 Hamburg

Deutschland/Germany

Prof. Dr. Sabine Walper

Dr. Eva-Verena Wendt

Deutsches Jugendinstitut (DJI)

Nockherstraße 2

81541 München

Deutschland/Germany

E-Mail: Kathrin.Beck@ifp-bayern.de

s.broening.uke.de

walper@dji.de

wendt@dji.de

Fabio Franzese & Ingmar Rapp

Der Einfluss von Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko von Ehen

The impact of unemployment on the risk of marital separation

Zusammenfassung:

Der Beitrag untersucht den Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und der Stabilität von Ehen. Dabei werden auch Veränderungen dieses Zusammenhangs seit Mitte der 1980er Jahre sowie die Bedeutung der Dauer der Arbeitslosigkeit untersucht. Datengrundlage ist das Sozio-oekonomische Panel (SOEP). Die Ergebnisse zeigen, dass Arbeitslosigkeit eines Partners, v. a. des Mannes, auch unter Kontrolle der beruflichen Ausbildung sowie des Einkommens, das Trennungsrisiko von Ehen erhöht. Bei Männern ist sowohl bei kurzer als auch bei längerer Dauer der Arbeitslosigkeit ein erhöhtes Trennungsrisiko zu beobachten, wobei das Trennungsrisiko bei einer Dauer von einem bis zwei Jahren am höchsten ist. Außerdem zeigt sich, dass der destabilisierende Effekt der Arbeitslosigkeit des Mannes im Zeitverlauf schwächer wird.

Schlagerwörter: Trennung, Scheidung, Arbeitslosigkeit, Sozio-oekonomisches Panel

Abstract:

This study analyzes the relationship between unemployment and the risk of marital separation. In addition, possible changes in the effect of unemployment since the mid-eighties as well as the duration of unemployment are examined. The data base is the German Socio-Economic Panel, which provides data from 1984 to 2010. The results indicate a higher risk of separation if a spouse, especially the husband, is unemployed. In respect of the length of unemployment, it is shown that both short and longer periods of men's unemployment destabilize marriage. Highest risk of separation appears for men who are without a job for between one and two years. Furthermore, this study suggests that the influence of men's unemployment on the risk of separation is significantly lower in the period from 2000 to 2010 than in the late 1980s.

Key words: separation, divorce, unemployment, German Socio-Economic Panel

1. Fragestellung

Arbeitslosigkeit ist schon seit längerer Zeit eines der drängendsten gesellschaftlichen Probleme in den Industrieländern. Während die Arbeitslosigkeit in Deutschland in den letzten Jahren rückläufig war, erreicht sie momentan in einigen europäischen Ländern Höchststände (OECD 2012). Eine hohe Arbeitslosenquote ist auf gesamtgesellschaftlicher Ebene ein Problem, da sie Zeichen für eine schlechte Wirtschaftslage ist und für den Staat hohe Ausgaben zur Folge hat. Auch auf individueller Ebene geht Arbeitslosigkeit mit vielfältigen, zumeist unerwünschten Konsequenzen einher. Neben offensichtlichen Folgen, wie einer mehr oder weniger großen Reduktion des Einkommens (BMAS 2013), zählen hierzu zum Beispiel eine Verschlechterung der Gesundheit (Kessler et al. 1987; Weber et al. 2007) und der psychischen Verfassung (Aubry et al. 1990; Kessler et al. 1987). Auch geht Arbeitslosigkeit oft mit einer geringeren Zufriedenheit mit der Ehe (Atkinson et al. 1986; Aubry et al. 1990; Bleich/Witte 1992; vgl. aber auch Brinkerhoff/White 1978) sowie mit einer geringeren allgemeinen Lebenszufriedenheit (u. a. Kassenboehmer/Haisken-DeNew 2009; Gerlach/Stephan 1996, 2001; Winkelmann/Winkelmann 1998) einher.

An dieser Stelle wird untersucht, ob Arbeitslosigkeit das Trennungsrisiko von Ehen beeinflusst. Vorliegende Untersuchungen weisen darauf hin, dass Arbeitslosigkeit mit einem erhöhten Trennungs- und Scheidungsrisiko einhergeht (z.B. für Deutschland: Kraft 2001), wobei jedoch einige Fragen offen geblieben sind. Erstens stellt sich die Frage, ob Arbeitslosigkeit das Trennungsrisiko ursächlich erhöht, oder ob dritte Faktoren gleichzeitig sowohl Trennungen als auch Arbeitslosigkeit wahrscheinlicher machen. Zweitens ist bislang unklar, welche Faktoren den Einfluss von Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko möglicherweise vermitteln. Unklar ist auch drittens, wie sich das Trennungsrisiko mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit verändert. Viertens stellt sich die Frage nach Veränderungen des Einflusses von Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko im Zeitverlauf. Die vorliegende Untersuchung geht diesen Fragen nach und berücksichtigt hierbei auch mögliche Geschlechterunterschiede.

2. Bisherige empirische Befunde zum Einfluss von Arbeitslosigkeit auf die Ehestabilität

Bereits kurz nach der schweren Wirtschaftskrise in den USA in den 1930er Jahren, der sog. *Great Depression*, wurde der Einfluss von Arbeitslosigkeit der Ehemänner auf die familiären Beziehungen untersucht (Angell 1936; Bakke 1940; Cavan/Ranck 1939; Komarovskiy 1940). Trotz methodischer Unzulänglichkeiten kamen alle diese Studien zu ähnlichen Ergebnissen. Arbeitslosigkeit des Mannes hat demnach negative Effekte auf das Selbstbewusstsein des Mannes sowie auf die Partnerschaft und auf die familiären Beziehungen (vgl. Larson 1984: 503). Die Studien aus den 1930er und 1940er Jahren weisen darauf hin, dass Arbeitslosigkeit ein Auslöser für familiäre Krisen ist (für eine Übersicht siehe Eisenberg/Lazarsfeld 1938).

Zu den ungünstigen Effekten von Arbeitslosigkeit, die in diesen und in späteren Studien nachgewiesen wurden, gehören Rollenkonflikte, eine schlechtere Kommunikation

zwischen den Ehepartnern, eine geringere Qualität der Ehe und auch ein höheres Trennungs- und Scheidungsrisiko (Atkinson et al. 1986; Jensen/Smith 1990; Lampard 1994; Larson 1984; Starkey 1996; Powell/Driscoll 1973). Auch aktuellere Studien aus den USA (Charles/Stephens 2004, Lewin 2005), Großbritannien (Böheim/Ermisch 2001, Doiron/Mendolia 2011), Finnland (Jalovaara 2001, 2003), Norwegen (Hansen 2005; Rege et al. 2007) und Schweden (Eliason 2012) kommen einheitlich zu dem Ergebnis, dass Arbeitslosigkeit einen destabilisierenden Effekt auf Ehen hat.¹

Dies gilt auch für die beiden einzigen für Deutschland vorliegenden Studien. Cooke und Gash (2010) untersuchen für Westdeutschland die Auswirkungen von Teilzeitarbeit der Ehefrau auf das Trennungsrisiko. Dabei kontrollieren sie auch den Erwerbsstatus des Mannes. Arbeitslosigkeit des Mannes erhöht demnach das Scheidungsrisiko tendenziell, jedoch nicht signifikant (Cooke/Gash 2010). Als bislang einzige Studie befasst sich die Untersuchung von Kraft (2001) zentral mit der Auswirkung von Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko in Deutschland. Mit Daten des Sozio-oekonomischen Panels aus den Jahren 1987 bis 1996 kommt diese Studie zu dem Ergebnis, dass Arbeitslosigkeit das Trennungsrisiko signifikant erhöht. Dieser Effekt ist für Männer stärker als für Frauen und er ist umso größer, je mehr Monate eine Person im Vorjahr arbeitslos war.

3. Erklärungsansätze und Hypothesen zum Einfluss von Arbeitslosigkeit auf die Ehestabilität

Zur Erklärung der Ehestabilität wird häufig auf austauschtheoretische und familienökonomische Erklärungsmodelle zurückgegriffen. Austauschtheoretischen Überlegungen zufolge beruht die Ehestabilität in erster Linie auf der Ehequalität, d.h. auf der subjektiven Bewertung der ehelichen Beziehung (vgl. Lvinger 1976, 1982; Lewis/Spanier 1979, 1982; Nye 1982). Darauf, dass Arbeitslosigkeit die Ehequalität reduzieren könnte, weisen Studien hin, die zeigen, dass Arbeitslosigkeit zu häufigerem Streit (Hess et al. 1991: 190; Larson 1984; Wilhelm/Ridley 1988; Zvonkovic et al. 1988) und zu Rollenkonflikten (Hess et al. 1991: 186; Cavan 1959; Schindler/Wetzels 1990; Hartley 1987) führen kann. Arbeitslosigkeit könnte demnach, vermittelt über häufigeren Streit und Rollenkonflikte, die Ehequalität negativ beeinflussen und somit das Trennungsrisiko erhöhen. Auf Grundlage von familienökonomischen Überlegungen muss man außerdem davon ausgehen, dass unerwartete Ereignisse, zu denen der Eintritt von Arbeitslosigkeit zählt, den „match“, d.h. wie gut die Partner zusammenpassen, verändern (Becker et al. 1977). Sofern Arbeitslosig-

1 Die Frage nach einem Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und Ehescheidung wurde zum Teil auch in Makro-Analysen untersucht. In einer Studie über den Zusammenhang von Arbeitslosen- und Scheidungsrate in Japan im Zeitraum von 1958 bis 2006 konnte eine positive Korrelation festgestellt werden (Kawata 2008). In einer weiteren Makro-Analyse, in der die Bundesstaaten der USA untersucht wurden, fanden Amato und Beattie (2011) von 1960 bis 1980 einen positiven und nach 1980 einen negativen Zusammenhang. Kalmijn (2007) fand in einer Studie über insgesamt 37 europäische Länder in den 1990er Jahren Hinweise für einen negativen Zusammenhang von Arbeitslosen- und Scheidungsrate. Aus solchen Korrelationen auf Länderebene lässt sich aber nicht auf einen Effekt von Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko beim Individuum schließen.

keit und der damit einhergehende Einkommens- und Statusverlust die Attraktivität des arbeitslosen Partners für seinen Partner reduziert, werden für diesen alternative Partner vergleichsweise attraktiver und Trennungen somit wahrscheinlicher. Hinzu kommt, dass durch den Eintritt in die Arbeitslosigkeit beim arbeitslosen Partner Eigenschaften sichtbar werden können, die dem anderen Partner vorher unbekannt waren, was ebenfalls zu einem Anstieg des Trennungsrisikos beitragen kann. Das in jüngerer Zeit vorgeschlagene Modell der Frame-Selektion (Esser 2002) vereint die rationale mit einer normativen Sichtweise auf Ehen. Es geht davon aus, dass Kosten-Nutzen-Kalküle für die Entscheidung über die Aufrechterhaltung der Ehe keine Rolle spielen, wenn diese durch einen „Frame“ als unzerbrechliche Beziehung gerahmt ist. Die genannten austauschtheoretischen und familienökonomischen Mechanismen wirken demnach nur bei Ehen, in denen die Unzerbrechlichkeit der Ehe kein Teil des Frames ist. Somit ist auch nach dem Modell der Frame-Selektion zu erwarten, dass Arbeitslosigkeit das Trennungsrisiko im Durchschnitt aller Ehen erhöht. Die genannten Argumente lassen somit einhellig erwarten, dass Arbeitslosigkeit das Trennungsrisiko erhöht (Hypothese 1a).

Diese Hypothese wird auch durch die in Kapitel 2 zusammengefassten Befunde aus früheren Studien gestützt. Nichtsdestotrotz sind weitere Überlegungen in Betracht zu ziehen. Erstens verweist die *individual liabilities perspective* (Amato/Beattie 2011: 707f.) auf eine alternative Erklärung für den vielfach beobachteten positiven Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Trennungswahrscheinlichkeit. Demnach beruht der Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Trennungsrisiko auf einer Scheinkorrelation (vgl. auch Kraft 2001: 74).² Auslöser für beides, Arbeitslosigkeit und Trennung, sind in dieser Perspektive individuelle Eigenschaften einer Person, die sowohl vom Arbeitgeber als auch vom Ehepartner negativ bewertet werden. Als solche Eigenschaften kommen z.B. unsoziales Verhalten sowie Alkohol- und Drogenmissbrauch in Betracht. Zweitens gibt es Argumente dafür, dass Arbeitslosigkeit auch mit stabilisierenden Faktoren einhergehen kann. Ausgehend von austauschtheoretischen Überlegungen ist denkbar, dass es durch den Eintritt in die Arbeitslosigkeit eines Partners zur Erhöhung der Trennungsbarrieren kommt. Während der Verlust des eigenen Erwerbseinkommens die ökonomische Abhängigkeit des arbeitslosen Partners erhöht, fühlt sich dessen Partner möglicherweise verpflichtet, den Ehepartner gerade in schlechten Zeiten zu unterstützen. Zudem verfügen Arbeitslose über mehr Freizeit, was von einigen Arbeitslosen und ihren Familien positiv empfunden wird, da sie mehr Zeit mit dem Ehepartner und der Familie sowie mit Freizeitbeschäftigungen verbringen können (Brinkmann 1984; Zvonkovic et al. 1988). Einige Studien berichten, dass diese gute Seite der Arbeitslosigkeit eher von Frauen gesehen wird (Brinkmann 1976: 407 ff.; Hartley 1987; Root 1984). Schließlich könnte Arbeitslosigkeit eines Partners eine spezialisierte Arbeitsteilung von Erwerbs- und Hausarbeit begünstigen, was familienökonomischen Überlegungen zufolge die Ehe stabilisieren sollte (Becker 1993). Auf dieser Grundlage lässt sich die Alternativhypothese formulieren, dass Arbeitslosigkeit das Trennungsrisiko nicht erhöht (Hypothese 1b).

Die bis hierhin genannten Mechanismen geben Grund zu der Annahme, dass Arbeitslosigkeit von Männern und Frauen unterschiedliche Effekte auf die Ehestabilität haben könnten. Mögliche Geschlechterunterschiede im Einfluss des Erwerbsstatus auf das Trennungsri-

2 Empirische Hinweise hierfür liefert Lampard (1994: 296).

siko könnten daraus folgen, dass – v.a. in älteren Kohorten – der Mann häufiger der Hauptverdiener ist und in diesem Fall der finanzielle Ausfall bei Arbeitslosigkeit der Frau weniger gravierend ist. Bei einer Orientierung am traditionellen Ein-Ernährer-Modell ist zudem zu vermuten, dass bei arbeitslosen Männern die Unzufriedenheit höher ist und Rollenkonflikte wahrscheinlicher sind als bei arbeitslosen Frauen. Gestützt wird diese Vermutung durch Ergebnisse von Brinkmann aus dem Jahr 1976, wonach arbeitslose Männer stärker unter psychosozialen Belastungen leiden als arbeitslose Frauen. In Bezug auf mögliche Geschlechterunterschiede ist daher zu erwarten, dass Arbeitslosigkeit des Ehemannes das Trennungsrisiko in stärkerem Maße erhöht als Arbeitslosigkeit der Ehefrau (Hypothese 2).

Als möglicher Vermittlungsfaktor für einen ungünstigen Einfluss von Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko kommt das infolge von Arbeitslosigkeit sinkende Einkommen in Betracht. Wie aus einer Studie von Dew (2011) hervorgeht, tragen vor allem Streitigkeiten über finanzielle Themen zu einem erhöhten Trennungsrisiko bei. Dieses Ergebnis steht im Einklang mit familienökonomischen und austauschtheoretischen Überlegungen, wonach ein durch Arbeitslosigkeit bedingter Einkommensverlust mit einer abnehmenden Ehequalität bzw. mit einem sinkenden Ehegewinn und folglich mit einem steigenden Trennungsrisiko einhergeht. Somit ist zu erwarten, dass der destabilisierende Effekt von Arbeitslosigkeit auf die Ehebeziehung zu einem Teil auf den mit Arbeitslosigkeit einhergehenden Einkommensverlust zurückzuführen ist (Hypothese 3).

Des Weiteren ist in Betracht zu ziehen, dass sich der Einfluss der Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko mit der Dauer der Arbeitslosigkeit verändert. Bereits unmittelbar nach Eintritt von Arbeitslosigkeit finden ein Wandel des täglichen Lebens sowie ein Einkommensverlust statt, was vor allem unmittelbar nach Eintritt der Arbeitslosigkeit zu Trennungen führen könnte. Demgegenüber sollten nach langer Arbeitslosigkeitsdauer nur noch wenige Trennungen stattfinden, weil die noch verbleibenden Ehen eine selektive Gruppe von Paaren darstellen, bei denen Arbeitslosigkeit offensichtlich nicht zur Trennung führt. Vor diesem Hintergrund ist zu erwarten, dass der Effekt von Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit abnimmt (Hypothese 4a).

Andererseits ist auch in Betracht zu ziehen, dass Arbeitslosigkeit das Trennungsrisiko erst dann erhöht, wenn sie eine gewisse Zeit andauert. So kann eine kurze Arbeitslosigkeit auch freiwillig sein (Kraft 2001: 76). Was die mit Arbeitslosigkeit einhergehenden (z.B. finanziellen) Belastungen anbelangt, nehmen diese außerdem zu, wenn Arbeitslosigkeit länger andauert. Dasselbe gilt für den mit Arbeitslosigkeit einhergehenden Statusverlust. Auf dieser Grundlage ist denkbar, dass der ungünstige Effekt von Arbeitslosigkeit mit zunehmender Arbeitslosigkeitsdauer nicht abnimmt, sondern ansteigt (Hypothese 4b).

Mit Blick auf den Wandel der Geschlechterrollen ist schließlich in Betracht zu ziehen, dass sich die Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko im Zeitverlauf verändert haben. Während für Männer Erwerbsarbeit heute ebenso wie früher die Norm darstellt, wurde Erwerbstätigkeit für (Ehe-)Frauen erst in jüngerer Zeit zunehmend zur Regel, wodurch vermutlich auch die finanziellen und psychosozialen Belastungen für die Ehepartner im Falle einer Arbeitslosigkeit der Frau zu- und im Falle der Arbeitslosigkeit des Mannes abgenommen haben. Vor diesem Hintergrund ist zu erwarten, dass der destabilisierende Effekt von Arbeitslosigkeit in jüngerer Zeit für Männer abgenommen und für Frauen zugenommen hat (Hypothese 5).

4. Daten und Methode

Um die Hypothesen über den Einfluss der Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko von Ehepaaren zu überprüfen, werden Daten des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) verwendet (vgl. Wagner et al. 2008). Es handelt sich dabei um eine für Deutschland repräsentative Wiederholungsbefragung, die seit 1984 in einjährigem Rhythmus durchgeführt wird. Aufgrund der langen Zeitspanne des Panels eignen sich die Daten gut für Analysen der Ehestabilität. Ein weiterer Vorteil der Daten ist, dass durch die Befragung aller Haushaltsmitglieder Informationen über beide Ehepartner verfügbar sind.

An dieser Stelle werden alle im SOEP enthaltenen Ehen im Zeitraum von 1985 bis 2010 analysiert, bei denen das Jahr der Eheschließung, das Haushaltseinkommen, das Vorhandensein von Kindern im Haushalt sowie der Erwerbsstatus beider Ehepartner bekannt sind. Insgesamt sind 15.066 Ehen im Zeitraum von 1985 bis 2010 im SOEP erfasst, für die beide Ehepartner identifizierbar sind. Von diesen Ehen wurden 268 Ehen aufgrund von fehlendem oder zu geringem Heiratsalter (unter 16 Jahre) ausgeschlossen. Wegen fehlenden Werten bei der Berufsbildung bei einem Ehepartner oder bei beiden Ehepartnern fallen 974 Ehen aus der Analyse. Des Weiteren entfallen 774 Ehen aufgrund von fehlenden Werten zum Erwerbsstatus beider Ehepartner sowie 773 Ehen aufgrund von fehlenden Werten beim Nettoäquivalenzeinkommen. Insgesamt entfallen 2.578 Ehen aufgrund von einem oder mehreren fehlenden Werten. Somit stehen für die Analysen 12.488 Ehen mit 105.788 Ehejahren zur Verfügung.

Die zentrale unabhängige Variable, der Erwerbsstatus, wird unterschieden zwischen arbeitslos, erwerbstätig (Voll- und Teilzeitbeschäftigung inklusive Minijob, nebenberufliche Tätigkeit, Kurzarbeit, Wehr- und Zivildienst, betriebliche Aus- und Fortbildung) und nicht erwerbstätig (in Rente, Hausfrau, -mann, in Schule, in Hochschule, Mutterschaftsurlaub).

Für differenziertere Analysen werden die Arbeitslosen zudem nach der Dauer ihrer Arbeitslosigkeit in drei Gruppen eingeteilt: kurzzeitige Arbeitslosigkeit: 1 bis 12 Monate, längere Arbeitslosigkeit: 13 bis 24 Monate sowie Langzeitarbeitslosigkeit: 25 und mehr Monate. Die Einteilung der Dauer der Arbeitslosigkeit erfolgt durch die Anzahl der Monate, die eine Person zu Ende des Vorjahres ohne Unterbrechung arbeitslos war.³ Auch die Einteilung in die Gruppen erwerbstätig und nicht erwerbstätig wird auf Grundlage des Erwerbsstatus zum Ende des Vorjahres vorgenommen. Durch diese Operationalisierung ist die Kausalitätsrichtung eindeutig. Die Möglichkeit, dass eine Trennung der Auslöser von Arbeitslosigkeit ist, wird somit ausgeschlossen. Allerdings kommt es dadurch zu einer Unschärfe, die darin besteht, dass eine Person, die zum Ende des Vorjahres arbeitslos ist – und damit in die Kategorie der Arbeitslosen fällt –, zum Zeitpunkt der Trennung unter Umständen bereits wieder erwerbstätig sein kann. Um zu überprüfen, inwieweit mögliche Effekte der Arbeitslosigkeit auf den Einkommensverlust zurückzuführen sind, wird neben dem Erwerbsstatus auch das monatliche Nettoäquivalenzeinkommen des Vorjahres (in 1.000 Euro) berücksichtigt. Aus bisherigen Untersuchungen geht hervor, dass das Trennungsrisiko mit höherem Haushaltseinkommen sinkt (Lewin 2005; Conger et al. 1990;

3 Dadurch wird die Dauer der Arbeitslosigkeit auch auf null Monate gesetzt, sobald eine Person nur einen Monat nicht arbeitslos war. Somit können „faktisch“ Langzeitarbeitslose, die gelegentlich kurzzeitig eine Arbeitsstelle haben, in die Kategorie der seit kurzem Arbeitslosen fallen.

White 1990).⁴ Wenn der Arbeitslosigkeitseffekt ausschließlich auf den Einkommensverlust zurückzuführen ist, also eigentlich ein Einkommenseffekt ist, dann müsste der Effekt der Arbeitslosigkeit unter Kontrolle des Einkommens komplett verschwinden.

Da sowohl der Erwerbsstatus als auch das Trennungsrisiko vom Bildungsniveau beeinflusst sein können (z.B. Babka von Gostomski et al. 1998), wird für beide Ehepartner der höchste berufliche Bildungsabschluss als Kontrollvariable in die Analyse mit aufgenommen.⁵ Weiterhin wird das Vorhandensein von Kindern im Haushalt berücksichtigt, da Kinder, die im elterlichen Haushalt wohnen, stabilisierend auf Ehen wirken (z.B. Klein/Rapp 2010). Dieser stabilisierende Einfluss nimmt jedoch mit zunehmendem Alter der Kinder ab (Böttcher 2006; Lyngstad 2004; Rapp 2008; Stauder 2006). Dem wird durch Gruppierung nach dem Alter des jüngsten Kindes im Haushalt Rechnung getragen. Als weitere Kontrollvariablen werden das Heiratsalter der Frau, die Ehedauer (siehe unten) sowie die Information, ob es für beide Ehepartner die erste Ehe ist, aufgenommen. Zudem wird das Kalenderjahr anhand von drei Kategorien abgebildet, die die 1980er, 1990er und 2000er Jahre repräsentieren.

Von den 12.488 untersuchten Ehen enden 940 im Untersuchungszeitraum mit einer Trennung. Den Berechnungen liegen allerdings nur 871 Trennungseignisse zugrunde, da für 69 Ehen, die mit einer Trennung enden, die Informationen im letzten Ehejahr unvollständig sind. Einen Überblick über die Stichprobe gibt Tabelle 1.

Als Analyseverfahren wird die Ereignisdatenanalyse unter Verwendung des generalisierten Sichelmodells angewendet, wie es von Klein (2003: 512) vorgeschlagen wurde, um einen zu Beginn ansteigenden und später abfallenden Verlauf der Eintrittswahrscheinlichkeit eines Ereignisses darzustellen. Dies entspricht dem typischen Verlauf der Trennungsraten von Ehen (vgl. Rapp 2008) und wird durch folgende Formel beschrieben:

$$\ln h_i(t) = a + bt + c \ln t + \sum_j \alpha_j x_{ij} + \sum_k \beta_k u_{ik}(t)$$

Dabei beschreibt $\ln h_i(t)$ die logarithmierte Trennungsraten zum Zeitpunkt t seit der Eheschließung. Bei der Berechnung mit der Methode des Episodensplittings (vgl. Blossfeld et al. 1986: 193 ff.) werden einjährige Zeitintervalle i verwendet.⁶ Die Episoden werden hierbei nach dem Kalenderjahr aufgeteilt. Das Jahr der Heirat zählt als erstes Ehejahr. Mit x_{ij} werden die zeitunabhängigen Variablen, wie z.B. das Heiratsalter, und mit $u_{ik}(t)$ die zeitabhängigen Variablen, wie z.B. das Einkommen, bezeichnet. Dabei steht j bzw. k für die 1 bis n zeitunveränderlichen bzw. zeitveränderlichen Variablen. Während das zugrundeliegende Exponentialmodell eine zeitkonstante Rate impliziert, wird durch die Aufnahme von t sowie $\ln t$ der zuerst ansteigende und später abfallende Verlauf der Trennungsraten modelliert. Da eine Person in den Daten mit mehreren Ehen vertreten sein kann, werden robuste Standardfehler berechnet.⁷

4 Betrachtet man nur das Einkommen der Frau, so zeigt sich jedoch, dass mit steigendem Einkommen auch das Trennungsrisiko steigt (u.a. Chan/Halpin 2002; Böttcher 2006; South 2001; Rapp 2008).

5 Um Fallzahlverluste zu vermeiden ist die Berufsbildung nicht als zeitabhängige Variable in den Analysen enthalten, sondern es wird der höchste Abschluss berücksichtigt, auch dann, wenn in einzelnen Jahren fehlende Werte vorliegen.

6 Auch dem Heirats- und Trennungsjahr wird eine Dauer von einem Jahr zugewiesen.

7 Die Berechnungen wurden mit der Statistiksoftware Stata (Version 12.1) und dem Kommando *streg* durchgeführt.

Tabelle 1: Beschreibung der Stichprobe

	Ehen	Ehejahre
Metrische Variablen	Mittelwerte	
<i>Zeitunabhängig</i>		
Heiratsalter der Frau	25,9	25,1
Heiratsjahr	1978,2	1976,1
Ehejahr bei Trennung oder Zensierung	26,4	
<i>Zeitabhängig</i>		
Nettoäquivalenzeinkommen in 1.000 Euro		1,592
Kategoriale Variable	Anzahl	
<i>Zeitunabhängig</i>		
Erstehe für beide Ehepartner	10.333	89.676
Zweitehe für mindestens einen Partner	2.155	16.112
Frau hat Hochschulabschluss	1.712	12.784
Frau hat Berufsabschluss	7.910	68.206
Frau hat keinen Berufsabschluss	2.866	24.798
Mann hat Hochschulabschluss	2.770	21.902
Mann hat Berufsabschluss	8.362	72.360
Mann hat keinen Berufsabschluss	1.356	11.526
<i>Zeitabhängig</i>		
Jahr 1985-1989		14.513
Jahr 1990-1999		33.251
Jahr 2000-2010		58.024
Kein Kind unter 16 Jahren im Haushalt		62.403
Kind unter 4 Jahren im Haushalt		14.853
Kind von 4 bis unter 8 Jahren im Haushalt		10.060
Kind von 8 bis unter 12 Jahren im Haushalt		9.306
Kind von 12 bis unter 16 Jahren im Haushalt		9.166
Frau ist erwerbstätig		44.458
Frau ist nicht erwerbstätig		56.411
Frau ist arbeitslos		4.919
davon 1 bis 12 Monate arbeitslos		2.677
13 bis 24 Monate arbeitslos		1.073
mehr als 24 Monate arbeitslos		1.169
Mann ist erwerbstätig		70.676
Mann ist nicht erwerbstätig		30.093
Mann ist arbeitslos		5.019
davon 1 bis 12 Monate arbeitslos		2.644
13 bis 24 Monate arbeitslos		1.049
mehr als 24 Monate arbeitslos		1.326
Fallzahl	12.488	105.788

Quelle: SOEP 1984-2010; eigene Berechnungen

5. Ergebnisse

Um das Trennungsrisiko bei Arbeitslosigkeit eines Ehepartners zu bestimmen, werden ereignisanalytische Regressionsmodelle berechnet. Die Koeffizienten β können durch die Transformation e^β in relative Risiken umgerechnet werden. Diese sind in der Tabelle 2 dargestellt und können folgendermaßen interpretiert werden: Ein Wert größer 1 zeigt eine Risikosteigerung, ein Wert kleiner 1 eine Risikosenkung an. Der Wert 0,72 für die Nichterwerbstätigkeit der Frau in Modell 1 gibt beispielsweise an, dass das Trennungsrisiko bei Nichterwerbstätigkeit der Frau im Vergleich zu Ehen mit erwerbstätiger Frau, der Referenzkategorie, um den Faktor 0,72 (bzw. um 28%) geringer ist.

Tabelle 2: Effekte des Erwerbsstatus und weitere Determinanten des Trennungsrisikos (relative Risiken; robuste Standardfehler in Klammer)

	Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4	Modell 5
Konstante – Parameter a	0,01*** (0,00)	0,06*** (0,02)	0,05*** (0,02)	0,05*** (0,02)	0,06*** (0,02)
Ehejahr – Parameter b	0,86*** (0,01)	0,85*** (0,01)	0,85*** (0,01)	0,85*** (0,01)	0,85*** (0,01)
ln (Ehejahr) – Parameter c	2,68*** (0,27)	2,62*** (0,30)	2,62*** (0,30)	2,62*** (0,30)	2,63*** (0,30)
Frau ist nicht erwerbstätig ¹	0,72*** (0,05)	0,78*** (0,06)	0,78** (0,06)	0,78** (0,06)	0,59** (0,11)
Frau ist arbeitslos ¹	1,21 (0,16)	1,18 (0,16)	1,19 (0,16)		0,71 (0,37)
Mann ist nicht erwerbstätig ¹	0,73* (0,10)	0,91 (0,13)	0,92 (0,13)	0,92 (0,13)	0,83 (0,38)
Mann ist arbeitslos ¹	1,79*** (0,22)	1,70*** (0,21)	1,71*** (0,21)		3,08*** (0,98)
Heiratsalter der Frau		0,95*** (0,01)	0,95*** (0,01)	0,05*** (0,01)	0,95*** (0,01)
Jahr 1990-1999 ²		1,25* (0,14)	1,24+ (0,14)	1,24+ (0,14)	1,10 (0,18)
Jahr 2000-2010 ²		1,33* (0,15)	1,31* (0,15)	1,32* (0,15)	1,16 (0,18)
Erstehe für beide Ehepartner ³		0,50*** (0,05)	0,50*** (0,05)	0,50*** (0,05)	0,50*** (0,05)
Kind unter 4 Jahre im Haushalt ⁴		0,88 (0,09)	0,89 (0,10)	0,89 (0,10)	0,89 (0,09)
Kind von 4 bis unter 8 Jahre im Haushalt ⁴		0,90 (0,10)	0,91 (0,11)	0,91 (0,11)	0,90 (0,11)
Kind von 8 bis unter 12 Jahre im Haushalt ⁴		1,18 (0,14)	1,19 (0,14)	1,19 (0,14)	1,19 (0,14)
Kind von 12 bis unter 16 Jahre im Haushalt ⁴		1,34* (0,16)	1,36* (0,17)	1,36* (0,17)	1,36* (0,17)
Frau hat Berufsabschluss ⁵		1,05 (0,10)	1,04 (0,10)	1,04 (0,10)	1,05 (0,10)
Frau hat Hochschulabschluss ⁵		1,16 (0,17)	1,15 (0,16)	1,15 (0,16)	1,15 (0,17)
Mann hat Berufsabschluss ⁵		1,04 (0,12)	1,04 (0,12)	1,04 (0,12)	1,05 (0,12)

	Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4	Modell 5
Mann hat Hochschulabschluss ⁵		0,85 (0,13)	0,84 (0,13)	0,84 (0,13)	0,84 (0,13)
Nettoäquivalenzeinkommen in 1.000 Euro			1,03 (0,02)	1,03 (0,02)	1,03 (0,02)
Frau ist 1 bis 12 Monate arbeitslos ¹				1,23 (0,19)	
Frau ist 13 bis 24 Monate arbeitslos ¹				1,29 (0,35)	
Frau ist mehr als 24 Monate arbeitslos ¹				0,96 (0,32)	
Mann ist 1 bis 12 Monate arbeitslos ¹				1,72*** (0,26)	
Mann ist 13 bis 24 Monate arbeitslos ¹				1,92** (0,47)	
Mann ist mehr als 24 Monate arbeitslos ¹				1,56+ (0,42)	
Frau ist nicht erwerbstätig ¹ * Jahr 1990-1999 ²					1,30 (0,30)
Frau ist nicht erwerbstätig ¹ * 2000-2010 ²					1,45+ (0,32)
Frau ist arbeitslos ¹ * 1990-1999 ²					1,69 (0,94)
Frau ist arbeitslos ¹ * 2000-2010 ²					1,87 (1,03)
Mann ist nicht erwerbstätig ¹ * Jahr 1990-1999 ²					1,27 (0,64)
Mann ist nicht erwerbstätig ¹ * Jahr 2000-2010 ²					1,01 (0,50)
Mann ist arbeitslos ¹ * Jahr 1990-1999 ²					0,60 (0,23)
Mann ist arbeitslos ¹ * Jahr 2000-2010 ²					0,46* (0,17)
Ereignisse	871	871	871	871	871
Episoden	105.788	105.788	105.788	105.788	105.788
Log-Pseudolikelihood	-4.659	-4.607	-4.607	-4.606	-4.603

*** p<0,001; ** p<0,01; * p<0,05; + p<0,1

1) Referenzkategorie: Frau bzw. Mann ist erwerbstätig

2) Referenzkategorie: Jahr 1985-1989

3) Referenzkategorie: Zweitehe für mindestens einen Partner

4) Referenzkategorie: Kein Kind unter 16 Jahren im Haushalt

5) Referenzkategorie: Frau bzw. Mann hat keinen Berufsabschluss

Quelle: SOEP 1984-2010; eigene Berechnungen

In Modell 1 sind neben den für das Sichelmodell nötigen Parametern – das Ehejahr und das logarithmierte Ehejahr – nur die Dummyvariablen des Erwerbsstatus beider Ehepartner enthalten. Als Ergebnis zeigt sich, dass Arbeitslosigkeit eines Ehepartners mit einem erhöhten Trennungsrisiko einhergeht. Ist der Ehemann arbeitslos, so liegt das Trennungsrisiko ca. 79% über dem eines Paares mit erwerbstätigem Mann. Auch Arbeitslosigkeit der Frau hat einen destabilisierenden Effekt auf Ehen, welcher jedoch mit einem relativen Risiko von 1,21 schwächer ausfällt als bei Männern und nicht signifikant ist. Sowohl bei

Männern als auch bei Frauen geht Nichterwerbstätigkeit mit einem im Vergleich zur Erwerbstätigkeit geringeren Trennungsrisiko einher.

Während Modell 1 den Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Trennungsrisiko beschreibt, zielt Modell 2 darauf ab, den Einfluss von Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko zu testen. Geprüft wird, ob Arbeitslosigkeit das Trennungsrisiko erhöht (Hypothese 1a) und ob dies in stärkerem Maße für Männer der Fall ist als für Frauen (Hypothese 2). Im Unterschied zu Modell 1 sind zusätzlich die berufliche Ausbildung von beiden Partnern, das Alter des jüngsten Kindes im Haushalt, das Heiratsalter der Frau, die Kalenderzeit, sowie ob es sich für beide Partner um die erste Ehe handelt, kontrolliert.⁸ Dadurch wird der destabilisierende Effekt von Arbeitslosigkeit des Mannes geringfügig abgeschwächt, bleibt jedoch mit einem – im Vergleich zu Ehen mit erwerbstätigem Mann – um ca. 70% erhöhten Trennungsrisiko sehr stark. Die stabilisierende Wirkung von Nichterwerbstätigkeit der Ehefrau nimmt etwas ab, bleibt jedoch signifikant. Im Gegensatz dazu wird der stabilisierende Einfluss der Nichterwerbstätigkeit des Mannes unter Kontrolle weiterer Einflussfaktoren nicht bestätigt.

Um zu überprüfen, ob der destabilisierende Effekt von Arbeitslosigkeit auf die Ehebeziehung zu einem Teil auf den mit Arbeitslosigkeit einhergehenden Einkommensverlust zurückzuführen ist (Hypothese 3), wird in Modell 3 zusätzlich das Haushaltseinkommen der Ehepaare berücksichtigt. Für das Einkommen kann kein Einfluss auf das Trennungsrisiko nachgewiesen werden, und die Effekte der Nichterwerbstätigkeit und der Arbeitslosigkeit der Frau und des Mannes bleiben praktisch unverändert.

In Modell 4 wird geprüft, ob sich der Effekt von Arbeitslosigkeit mit zunehmender Dauer ändert (Hypothesen 4a und 4b). Hierzu wird unterschieden, ob Arbeitslosigkeit seit 1-12 Monaten, 13-24 Monaten oder seit mehr als 24 Monaten besteht. Für Frauen zeigen sich für keine der drei Arbeitslosigkeitsdauern signifikante Effekte, wohingegen für Männer sowohl eine kürzere als auch eine mittlere Arbeitslosigkeitsdauer ein erhöhtes Trennungsrisiko zur Folge hat. Dabei ist das Trennungsrisiko bei einer Arbeitslosigkeitsdauer zwischen einem und zwei Jahren am höchsten. Für langzeitarbeitslose Männer (über zwei Jahre arbeitslos) ist das Trennungsrisiko nur schwach signifikant erhöht.

Um zu überprüfen, ob sich der Arbeitslosigkeitseffekt im Zeitverlauf für Männer abgeschwächt und für Frauen verstärkt und somit angeglichen hat (Hypothese 5), werden in Modell 5 Interaktionen zwischen dem Erwerbsstatus der Ehepartner und dem Kalenderjahr in die Berechnung aufgenommen. Für die Arbeitslosigkeit des Mannes zeigt sich eine Abschwächung des Effekts im untersuchten Zeitraum: Der destabilisierende Effekt ist in den Jahren 2000 bis 2010 signifikant niedriger als in den Jahren 1985 bis 1989. Für Frauen zeigt sich keine signifikante Veränderung des Arbeitslosigkeitseffektes im Zeitverlauf. Jedoch reduziert sich für Frauen der stabilisierende Effekt einer Nichterwerbstätigkeit von den 1980er Jahren bis zu den 2000er Jahren, der diesbezügliche Interaktionseffekt ist allerdings nur auf dem 10%-Niveau statistisch abgesichert.

8 Durch die Kontrollvariablen werden einige bekannte Effekte auf die Ehestabilität bestätigt. Das Trennungsrisiko ist geringer, wenn es für beide Partner die erste Ehe ist. Auch ein höheres Heiratsalter wirkt stabilisierend. Zudem kann im Zeitverlauf sowie mit steigendem Alter der Kinder ein ansteigendes Trennungsrisiko beobachtet werden. Für die Berufsbildung lassen sich keine Einflüsse auf die Stabilität der Ehe nachweisen.

6. Diskussion

Die vorliegende Studie zeigt, dass Arbeitslosigkeit mit einem erhöhten Trennungsrisiko einhergeht. Dies trifft in stärkerem Maße für Männer zu als für Frauen, bei denen der Zusammenhang schwächer ausgeprägt und nicht signifikant ist. Der destabilisierende Effekt von Arbeitslosigkeit bleibt auch unter Kontrolle von Drittvariablen bestehen, für die in Betracht zu ziehen ist, dass diese Faktoren sowohl (und voneinander unabhängig) das Trennungsrisiko beeinflussen als auch das Risiko, arbeitslos zu sein. Das höhere Trennungsrisiko von Arbeitslosen lässt sich folglich zum Beispiel nicht dadurch erklären, dass sich Arbeitslose hinsichtlich ihrer beruflichen Ausbildung oder hinsichtlich ihres Heiratsalters von Erwerbstätigen unterscheiden. Die Ergebnisse stehen im Einklang mit den theoretischen Erwartungen der Hypothesen 1a (Arbeitslosigkeit erhöht das Trennungsrisiko) und 2 (die Erhöhung fällt stärker aus wenn der Ehemann arbeitslos ist) und stimmen zudem mit früheren empirischen Befunden überein. Nicht auszuschließen ist allerdings, dass andere Drittvariablen, die im Rahmen dieser Untersuchung nicht kontrolliert werden konnten (z.B. Substanzmissbrauch), ursächlich für die beobachteten Effekte sind.

In der vorliegenden Studie wurde des Weiteren untersucht, ob der destabilisierende Effekt von Arbeitslosigkeit auf die Ehe zu einem Teil auf den mit Arbeitslosigkeit einhergehenden Einkommensverlust zurückzuführen ist (Hypothese 3). Entgegen den Erwartungen zeigt sich, dass ein Einkommensverlust aufgrund von Arbeitslosigkeit keine Ursache für das höhere Trennungsrisiko im Falle von Arbeitslosigkeit ist. Denn der Arbeitslosigkeitseffekt wird auch nach Kontrolle des Einkommens nicht kleiner. Dies bedeutet, dass andere Faktoren als ein niedrigeres Einkommen den ungünstigen Einfluss von Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko vermitteln.

Ein weiteres Ergebnis der vorliegenden Studie ist, dass sowohl bei kurzer als auch bei längerer Dauer der Arbeitslosigkeit des Mannes ein erhöhtes Trennungsrisiko zu beobachten ist, wobei das Trennungsrisiko bei einer mittleren Dauer von einem bis zwei Jahren am höchsten ist. Die beobachteten Unterschiede im Trennungsrisiko nach der Dauer der Arbeitslosigkeit des Mannes sind allerdings zu gering, um folgern zu können, dass das Trennungsrisiko mit zunehmender Arbeitslosigkeitsdauer erst zu- und dann wieder abnimmt. Somit kann weder die Hypothese 4a, wonach der Effekt von Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit abnimmt, noch Hypothese 4b, wonach der risikosteigernde Effekt zunimmt, uneingeschränkt bestätigt werden. Um die Frage beantworten zu können, ob die Dauer der Arbeitslosigkeit das Trennungsrisiko beeinflusst, sind Untersuchungen notwendig, die sich auf größere Fallzahlen stützen können als die vorliegende Studie.

Schließlich zeigt die vorliegende Untersuchung, dass der destabilisierende Effekt der Arbeitslosigkeit des Mannes im Zeitraum von 2000 bis 2010 schwächer ausfällt als in den Jahren 1985 bis 1989. Hypothese 5 wird damit nur teilweise bestätigt. Für Frauen zeigt sich in diesem Zeitraum keine Veränderung des Arbeitslosigkeitseffekts. Allerdings ist für Frauen der stabilisierende Effekt einer Nichterwerbstätigkeit in der Zeit von 2000 bis 2010 geringer als noch Ende der 1980er Jahre.

Diese beiden Ergebnisse – also die Abschwächung des ungünstigen Arbeitslosigkeitseffekts bei Männern sowie der schwächer werdende stabilisierende Effekt der Nichterwerbstätigkeit der Frau – stehen möglicherweise damit in Zusammenhang, dass die tradi-

tionelle Arbeitsteilung, bei der nur der Mann erwerbstätig oder zumindest der Haupternährer ist, faktisch an Bedeutung verloren hat. Aus diesem Grund haben vermutlich die finanziellen und möglicherweise auch die psychosozialen Belastungen für die Ehepartner im Falle einer Arbeitslosigkeit des Mannes abgenommen. Um zu klären, ob es sich bei der in dieser Untersuchung beobachteten Angleichung bei den Erwerbseffekten von Männern und Frauen auf die Beziehungsstabilität um einen stabilen Trend handelt, und ob dieser z.B. in Perioden- oder in Kohorteneffekten begründet ist, sind allerdings weitere Untersuchungen notwendig.

Literatur

- Amato, P. R. & Beattie, B. (2011). Does the unemployment rate affect the divorce rate? An analysis of state data 1960–2005. *Social Science Research*, 40, 3, S.705-715.
- Angell, R. C. (1936). *The family encounters the depression*. New York: Charles Scribner & Sons.
- Atkinson, T., Liem, R. & Liem, J. H. (1986). The social costs of unemployment. Implications for social support. *Journal of Health and Social Behavior*, 27, 4, S. 317-331.
- Aubry, T., Tefft, B. & Kingsbury, N. (1990). Behavioral and psychological consequences of unemployment in blue-collar couples. *Journal of Community Psychology*, 18, 2, S. 99-109.
- Babka von Gostomski, C., Hartmann, J. & Kopp J. (1998). Sozialstrukturelle Bestimmungsgründe der Ehescheidung. Eine empirische Überprüfung einiger Hypothesen der Familienforschung. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 18, 2, S. 117-133.
- Bakke, E. W. (1940). *Citizens without work*. New York: Yale University Press.
- Becker, G. S. (1993). *A treatise on the family*. Cambridge: Harvard University Press.
- Becker, G. S., Landes, E. M. & Michael, R. T. (1977). An economic analysis of marital instability. *Journal of Political Economy*, 85, 6, S. 1141-1187.
- Bleich, C. & Witte, E. H. (1992). Zu Veränderungen in der Paarbeziehung bei Erwerbslosigkeit des Mannes. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 44, 4, S. 731-746.
- Blossfeld, H.-P., Hamerle, A. & Mayer, K. U. (1986). *Ereignisanalyse. Statistische Theorie und Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften*. Frankfurt am Main & New York: Campus Verlag.
- BMAS – Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2013). *Lebenslagen in Deutschland. Vierter Armuts- und Reichumsbericht der Bundesregierung*. Bonn: Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- Böheim, R. & Ermisch, J. (2001). Partnership dissolution in the UK – The role of economic circumstances. *Oxford Bulletin of Economics and Statistics*, 63, 2, S. 197-208.
- Böttcher, K. (2006). Scheidung in Ost- und Westdeutschland. Der Einfluss der Frauenerwerbstätigkeit auf die Ehestabilität. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58, 4, S. 592-616.
- Brinkerhoff, D. B. & White, L. K. (1978). Marital satisfaction in an economically marginal population. *Journal of Marriage and the Family*, 40, 2, S. 259-267.
- Brinkmann, C. (1976). Finanzielle und psycho-soziale Belastungen während der Arbeitslosigkeit. *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 9, 4, S. 397-413.
- Brinkmann, C. (1984). Die individuellen Folgen langfristiger Arbeitslosigkeit. Ergebnisse einer repräsentativen Längsschnittuntersuchung. *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 17, 4, S. 454-473.
- Cavan, R. S. (1959). Unemployment. Crisis of the common man. *Marriage and Family Living*, 21, 2, S. 139-146.
- Cavan, R. S. & Ranck, K. H. (1939). *The family and the depression*. Chicago: University of Chicago Press.
- Chan, T. W. & Halpin, B. (2002). Union dissolution in the United Kingdom. *International Journal of Sociology*, 32, 4, S. 76-93.

- Charles, K. K. & Stephens M. (2004). Job displacement, disability, and divorce. *Journal of Labor Economics*, 22, 2, S. 489-522.
- Conger, R. D., Elder Jr, G. H., Lorenz, F. O., Conger, K. J., Simons, R. L., Whitbeck, L. B., Huck, S. & Melby, J. N. (1990). Linking economic hardship to marital quality and instability. *Journal of Marriage and the Family*, 52, 3, S. 643-656.
- Cooke, L. P. & Gash, V. (2010). Wives' part-time employment and marital stability in Great Britain, West Germany and the United States. *Sociology*, 44, 6, S. 1091-1108.
- Dew, J. (2011). Financial issues and relationship outcomes among cohabiting individuals. *Family Relations*, 60, 2, S. 178-190.
- Doiron, D. & Mendolia, S. (2011). The impact of job loss on family dissolution. *Journal of Population Economics*, 25, 1, S. 367-398.
- Eisenberg, P. & Lazarsfeld, P. F. (1938). The psychological effects of unemployment. *Psychological Bulletin*, 35, 6, S. 358-391.
- Eliason, M. (2012). Lost jobs, broken marriages. *Journal of Population Economics*, 25, 4, S. 1365-1397.
- Esser, H. (2002). In guten wie in schlechten Tagen? Das Framing der Ehe und das Risiko zur Scheidung. Eine Anwendung und ein Test des Modells der Frame-Selektion. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 54, 1, S. 27-63.
- Gerlach, K. & Stephan, G. (1996). A paper on unhappiness and unemployment in Germany. *Economics Letters*, 52, 3, S. 325-330.
- Gerlach, K. & Stephan, G. (2001). Lebenszufriedenheit und Erwerbsstatus: Ost- und Westdeutschland im Vergleich. *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 34, 4, S. 515-529.
- Hansen, H.-T. (2005). Unemployment and marital dissolution. A panel data study of Norway. *European Sociological Review*, 21, 2, S. 135-148.
- Hartley, J. (1987). Managerial unemployment. The wife's perspective and role, In: Fineman, S. & Sinfield, A. (Hrsg.), *Unemployment. Personal and social consequences*. London: Tavistock (Social Science Paperbacks, 348), S. 118-137.
- Hess, D., Hartenstein, W. & Smid, M. (1991). Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf die Familie. *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 24, 1, S. 178-192.
- Jalovaara, M. (2001). Socio-economic status and divorce in first marriages in Finland 1991-93. *Population Studies*, 55, 2, S. 119-133.
- Jalovaara, M. (2003). The joint effects of marriage partners' socioeconomic positions on the risk of divorce. *Demography*, 40, 1, S. 67-81.
- Jensen, P. & Smith, N. (1990). Unemployment and marital dissolution. *Journal of Population Economics*, 3, 3, S. 215-229.
- Kalmijn, M. (2007). Explaining cross-national differences in marriage, cohabitation, and divorce in Europe, 1990-2000. *Population Studies*, 61, 3, S. 243-263.
- Kassenboehmer, S. C. & Haisken-DeNew, J. P. (2009). You're fired! The causal negative effect of entry unemployment on life satisfaction. *The Economic Journal*, 119, 536, S. 448-462.
- Kawata, Y. (2008). Does high unemployment rate result in a high divorce rate? A test for Japan. *Revista de Economía del Rosario*, 11, 2, S. 149-164.
- Kessler, R. C., House, J. S. & Turner, J. B. (1987). Unemployment and health in a community sample. *Journal of Health and Social Behavior*, 28, 1, S. 51-59.
- Klein, T. (2003). Die Geburt von Kindern in paarbezogener Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32, 6, S. 506-527.
- Klein, T. & Rapp, I. (2010). Der Einfluss des Auszugs von Kindern aus dem Elternhaus auf die Beziehungsstabilität der Eltern. *Zeitschrift für Soziologie*, 39, 2, S. 140-150.
- Komarovsky, M. (1940). *The unemployed man and his family. The effect of unemployment upon the status of the man in fifty-nine families*. New York: Dryden Press.
- Kraft, K. (2001). Unemployment and the separation of married couples. *KYKLOS*, 54, 1, S. 67-88.
- Lampard, R. (1994). An examination of the relationship between marital dissolution and unemployment, In: Gallie, D., Marsh, C. & Vogler, C. (Hrsg.), *Social change and the experience of unemployment*. Oxford: Oxford University Press, S. 264-298.

- Larson, J. H. (1984). The effect of husband's unemployment on marital and family relations in blue-collar families. *Family Relations*, 33, 4, S. 503-511.
- Levinger, G. (1976). A social psychological perspective on marital dissolution. *Journal of Social Issues*, 32, 1, S. 21-47.
- Levinger, G. (1982). A social exchange view on the dissolution of pair relationships, In: Nye, F. I. (Hrsg.), *Family relationships. Rewards and costs*. Beverly Hills: Sage, S. 97-121.
- Lewin, A. C. (2005). The effect of economic stability among welfare recipients. *Evaluation Review*, 29, 3, S. 223-240.
- Lewis, R. A. & Spanier, G. B. (1979). Theorizing about the quality and stability of marriage, In: Burr, W., Hill, R., Nye, F. I. & Reiss, I. (Hrsg.), *Contemporary theories about the family. Volume 1*. New York & London: Free Press, S. 268-294.
- Lewis, R. A. & Spanier, G. B. (1982). Marital quality, marital stability, and social exchange, In: Nye, F. I. (Hrsg.), *Family relationships. Rewards and costs*. Beverly Hills: Sage, S. 49-65.
- Lyngstad, T. H. (2004). The impact of parent's and spouses' education on divorce rates in Norway. *Demographic Research*, 10, 5, S. 121-142.
- Nye, F. I. (Hrsg.) (1982). *Family relationships. Rewards and costs*. Beverly Hills: Sage.
- OECD – Organization for Economic Co-operation and Development (2012). *Unemployment rate. Employment and labour markets: Key tables from OECD, No. 1*. Paris: Organization for Economic Co-operation and Development.
- Powell, D.H. & Driscoll, P. F. (1973). Middle-class professionals face unemployment. *Society*, 10, 2, S. 18-26.
- Rapp, I. (2008). Wann werden Ehen getrennt? Der Einfluss der Ehedauer auf das Trennungsrisiko. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 60, 3, S. 500-527.
- Rege, M., Telle, K. & Votruba, M. (2007). *Plant closure and marital dissolution*. Oslo: Statistics Norway, Research Department (Discussion Papers No. 514).
- Root, K. (1984). The human response to plant closures. *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science*, 475, 1, S. 52-65.
- Schindler, H. & Wetzels, P. (1990). Familiensysteme in der Arbeitslosigkeit, In: Schindler, H., Wacker, A. & Wetzels, P. (Hrsg.), *Familienleben in der Arbeitslosigkeit. Ergebnisse neuerer europäischer Studien*. Heidelberg: Roland Asanger, S. 43-73.
- South, S. J. (2001). Time-dependent effects of wives' employment on marital dissolution. *American Sociological Review*, 66, 2, S. 226-245.
- Starkey, J. L. (1996). Race differences in the effect of unemployment on marital instability: A socioeconomic analysis. *Journal of Socio-Economics*, 25, 6, S. 683-720.
- Stauder, J. (2006). Die Verfügbarkeit partnerschaftlich gebundener Akteure für den Partnermarkt. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58, 4, S. 617-637.
- Wagner, G. G., Göbel, J., Krause, P., Pischner, R. & Sieber, I. (2008). Das Sozio-oekonomische Panel (SOEP): Multidisziplinäres Haushaltspanel und Kohortenstudie für Deutschland – Eine Einführung (für neue Datennutzer) mit einem Ausblick (für erfahrene Anwender). *ASTA Wirtschafts- und Sozialstatistisches Archiv*, 2, 4, S. 301-328.
- Weber, A., Hörmann, G. & Heipertz, W. (2007). Arbeitslosigkeit und Gesundheit aus sozialmedizinischer Sicht. *Deutsches Ärzteblatt*, 104, 43, S. A2957-A2962.
- White, L. K. (1990). Determinants of divorce. A review of research in the eighties. *Journal of Marriage and the Family*, 52, 4, S. 904-912.
- Wilhelm, M. S. & Ridley, C. A. (1988). Stress and unemployment in rural nonfarm couples: A study of hardships and coping resources. *Family Relations*, 37, 1, S. 50-54.
- Winkelmann, L. & Winkelmann, R. (1998). Why are the unemployed so unhappy? Evidence from panel data. *Economica*, 65, 257, S. 1-15.
- Zvonkovic, A. M., Guss, T. & Ladd, L. (1988). Making the most of job loss: Individual and marital features of underemployment. *Family Relations*, 37, 1, S. 56-61.

Eingereicht am/Submitted on: 12.11.2012
Angenommen am/Accepted on: 26.09.2013

Anschriften der Autoren/Addresses of the authors:

Fabio Franzese, M.A. (Korrespondenzautor/Corresponding author)
Munich Center for the Economics of Aging (MEA)
Max-Planck-Institut für Sozialrecht und Sozialpolitik
Amalienstraße 33
80799 München
Deutschland/Germany

Dr. Ingmar Rapp
Max-Weber-Institut für Soziologie der Universität Heidelberg,
Bergheimer Straße 58
69115 Heidelberg
Deutschland/Germany

E-Mail: franzese@mea.mpisoc.mpg.de
ingmar.rapp@soziologie.uni-heidelberg.de

Nicole Biedinger

„Was für mich selbst gut ist, kann meinen Kindern nicht schaden.“ Der Einfluss der elterlichen Freizeitaktivitäten auf die Eltern-Kind-Aktivitäten

„What is good for me cannot harm my children“: The influence of parental leisure activities on the home environment

Zusammenfassung:

Familien variieren sehr stark darin, wie sie mit ihren Kindern umgehen. Diese Unterschiede werden oft auf die sozioökonomische Herkunft (SES) der Eltern zurückgeführt. Viele Studien können belegen, dass die Art und der Umfang des häuslichen Anregungsniveaus die Kompetenzentwicklung der Kinder stark beeinflusst. Daher stellt sich die Frage, wodurch die sozialen Unterschiede bei den Eltern-Kind-Interaktionen erklärt werden. Es wird davon ausgegangen, dass Eltern bewusst oder unbewusst im Rahmen von Aktivitäten mit ihrem Kind ihren Nutzen maximieren wollen. Diese Nutzenmaximierung zeigt sich auch in ihren eigenen hochkulturellen Freizeitaktivitäten. Somit sollten die eigenen Freizeitaktivitäten der Eltern den Umfang an häuslichen Interaktionen mit ihrem Kind vorhersagen. Dieser nutzentheoretische Ansatz wird mit den Daten des Projekts „Erwerb von sprachlichen und kulturellen Kompetenzen von Migrantenkindern in der Vorschulzeit“ überprüft. Mit Hilfe von linearen Regressionsmodellen wird gezeigt, dass die sozialen Unterschiede vor allem mit dem hochkulturellen Freizeitverhalten der Eltern zusammenhängen, und nicht von der finanziellen Situation der Familien abhängen. Somit spiegeln sich die eigenen Interessen der Eltern in der häuslichen Interaktion wider, die wiederum direkt die Kompetenzen der Kinder beeinflusst.

Schlagwörter: Häusliche Aktivitäten, soziale Unterschiede, vorschulische Entwicklung, hochkulturelle Freizeitaktivitäten

Summary:

Families differ strongly in how they deal with their children. These differences are often attributed to the socio-economic origin of the parents. Numerous studies have shown that the type and the availability of the stimuli in a child's home environment strongly influence the child's abilities. But how can the social differences in parent-child interactions be explained? It is argued that parents consciously or unconsciously want to maximize their child-related activities' utility. This maximization of utility is also visible in parents' own cultural leisure activities. Thus these should predict the extent of their interactions with their child in the home environment. This utility-theoretical approach is tested by using the data of the project "Preschool education and educational careers among migrant children". Employing linear regression models, it can be shown that the social differences are related primarily to the cultural leisure behaviour of the parents, rather than to the family's financial situation. Thus, the parents' own interests are reflected in their interaction within the home environment, which, in turn, has a direct effect upon their child's development.

Key words: Home environment, social inequality, child development, cultural leisure activities

1. Einleitung

In der internationalen Forschung zur Entwicklung von Vorschulkindern gelten das familiäre Umfeld und gemeinsame Aktivitäten von Eltern und Kindern schon seit längerem als maßgebliche Ursachen für die nachhaltige Entwicklung der Kinder. So zeigen beispielsweise Luster und Dubow (1992), dass das häusliche Umfeld der Kinder (gekennzeichnet durch z.B. kognitive Stimulation oder emotionale Unterstützung durch die Eltern) einen wichtigen Einfluss auf deren Entwicklung, im speziellen auf deren verbale und kognitive Intelligenz hat. Darüber hinaus zeigt sich durchweg ein positiver Zusammenhang zwischen der Häufigkeit gemeinsamer Aktivitäten von Eltern und Kindern, wie beispielsweise dem Vorlesen aus Büchern, und dem Entwicklungsstand der Kinder (Denton/Reaney/West 2001; Melhuish et al. 2008; Raviv/Kessenich/Morrison 2004). Neuere Untersuchungen im deutschsprachigen Raum bestätigen diese internationalen Erkenntnisse (Anders et al. 2012; Biedinger 2009a; Lehl et al. 2012; Niklas/Schneider 2012; Schöler et al. 2005; Weinert et al. 2012).

Die aktuelle Forschung zu ethnischen und sozialen Kompetenzunterschieden im frühen Lebensalter zeigt zumeist, dass die häuslichen Aktivitäten mit den Kindern (z.B. Vorlesen, gemeinsam Singen, Geschichten erzählen) eine Vermittlerrolle zwischen dem sozialen oder ethnischen Hintergrund und den Kompetenzen des Kindes einnehmen (Becker 2010a; Biedinger 2009a). Offen bleibt dabei aber die Frage nach dem dahinterliegenden Mechanismus. Wie hängt das Bildungsniveau der Eltern mit deren häuslichen Aktivitäten mit ihren sehr jungen Kindern zusammen?

Es konnte empirisch deskriptiv gezeigt werden, dass sich die Quantität und die Qualität der Eltern-Kind-Interaktion zwischen Familien stark unterscheidet (Bradley/Corwyn 2005). Dies zeigt sich besonders in der gemeinsam verbrachten Zeit (Bianchi 2000; Craig 2006; Kitterød 2002; Yeung et al. 2001), aber auch in der Art der gemeinsamen Aktivität (Lehl et al. 2012; van Steensel 2006). Unklar bleibt jedoch, warum es soziale Unterschiede innerhalb der Eltern-Kind-Interaktion gibt. Zur Erklärung dieses Explanandums wird davon ausgegangen, dass die Eltern bewusst oder unbewusst nutzenmaximierend handeln und ihre eigenen Aktivitätsneigungen auf ihr Kind übertragen. Der positive Effekt von Bildung auf die Aktivitäten mit dem Kind sollte demnach davon abhängen, welche Aktivitäten die Eltern selbst in ihrer Freizeit ausüben (z.B. Zeitung lesen, kulturelle Aktivitäten, ehrenamtliches Engagement). Die eigene Bildung und die Freizeitaktivitäten sind zwar hoch korreliert, jedoch stehen sie bei weitem nicht in einem perfekten Zusammenhang. Die Berücksichtigung der (hochkulturellen) Freizeitaktivitäten der Eltern sollte den direkten positiven Effekt von Bildung auf die häuslichen Aktivitäten zumindest verringern, eventuell sogar komplett verschwinden lassen. Somit sollten die elterlichen Freizeitaktivitäten einen entscheidenden Mediator zur Erklärung von sozialen Unterschieden in den häuslichen Aktivitäten darstellen.

Daher wird im Folgenden zunächst der Forschungsstand zu den Determinanten von häuslichen Eltern-Kind-Aktivitäten vorgestellt (Abschnitt 2). Danach wird in Abschnitt 3 theoretisch herausgearbeitet, warum die häuslichen Aktivitäten überhaupt einen zentralen Einfluss auf die Entwicklung des Kindes ausüben sollten und worin der Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft, hochkulturellen Freizeitaktivitäten der Eltern und der Eltern-Kind-Interaktion bestehen. Im Anschluss daran werden in Abschnitt 4 die Daten vorgestellt. Die letzten beiden Abschnitte stellen die Ergebnisse vor (Abschnitt 5) und diskutieren diese (Abschnitt 6).

2. Forschungsstand zu den Determinanten von häuslichen Aktivitäten

In dem vorliegenden Beitrag werden die häuslichen Aktivitäten mit dem Kind relativ weit definiert. Im internationalen Kontext wird dies zumeist mit der HOME-Scale gemessen (vgl. Totsika/Sylva 2004). Zur Erklärung von Sprachfähigkeiten wird die anregungsreiche häusliche Umgebung meist als HLE (Home Literacy Environment) bezeichnet (vgl. Niklas/Schneider 2013; Sénéchal/Young 2008; ein Überblick über die verschiedenen Formen findet sich bei Niklas/Schneider 2010). Unter die häuslichen Aktivitäten fasst der vorliegende Beitrag jegliche gemeinsame Zeit, die zur Förderung des Kindes beiträgt, unabhängig davon, ob damit die sprachlichen oder kognitiven Fähigkeiten gefördert werden.

Das Ausmaß, in dem häusliche Aktivitäten in den Familien stattfinden, hängt von verschiedenen Faktoren ab, die im Folgenden vorgestellt werden sollen. Da in vielen Studien nicht die Qualität der Aktivitäten, sondern eher die Quantität (Verwendung von Zeittagebuch-Daten (Künzler et al. 2001; Walter/Künzler 2002; Zick/Bryant/Österbacka 2001)) unterschieden wird, werden in dieser Arbeit beide Forschungsrichtungen berücksichtigt. Es wird jedoch bewusst auf primäre Betreuungszeit fokussiert, die das Hauptaugenmerk auf die anregende Betreuung und nicht auf die Pflege legt.

In der internationalen Literatur zeigt sich im Allgemeinen das *Alter des jüngsten Kindes* als eine wichtige Determinante für die Zeit, die Eltern in primärer Betreuungszeit verbringen (Bryant/Zick 1996a; 1996b; Hill/Stafford 1980; Kitterød 2002; Walter/Künzler 2002; Zick/Bryant 1996). So kommen Künzler et al. (2001) bei ihren Analysen in Deutschland zu dem Ergebnis, dass Mütter, deren Kinder unter sechs Jahre alt sind, ca. fünfeinhalb Stunden pro Woche mehr mit der Kinderbetreuung beschäftigt sind, als sie es mit Kindern im Alter zwischen sieben und 12 Jahren sind. Bei Vätern sind es etwas weniger als vier Stunden. Auch die Qualität und der Umfang der Stimulation in der Eltern-Kind-Interaktion werden maßgeblich durch das Alter des Kindes begründet (z.B. Yarosz/ Barnett 2001).

Eine weitere wichtige Determinante für die elterliche Betreuungszeit ist die Bildung der Eltern. Empirisch zeigt sich ein positiver Zusammenhang zwischen der Bildung der Eltern und deren absoluter Betreuungszeit (Bianchi 2000; Craig 2006; Hill/Stafford 1980; Kitterød 2002; Künzler et al. 2001; Sandberg/Hofferth 2001; Walter/Künzler 2002; Yeung et al. 2001). Mit der Bildung der Betreuungsperson hängt auch deren Erwerbstätigkeit zusammen. Der Einfluss, den die Erwerbstätigkeit (meist der Mütter) auf die Kinderbetreuung ausübt, ist nicht von vornherein eindeutig. Es erscheint logisch, dass eine erwerbstätige Mutter nicht genauso viel Zeit mit ihren Kindern verbringen kann, wie eine nicht erwerbstätige Mutter. Alleine durch die Arbeitszeit verbringen erwerbstätige Mütter zwangsläufig weniger Zeit im eigenen Haushalt. Es hat sich jedoch in mehreren Studien gezeigt, dass das Austauschverhältnis von mütterlicher Arbeitszeit und elterlicher Kinderbetreuungszeit geringer ist als eins. Dies bedeutet, dass die elterliche Betreuungszeit um weniger als eine Stunde pro Arbeitsstunde der Mutter sinkt (Bianchi 2000; Bryant/Zick 1996b; Craig 2007; Künzler et al. 2001; Sandberg/Hofferth 2001). Eine mögliche Erklärung hierfür ist eine Erhöhung der väterlichen Betreuungszeit, welche eine sinkende mütterliche Betreuungszeit kompensiert. Diese theoretischen Überlegungen können jedoch empirisch nicht belegt werden (Hofferth 2001). Wie Craig (2007) zeigt, kommt es eher durch Reorganisation mütterlicher Aktivitäten sowie einer Reduktion der Zeit, die Mütter mit Hausarbeit und persönlicher Freizeit verbringen, zu diesem niedrigen Aus-

tauschverhältnis. In zwei Studien zeigt sich sogar, dass gerade die Zeit, die in entwicklungsfördernden Aktivitäten mit den Kindern verbracht wird, nicht verringert wird (Hofferth 2001; Zick/Bryant/Österbacka 2001). Mitunter findet sich sogar ein positiver Zusammenhang zwischen der Erwerbstätigkeit der Mutter und der Häufigkeit bestimmter entwicklungsfördernder Aktivitäten, wie beispielsweise den Kindern vorzulesen oder älteren Kindern bei den Hausaufgaben zu helfen (Zick/Bryant/Österbacka 2001). Fasst man die beiden letzten Variablen zum sozio-ökonomischen Status zusammen, so können Studien belegen, dass auch unter Kontrolle anderer Variablen dieser einen großen Teil der Variation der häuslichen Umwelt erklären kann (vgl. Bradley et al. 1994; Garrett/Ng'andu/Ferron 1994; Hoff 2003). Wenigstens eine Studie kommt zu dem Ergebnis, dass der Unterschied im Verhalten der Mütter in der Interaktion mit ihrem Kind auf Basis ihrer sozialen Herkunft schon recht früh im Alter von 6 bis 20 Monaten belegt werden kann (vgl. Farran/Ramey 1980). Auf der anderen Seite ist es denkbar, dass die ökonomische Situation ebenfalls einen starken Einfluss auf die anregenden Aktivitäten ausübt, da finanzielle Engpässe mit anderen Arten von Aktivitäten einhergehen können. Diese Vermutung können Hashima und Amato (1994) jedoch nicht bestätigen. Das Freizeitverhalten der Eltern hat – unter Kontrolle des Einkommens – in dieser Studie keine Auswirkungen auf das Verhalten mit dem Kind (weder auf bestrafendes noch unterstützendes Verhalten).

In Bezug auf das *Geschlecht der Kinder* zeigt sich in bisherigen Studien, dass es eine geschlechtsspezifische Betreuung gibt: Mütter verbringen demnach mehr Betreuungszeit mit Töchtern als mit Söhnen, bei Vätern verhält es sich umgekehrt (Bryant/Zick 1996a; Walter/Künzler 2002). Zick und Bryant (1996) vermuten die Gründe hierfür einerseits auf Elternseite, andererseits auf Kinderseite. So könnten die Eltern, nach Ansicht der Autoren, die Möglichkeit, geschlechtsrollenspezifische Sozialisation zu fördern, zu schätzen wissen. Andererseits sei es auch denkbar, dass Kinder bewusst Interaktionen mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil suchen.

Zusammenfassend lassen sich also das Alter des jüngsten Kindes, das Geschlecht des Kindes, die Erwerbstätigkeit der Eltern, sowie die Bildung der Eltern als wichtige Determinanten für die Quantität und Qualität der Eltern-Kind-Interaktion festhalten. Vor allem die Bildung beeinflusst die gemeinsamen Aktivitäten stark, auch wenn deren Wirkungsrichtung noch kontrovers diskutiert wird. Hierzu fehlt es in den bisherigen Studien auch an einem theoretischen Erklärungsansatz, der Licht in das Dunkel bringen könnte. Der folgende Absatz versucht diese Lücke im theoretischen Modell zu schließen.

3. Theoretischer Hintergrund

3.1 Modell des frühen Kompetenzerwerbs

Die häuslichen Aktivitäten zwischen Eltern und ihren Kindern spielen bei der frühen Kompetenzentwicklung eine entscheidende Rolle. Das Modell des frühen Kompetenzerwerbs leitet sich aus verschiedenen Forschungstraditionen ab. Es vereint Annahmen aus der Bildungsforschung (Boudon 1974; Bourdieu 1976; Lareau 2002), der schichtspezifischen Sozialisationsforschung (Kohn 1969), der Entwicklungspsychologie (Bandura 1977;

Conger/Rueter/Conger 2000) und aus ökonomischen Ansätzen (Becker/Tomes 1976; für einen Überblick der Theorien: siehe Biedinger 2009a). Im Zentrum dieses Modells steht der frühe Erwerb von Kompetenzen. Es kann zwischen verschiedenen Kompetenzen unterschieden werden (z.B. sprachliche, kulturelle, kognitive), die für die Schulfähigkeit, für den Start der Bildungslaufbahn und für die langfristige Bildungskarriere von großer Bedeutung sind. Gerade für sehr junge Kinder kann angenommen werden, dass die Kompetenzen vor allem durch die Familie und durch altersspezifische Einflussfaktoren beeinflusst werden (Becker/Biedinger 2006; Biedinger/Becker 2010).

Die Familie ist der Ausgangspunkt des theoretischen Erklärungsmodells. Ein großer Teil der Förderung der Kinder findet im Rahmen der Sozialisation innerhalb der Familien statt (Grundmann 2001, Lehl et al. 2012). Die Familie kann die Kompetenzen des Kindes sowohl direkt beeinflussen, als auch indirekt über die häuslichen Aktivitäten (z.B. ein förderliches häusliches Umfeld mit stimulierenden Spielsachen etc.) oder durch Entscheidungen bezüglich des Kindergartens und anderen vorschulischen Institutionen, die das Kind besuchen kann. Dabei unterscheiden sich die Familien in vielerlei Hinsicht, wie z.B. in der Schichtzugehörigkeit, im Bildungsstand, im Einkommen, in der kulturellen Herkunft oder auch der Erwerbstätigkeit.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Auswirkungen des Vorschulbesuchs und der häuslichen Aktivitäten der Eltern auf die kindliche Entwicklung international gut belegt sind (z.B. Bus et al. 1995; Downer/Pianta 2006; Grundmann 2001; Hart/Risley 1995). In jüngster Zeit konnten an verschiedenen Stellen auch für Deutschland klare Zusammenhänge zwischen den häuslichen Aktivitäten und verschiedenen Kompetenzmaßen festgestellt werden (Anders et al. 2012; Becker 2010a, 2010b; Biedinger 2009a, 2009b; Lehl et al. 2012; Niklas/Schneider 2012; Schöler et al. 2005; Weinert et al. 2012). Offen bleibt jedoch bei diesen Analysen, warum sich Familien unterschiedlicher sozialer oder ethnischer Herkunft in ihren häuslichen Aktivitäten unterscheiden.

3.2 Theoretische Erklärungen von unterschiedlichen Häufigkeiten der Eltern-Kind-Aktivitäten

Die dargestellten empirischen Befunde können bisher keine Erklärung dafür liefern, warum sich Eltern in Bezug auf ihren sozialen Hintergrund im Umgang mit ihren Kindern unterscheiden. Somit besteht die Aufgabe darin, das soziale Handeln der Eltern zu erklären. Daran knüpft die Frage an, ob es sich bei den Eltern-Kind-Aktivitäten um zweckrationales, wertrationales, affektuelles oder traditionales Handeln im Weberschen Sinne handelt (Weber 1980), oder ob sie verwandte Typen des Handelns sind, wie beispielsweise normatives oder habituelles Handeln (siehe dazu auch weiter das Modell der Frame-Selektion z.B. bei Kroneberg 2007). Unabhängig vom tatsächlichen Typ des Handelns, wird jedoch davon ausgegangen, dass die Basis der Handlungsentscheidung auf einer Nutzenabwägung beruht, die durch den Handlungstyp bestimmt ist. Demnach sollte bei einem wertrationalen Handeln der Nutzen durch den eingeschätzten Wert der Handlung so hoch sein, dass die Handlung vollzogen wird. Ein anderes Beispiel wäre das traditionelle Handeln, bei dem die Einhaltung einer Tradition als so nützlich empfunden wird, so dass auch dieser Handlungstyp im Endeffekt auf einer Kosten-Nutzen-Abwägung

beruht. Eine nutzenbasierte Modellierung sollte Aufschluss darüber geben, warum bestimmte soziale Gruppen sich im Ausmaß ihrer Aktivitäten unterscheiden. Die Kosten-Nutzen-Abwägung der Eltern spielt also demnach eine entscheidende Rolle, wobei diese subjektive Einschätzung des Nutzens und ggf. auch der Kosten, durch Werte, Traditionen und andere Einflussfaktoren bestimmt sein kann.

Das Hauptaugenmerk liegt auf der Erklärung der sozialen Unterschiede. Somit müsste die Definition der Situation für Eltern von deren formaler Bildung abhängen. Diese Annahme ist eher fragwürdig, da die Eltern unabhängig von ihrer Schulbildung über zahlreiche (erziehungsrelevante) Erfahrungen verfügen können, so dass die Basis der Situationsdefinition eher in Erfahrungen zu suchen ist, welche allerdings durch die Bildung selektiv sein könnten (zur Definition der Situation siehe Esser 1996). So wurde beispielsweise an verschiedenen Stellen gezeigt, dass sich das kulturelle Kapital, gemessen durch spezifische Freizeitaktivitäten, zwischen Personen unterschiedlicher sozialer Herkunft stark unterscheidet (vgl. Diewald/Schupp 2004; Rössel/Beckert-Zieglschmid 2002). Dennoch sind auch hochkulturelle Freizeitaktivitäten nicht perfekt mit der sozialen Herkunft korreliert. Rössel und Beckert-Zieglschmid (2002) zeigen, dass nur 35 Prozent der Variation im hochkulturellen Kapital auf Variablen der Bildung und der beruflichen Stellung zurückgeführt werden können. Somit könnte es sich bei den häuslichen Aktivitäten eher um habitualisiertes, traditionelles oder geframtes Handeln der Eltern handeln. Daraus lässt sich die Vermutung ableiten, dass sich Eltern aufgrund der eigenen Freizeitaktivitäten – und eben nicht aufgrund des eigenen Bildungsniveaus – darin unterscheiden in welchem Umfang sie häusliche Aktivitäten mit ihren Kindern durchführen. Somit sollten die Freizeitaktivitäten der Eltern einen bedeutsamen Mediator zwischen der Bildung und den Aktivitäten mit dem Kind darstellen. Dieser Zusammenhang zwischen den eigenen Freizeitaktivitäten und den häuslichen Aktivitäten wird gewiss auch durch die Normvorstellungen, Werte oder Traditionen der Eltern beeinflusst, da sich diese ebenfalls in deren eigenen widerspiegeln sollten.

Um die Relevanz der Fragestellung zu demonstrieren wird in einem allerersten Schritt mit den vorliegenden Daten auch gezeigt, dass die häuslichen Aktivitäten von zentraler Bedeutung für die Kompetenzen der Kinder sind. Im Anschluss daran leiten sich drei Fragestellungen ab, die der vorliegende Artikel beantworten möchte.

Erstens ist davon auszugehen, dass höher gebildete Eltern auch häufiger entwicklungsfördernde Aktivitäten mit ihren Kindern durchführen. Die Frage ist demnach, wie sich die Bildung der Eltern auf die gemeinsamen Aktivitäten auswirkt. *Zweitens* sollte geprüft werden, ob dieser Zusammenhang nicht durch andere Drittvariablen (vor allem das Einkommen) hervorgerufen wird, da beispielsweise finanzielle Einschränkungen die Möglichkeit zu kostenintensiven Aktivitäten begrenzen. Daran schließt sich *drittens* die Hauptfragestellung des Papiers an, nämlich ob das elterliche (hochkulturelle) Freizeitverhalten mit den Eltern-Kind-Aktivitäten zusammenhängt und darüber hinaus, ob die Freizeitaktivitäten den Einfluss der Bildung vermitteln können. Ausgehend von den theoretischen Überlegungen, sollten häufigere elterliche Freizeitaktivitäten dazu führen, dass auch die Eltern-Kind-Aktivitäten zunehmen. Zusätzlich wird davon ausgegangen, dass die Bildung an sich nicht die Eltern-Kind-Aktivitäten beeinflusst, sondern nur indirekt über das Freizeitverhalten der Eltern wirkt. Hier liegt die Annahme zu Grunde, dass die eigenen Freizeitaktivitäten näherungsweise den von den Eltern wahrgenommenen Nutzen beschreibt.

4. Datensatz und Operationalisierung

Die folgenden empirischen Analysen basieren auf einem Datensatz, der im Rahmen des von der DFG geförderten Projekts „Erwerb von sprachlichen und kulturellen Kompetenzen von Migrantenkindern in der Vorschulzeit“ an der Universität Mannheim entstanden ist. Es handelt sich um die deutsche Stichprobe¹ aus der zweiten Welle der Längsschnittstudie, die im Frühjahr 2008 durchgeführt wurde. Insgesamt wurden dabei 579 deutsche Familien aus 30 Städten/Gemeinden im Großraum Rhein-Neckar befragt und die Fähigkeiten ihrer Kinder getestet. Diese Tests wurden im Anschluss an die Befragung der Eltern durch den psychologischen Entwicklungstest „Kaufman-Assessment Battery for Children“ (K-ABC) in der deutschsprachigen Fassung mit den vier- bis fünfjährigen Kindern durchgeführt (Kaufman/Kaufman 1994; deutschsprachige Fassung: Melchers/Preuß 2001). Die K-ABC ist ein Individualtest zur Messung von Fertigkeiten bei Kindern im Alter von 2;6 (zwei Jahre und sechs Monate) bis 12;5 Jahren, wobei jeweils altersgerechte Aufgaben bearbeitet werden müssen. Die folgenden Analysen werden mit 488 Fällen durchgeführt, da Fälle mit fehlenden Werten auf den Modellvariablen von den Analysen ausgeschlossen wurden. Die einzelnen Variablen sind folgendermaßen operationalisiert:

Kognitive Kompetenzen (abhängige Variable):

Im Rahmen der K-ABC wurden verschiedene Untertests durchgeführt, die die ersten kognitiven Fähigkeiten der Kinder messen. Melchers und Preuß (2003) unterscheiden dabei ganzheitliches und einzelheitliches Denken, welches sich unter der Skala der intellektuellen Fähigkeiten zusammenfassen lässt: Jede Aufgabe des einzelheitlichen Denkens umfasst ein Problem, das durch folgerichtiges oder serielles Denken gelöst werden muss (z.B. Zahlennachsprechen). Bei Aufgaben des ganzheitlichen Denkens ist das Problem räumlich-gestaltlich, verlangt Analogieschlüsse oder eine Organisation der Reize (z.B. Zauberfenster). Laut Pauen, Pahnke und Valentiner (2007) messen die Untertests der K-ABC sowohl fluide als auch kristalline Intelligenz, wobei das von mir als kognitive Kompetenzen bezeichnete Konstrukt vor allem die fluide Intelligenz umfasst. Dagegen werden die sprachlichen Kompetenzen als kristalline Intelligenz bezeichnet. Zur Veranschaulichung der zentralen Auswirkungen von häuslichen Aktivitäten auf die kognitiven Kompetenzen der Kinder, wird ein Faktorscore gebildet (Eigenwert 1,83). Dieser setzt sich aus vier Untertests zusammen, von denen jeweils die Summe der richtigen Antworten verwendet wird. Folgende Untertests werden berücksichtigt (Faktorladungen (a) in Klammern):

Zauberfenster: Benennung eines Bildes, das nur durch einen kleinen Schlitz zu sehen ist (a=0,77);

Wiedererkennen von Gesichtern: Wiedererkennen eines Gesichts aus einem Gruppenbild (a=0,61);

Gestaltschließen: Benennung eines unvollständig dargebotenen „Tintenklecks-Bildes“ (a=0,69);

1 Das Projekt wurde bei deutschen Familien und Familien mit türkischem Migrationshintergrund durchgeführt.

Zahlennachsprechen: Nachsprechen einer Zahlenfolge (a=0,61).

Sprachliche Kompetenzen (abhängige Variable):

Das Maß der sprachlichen Kompetenzen wird durch einen einzelnen Untertest gemessen, der den Wortschatz des Kindes erfasst (Wertebereich: 0-24). Diese Variable wird für die späteren Analysen z-standardisiert.

Häusliche Aktivitäten (abhängige und unabhängige Variable):

Die Eltern wurden gefragt:

„Kinder und Familien unternehmen viele verschiedene Aktivitäten. Ich möchte wissen, ob in Ihrer Familie die folgenden Aktivitäten jeden Tag, mehrmals pro Woche, einmal pro Woche, mehrmals im Monat, einmal pro Monat, seltener oder nie durchgeführt werden.“

Ich habe einen Faktor (Eigenwert 1,45) aus folgenden Angaben zur Häufigkeit (1 (nie) bis 7 (täglich)) dieser Aktivitäten gebildet: Puzzeln (a=0,49), Spielen (a=0,44), aus Büchern vorlesen (a=0,60), Geschichten erzählen (a=0,68) und Lieder singen (a=0,53).²

Soziale Herkunft (unabhängige Variable):

Die soziale Herkunft wird über den Bildungsabschluss des hauptsächlich für die Betreuung zuständigen Elternteils operationalisiert. Es wird zwischen Hauptschule, Realschule und (Fach-)Abitur unterschieden.

Finanzielle Möglichkeiten (unabhängige Variable):

Die finanziellen Möglichkeiten der Familien werden über das Haushaltsnettoäquivalenzeinkommen gemessen. Da es bei der Frage nach den Einkommensverhältnissen relativ viele Verweigerungen gibt, wird in den multivariaten Analysen eine Dummyvariable ergänzt, die angibt, ob der Befragte diese Information verweigert hat.

Freizeitaktivitäten der Eltern (unabhängige Variable):

Faktor (Eigenwert 1,88) aus den Angaben der Eltern zur Häufigkeit von folgenden Freizeitaktivitäten (1 (nie) bis 6 (täglich)): Bücher lesen (a=0,66), Zeitung lesen (a=0,36), ehrenamtliche Tätigkeiten (a=0,59), künstlerische/musische Tätigkeiten (a=0,65) und Besuch von Opern/klassischen Konzerten (a=0,73).

2 Insgesamt sind diese Aktivitäten relativ kostengünstig, jedoch bei weitem nicht kostenfrei (z.B. Anschaffung von Büchern und Spielen).

Weitere unabhängige Variablen:

Erwerbstätigkeit der Betreuungsperson, Alter des Kindes in Monaten, Geschlecht des Kindes, Kindergartenbesuchsdauer in Stunden seit Beginn des Kindergartens, Anzahl der Kinder im Haushalt und Anzahl Kinderbücher im Haushalt.

5. Ergebnisse

Tabelle 1 gibt einen deskriptiven Überblick über die Verteilung der einzelnen Variablen. Spalte 1 zeigt die Mittelwerte der Gesamtstichprobe, die folgenden Spalten zeigen jeweils die Mittelwerte für Betreuungspersonen, die einen Hauptschulabschluss, Realschulabschluss oder das (Fach-)Abitur gemacht haben.

Tabelle 1: Deskriptive Statistik der Modellvariablen (Mittelwerte und Standardabweichungen bzw. Anteilswerte)

	Gesamt		Hauptschule		Realschule		Gymnasium	
<i>Kognitive Fähigkeiten</i>	0	(1,00)	-0,13	(1,08)	-0,12	(0,95)	0,11	(1,00)
Zauberfenster (0-15)	8,82	(2,61)	8,05	(2,83)	8,63	(2,70)	9,10	(2,46)
Wiederkennen v. Gesichtern (0-15)	7,03	(2,87)	7,28	(3,20)	7,02	(2,84)	6,98	(2,82)
Gestaltschließen (0-15)	6,23	(2,94)	6,02	(3,09)	6,06	(2,69)	6,37	(3,04)
Zahlen nachsprechen (0-12)	5,15	(2,28)	5,05	(1,91)	4,65	(2,02)	5,45	(2,44)
Sprachliche Fähigkeiten (0-24)	18,37	(2,68)	17,70	(2,63)	17,98	(2,82)	18,72	(2,55)
<i>Aktivitäten (1-7)</i>	0	(1,00)	-0,32	(1,43)	0,01	(0,93)	0,07	(0,91)
Geschichten erzählen	5,83	(1,61)	5,46	(1,85)	5,84	(1,55)	5,90	(1,58)
Gesellschaftsspiele	5,46	(1,21)	5,76	(1,42)	5,52	(1,06)	5,36	(1,24)
Lieder singen	5,79	(1,32)	5,49	(1,59)	5,67	(1,48)	5,93	(1,14)
Vorlesen	6,62	(0,74)	6,03	(1,38)	6,58	(0,66)	6,77	(0,47)
Puzzeln	5,10	(1,47)	5,49	(1,47)	5,29	(1,35)	4,91	(1,51)
<i>Bildung (Anteilswerte)</i>								
Hauptschule	0,12							
Realschule	0,32							
(Fach-)Abitur	0,56							
Elterliche Freizeitaktivitäten (stand.)	0	(1,00)	-0,76	(1,09)	-0,19	(0,96)	0,27	(0,85)
Alter in Monaten	54,62	(3,99)	55,08	(3,83)	54,29	(3,86)	54,70	(4,09)
Junge	0,49		0,42		0,45		0,53	
Äquivalenzeinkommen/1000	1674	(1143)	1255	(532)	1479	(567)	1874	(1410)
Vollzeit Erwerbstätigkeit	0,46		0,32		0,48		0,48	
Anzahl Kinder im Haushalt	2,18	(0,86)	2,24	(1,07)	2,11	(0,86)	2,21	(0,81)
Anzahl Kinderbücher	74	(74)	45	(41)	67	(85)	84	(71)
Kindergartenbesuchsdauer Stunden	878	799	1007	881	839	821	872	768
N	486		59		154		273	

Quelle: Projekt „Erwerb von sprachlichen und kulturellen Kompetenzen von Migrantenkindern in der Vorschulzeit“ (Welle 2), eigene Berechnungen.

Ziel des Beitrags ist es, Unterschiede in den häuslichen Aktivitäten zu erklären. Doch zuvor wird der bedeutende Einfluss der häuslichen Aktivitäten auf die kindlichen Kompe-

tenzen dargestellt und es wird gezeigt, dass sich Familien signifikant darin unterscheiden, welche Aktivitäten sie mit ihren Kindern durchführen. Deshalb präsentiert Tabelle 2 die Ergebnisse multivariater Analysen (OLS-Regressionen). Zunächst zeigt Tabelle 2, dass die häuslichen Aktivitäten einen signifikanten Einfluss auf die kognitiven Fähigkeiten des Kindes ausüben, auch unter Kontrolle der kindspezifischen Merkmale, der sozialen Herkunft und der Kindergartenbesuchsdauer. Neben dem Alter des Kindes und dem Einkommen spielen die häuslichen Aktivitäten die wichtigste Rolle bei der Erklärung der kognitiven Unterschiede.

Tabelle 2: Einfluss von häuslichen Aktivitäten auf die kognitiven und sprachlichen Fähigkeiten des Kindes

	Kognitive F.		Sprachliche F.	
Häusliche Aktivitäten	0,10	(0,05)*	0,05	(0,05)
<i>Bildung^a</i>				
Realschule	0,04	(0,14)	0,06	(0,15)
(Fach-)Abitur	0,10	(0,13)	0,18	(0,14)*
Alter Zielkind in Monaten	0,49	(0,01)***	0,32	(0,01)***
Geschlecht ^b	0,01	(0,08)	0,08	(0,09)+
Äquivalenzeinkommen	0,09	(0,03)**	0,04	(0,03)
Missingvariable: Einkommen	-0,01	(0,15)	0,02	(0,12)
Erwerbstätigkeit ^c	0,05	(0,09)	0,01	(0,09)
Anzahl Kinder im Haushalt	-0,04	(0,05)	-0,10	(0,06)+
Anzahl Kinderbücher/100	0,01	(0,05)	0,04	(0,06)
Kindergartenbesuchsdauer	-0,05	(0,00)	0,00	(0,00)
Elterliche Freizeitaktivitäten	-0,03	(0,05)	-0,04	(0,05)
Konstante	-6,84	(0,63)***	-4,65	(0,65)***
N	486		477	
R ²	0,2552		0,1572	

Anmerkung: Standardisierte Regressionskoeffizienten mit robusten Standardfehlern (in Klammern).

Referenzkategorien: a) Hauptschule, b) Mädchen, c) nicht Vollzeit erwerbstätig.

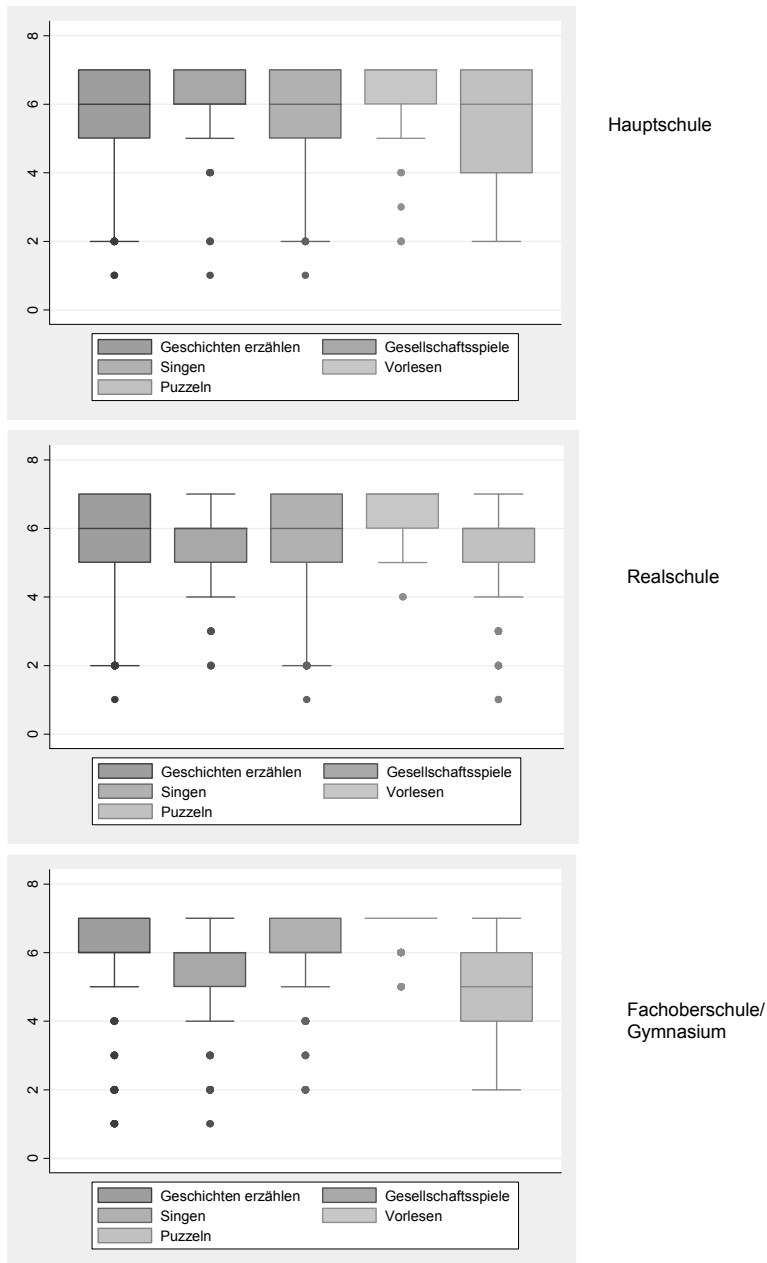
Signifikanzniveau: + $p \leq 0,10$; * $p \leq 0,05$; ** $p \leq 0,01$; *** $p \leq 0,001$.

Quelle: Projekt „Erwerb von sprachlichen und kulturellen Kompetenzen von Migrantenkindern in der Vorschulzeit“ (Welle 2), eigene Berechnungen.

Die sprachlichen Fähigkeiten des Kindes (2. Spalte) werden vor allem durch das Alter des Kindes und durch die soziale Herkunft erklärt. Die häuslichen Aktivitäten haben auf diese abhängige Variable keinen signifikanten Einfluss, der Tendenz nach ist jedoch auch hier ein positiver Effekt zu erkennen. Dieser zunächst überraschende Befund ist dadurch zu erklären, dass die sprachlichen Fähigkeiten (hier operationalisiert durch den Wortschatz) vor allem durch das Vorlesen verbessert werden und weniger durch die anderen Aktivitäten, bei denen die Eltern ihr eigenes Sprachniveau höchstwahrscheinlich stark dem Kind anpassen. Insgesamt lässt sich also mit dem vorliegenden Datensatz nachweisen, dass auch unter Kontrolle von kindspezifischen und anderen familiären Variablen der signifikante Einfluss der häuslichen Aktivitäten zumindest auf die kognitiven Fähigkeiten bestehen bleibt.

Die Familien unterscheiden sich jedoch darin, wie häufig sie bestimmte Aktivitäten ausüben. Dies veranschaulicht Abbildung 3.

Abbildung 3: Verteilung der häuslichen Aktivitäten bei Familien, bei denen die Betreuungsperson den Hauptschulabschluss (N=59), den Realschulabschluss (N=154) oder das (Fach-)Abitur (N=273) besitzt



Anmerkungen zur Skala: 1=nie, 2=seltener, 3=1mal/Monat, 4=mehrmals/Monat, 5=1mal/Woche, 6=mehrmals pro Woche, 7=täglich

Dabei wird für verschiedene Aktivitäten, nämlich Geschichten erzählen, Singen, Puzzeln, Vorlesen und das Spielen von Brettspielen gezeigt, wie sich die Antworten zwischen Familien mit unterschiedlichem Bildungshintergrund unterscheiden. Die Aktivitäten werden bei Familien mit Hauptschulabschluss insgesamt recht häufig ausgeführt, so dass alle Aktivitäten von der Mehrzahl der Befragten (50%) täglich (Kategorie 7) bis mehrmals pro Woche (Kategorie 6) durchgeführt werden. Besonders Gesellschaftsspiele und Vorlesen gehören zu den Aktivitäten, die von fast allen Familien sehr häufig unternommen werden. Hier gibt es nur wenige Ausreißer. Bei den drei anderen Aktivitäten (Puzzeln, Singen und Geschichten erzählen) ist die Varianz der Antworten sehr viel größer und vereinzelt gibt es auch Familien, die die Aktivitäten nur seltener (2) oder sogar nie (1) mit ihrem Kind durchführen. Im Gegensatz dazu findet sich bei Familien, deren Betreuungsperson mindestens 12 Jahre (Abitur) die Schule besucht hat, wesentlich weniger Varianz. Besonders auffällig ist, dass fast alle Eltern ihrem Kind – nach eigenen Angaben – täglich vorlesen. Insgesamt zeigt Abbildung 3, dass die Aktivitäten in den Familien sehr häufig durchgeführt werden. In Familien mit dem höchsten Bildungsabschluss werden im Vergleich zu Familien mit Hauptschulabschluss signifikant häufiger Geschichten erzählt und es wird häufiger gesungen, beim Vergleich mit Familien mit Realschulabschluss finden sich signifikante Unterschiede beim Geschichtenerzählen, beim Spielen von Gesellschaftsspielen und beim Singen. Insgesamt ist die Varianz der Antworten bei Familien mit weniger Schulbildung größer. Auffällig ist, dass vor allem beim Puzzeln und bei Gesellschaftsspielen die Familien mit geringerer Schulbildung sogar angeben, dies häufiger zu tun als Familien mit höherer Schulbildung. Es stellt sich nun die Frage, ob diese Unterschiede mit Hilfe der elterlichen Freizeitaktivitäten erklärt werden können.

Erklärung sozialer Unterschiede in den häuslichen Aktivitäten

Die Analysen zur Erklärung von sozialen Unterschieden in den häuslichen Aktivitäten werden mit OLS-Regressionen durchgeführt. Tabelle 3 gibt einen Überblick über die Ergebnisse.

Zunächst werden in Modell 1 die soziale Herkunft und einige kindspezifische Variablen kontrolliert. Vor allem das Alter und das Geschlecht des Kindes wurden in der bisherigen Forschung als wichtige Einflussgrößen des Umfangs der häuslichen Aktivitäten diskutiert. Es zeigt sich, dass Betreuungspersonen mit Abitur im Vergleich zu Betreuungspersonen mit Hauptschulabschluss signifikant häufiger Aktivitäten mit ihren Kindern durchführen. Auch das Geschlecht wirkt sich signifikant auf die Aktivitäten aus: Mit Jungen werden weniger häufig Aktivitäten ausgeführt als mit Mädchen.

In Modell 2 werden die finanziellen Möglichkeiten der Eltern berücksichtigt, um auszuschließen, dass der Zusammenhang von Bildung und häuslichen Aktivitäten ausschließlich auf eine schlechte finanzielle Situation zurückzuführen ist. Diese Berücksichtigung erklärt kaum mehr Varianz der häuslichen Aktivitäten. Zudem üben die finanziellen Möglichkeiten keinen signifikanten Einfluss auf die hier gemessenen Aktivitäten aus und der Effekt des Bildungsabschlusses wird fast gar nicht beeinflusst.

Tabelle 3: Einfluss von sozialer Herkunft und elterlichen Freizeitaktivitäten auf die häuslichen Aktivitäten

	Modell 1		Modell 2		Modell 3		Modell 4	
<i>Bildung^a</i>								
Realschule	0,33	(0,20)	0,32	(0,20)	0,33	(0,20)+	0,15	(0,17)
(Fach-)Abitur	0,41	(0,19)*	0,39	(0,20)*	0,39	(0,19)*	0,09	(0,16)
Alter Zielkind in Monaten	-0,02	(0,01)	-0,02	(0,01)	-0,02	(0,01)	-0,02	(0,01)*
Geschlecht ^b	-0,22	(0,09)*	-0,21	(0,09)*	-0,21	(0,09)*	-0,22	(0,08)*
Äquivalenzeinkommen/1000			0,02	(0,03)	0,03	(0,03)	0,02	(0,03)
Missingvariable: Einkommen			-0,21	(0,16)	0,18	(0,15)	-0,05	(0,14)
Erwerbstätigkeit ^c					0,31	(0,10)***	0,32	(0,09)***
Anzahl Kinder im Haushalt					0,14	(0,05)*	0,16	(0,05)***
Anzahl Kinderbücher/100					0,12	(0,05)*	0,03	(0,05)
Kindergartenbesuchsdauer					0,00	(0,00)	0,00	(0,00)
Elterliche Freizeitaktivitäten							0,33	(0,05)***
Konstante	0,65	(0,64)	0,79	(0,66)	1,17	(0,65)	1,61	(0,61)**
N	487		487		487		487	
R ²	0,0331		0,0365		0,0684		0,1556	

Anmerkung: Unstandardisierte Regressionskoeffizienten mit robusten Standardfehlern (in Klammern).

Referenzkategorien: a) Hauptschule, b) Mädchen, c) nicht Vollzeit erwerbstätig.

Signifikanzniveau: + $p \leq 0,10$; * $p \leq 0,05$; ** $p \leq 0,01$; *** $p \leq 0,001$.

Quelle: Projekt „Erwerb von sprachlichen und kulturellen Kompetenzen von Migrantenkindern in der Vorschulzeit“ (Welle 2), eigene Berechnungen.

In Modell 3 werden weitere Kontrollvariablen ergänzt, die die Möglichkeiten der Eltern, Aktivitäten durchzuführen, beeinflussen können. Dabei handelt es sich um Variablen, die zusätzlich die zeitlichen Möglichkeiten (Erwerbstätigkeit, Kindergartenbesuchsdauer), sowie das Vorhandensein von spezifischen Materialien (Kinderbücher) berücksichtigen. Es zeigt sich, dass auch die Kindergartenbesuchsdauer keinen signifikanten Einfluss ausübt. Im Gegensatz dazu wirken sich die Erwerbstätigkeit der Mutter und die Anzahl der Geschwister und der Kinderbücher signifikant positiv aus. Der Einfluss der Bildung wird durch die Berücksichtigung dieser Kontrollvariablen sogar etwas verstärkt – zumindest beim Vergleich von Eltern mit Hauptschulabschluss und Realschulabschluss. In Modell 4 soll nun überprüft werden, ob die hochkulturellen Freizeitaktivitäten der Eltern einen signifikanten Einfluss auf die häuslichen Eltern-Kind-Aktivitäten ausüben. Auch diese Annahme bestätigt sich und führt dazu, dass der Einfluss der Bildung verschwindet. Somit nimmt das hochkulturelle elterliche Freizeitverhalten eine vermittelnde Rolle beim Einfluss der sozialen Herkunft auf die häuslichen Aktivitäten ein.

6. Diskussion

Die vorgestellten Ergebnisse bestätigen zunächst, dass die häuslichen Aktivitäten verschiedene Kompetenzbereiche von (deutschen) Kindern signifikant beeinflussen. Im Anschluss daran konnte gezeigt werden, dass zwischen Familien signifikante Unterschiede in der Häufigkeit von spezifischen Aktivitäten in Abhängigkeit vom Bildungsabschluss der Betreuungsperson bestehen. Diese Unterschiede sind nicht allein auf die finanzielle

und familiäre Situation der Familie zurückzuführen, sondern auch auf die hochkulturellen Freizeitaktivitäten der Eltern. Zudem konnte mit den multivariaten Analysen bestätigt werden, dass die zunächst vorhandenen Unterschiede zwischen Eltern mit unterschiedlichen Bildungsabschlüssen durch die elterlichen Freizeitaktivitäten erklärt werden können. Theoretisch deuten die Ergebnisse also in der Tat an, dass die Nutzenabwägung der Eltern bei den eigenen Freizeitaktivitäten auch im Rahmen der gemeinsamen Aktivitäten mit dem Kind stattfinden. Somit sind die zahlreichen empirischen Befunde, dass es soziale Unterschiede in den häuslichen Aktivitäten gibt, dadurch zu erklären, dass es weniger vom sozialen Hintergrund der Eltern als vielmehr von ihren nutzenorientierten Aktivitätspräferenzen abhängt. Nichtsdestotrotz hängen beide Arten der Aktivitäten von der Bildung der Eltern ab, wobei der Zusammenhang bei weitem nicht perfekt ist. Somit sprechen die Ergebnisse nicht dagegen, auch weiterhin die häuslichen Aktivitäten als ein mögliches Maß für SES-Unterschiede anzusehen. Jedoch soll der Beitrag darauf hinweisen, dass das häusliche Anregungsniveau eben nicht direkt von der Bildung der Eltern abhängt, zumindest nicht für sehr junge Kinder. Niklas und Schneider (2013) kommen zu dem Schluss, dass das HLE leichter zu verändern ist als die sozioökonomische Herkunft, jedoch zeigt sich in der hier vorliegenden Arbeit, dass es sich bei den häuslichen Aktivitäten um eine Projektion der eigenen Freizeitaktivitäten handelt, die in diesem Fall verändert werden müssten. Demnach müsste die Einschätzung der Eltern, die sie hochkulturellen Ressourcen beimessen, beeinflusst werden. Elternbildung sollte daher eher an der pädagogischen Orientierung und Überzeugung ansetzen.

Doch welche Schlussfolgerungen lassen sich daraus theoretisch und praktisch ziehen? Aus theoretischer Perspektive bestätigt sich, dass Eltern die Häufigkeit eigener Freizeitaktivitäten auch bei den Aktivitäten mit ihren Kindern umsetzen. Es bleibt jedoch weiterhin unklar, aus welchen Beweggründen dies der Fall ist. So sind sowohl traditionelle, wertrationale, zweckrationale, emotionale, habituelle oder noch andere Gründe denkbar. Bezogen auf die (frühe) soziale Bildungsungleichheit ist dieses Ergebnis aus praktischer Sicht sehr kritisch einzuordnen, da sich demnach Familien nur schwer darin beeinflussen lassen, wie häufig sie Aktivitäten mit ihren Kindern durchführen. Eltern sollten über den Wert der Bildung intensiv informiert werden und zusätzlich über Informationsmaterial oder gezielte Anleitung dazu motiviert werden, besonders entwicklungsförderliche Aktivitäten mit ihren Kindern zu unternehmen. Dies konnten Aram et al. (2013) auch unabhängig vom sozialen Hintergrund der Eltern nachweisen. In ihrer Studie zeigen sie, dass die gezielte Anleitung von Eltern die Förderung positiv beeinflusst. Gerade bei benachteiligten Familien fehlt vielleicht das Wissen zur Bedeutung dieser frühen Stimulation.

Daher sollte das Hauptaugenmerk auf andere Institutionen gelegt werden, die ähnlich wie die Eltern-Kind-Aktivitäten ebenfalls die kindlichen Kompetenzen positiv beeinflussen können. Die zentrale Institution in Deutschland, die dies leisten könnte, ist der Kindergarten. Die vorgestellten Analysen zeigen allerdings, dass die Kindergartenbesuchsdauer an sich keinen signifikanten Einfluss ausüben kann (vgl. Tabelle 2). Hier scheint es – gerade auch vor dem Hintergrund, dass inzwischen fast alle Kinder sehr frühzeitig einen Kindergarten besuchen – auf andere Faktoren des Kindergartens anzukommen (z.B. Qualität des Kindergartens, ethnische und soziale Zusammensetzung im Kindergarten). Diesbezüglich konnte gerade jüngst gezeigt werden, dass es zum Beispiel auch auf die ethnische und soziale Komposition im Kindergarten ankommt (vgl. Biedinger/Becker 2010). Ob aber der Kin-

dergarten alleine in der Lage ist, mögliche familiäre Defizite auszugleichen, ist eine offene Frage. Hierzu fehlen bislang zumeist die notwendigen Daten.

Die Ergebnisse sind jedoch auch aus methodischer Sicht kritisch zu bewerten. Die vorliegende Arbeit misst die häuslichen Aktivitäten anhand sehr spezifischer Fragestellungen. Wünschenswert wären hier zusätzlich objektive Maße, so dass nicht nur die Häufigkeit, sondern auch die Qualität der Aktivitäten bzw. auch andere Faktoren gemessen werden könnten. Gerade auch für die Entwicklung der Kinder sind nicht nur diese spezifischen Aktivitäten, sondern auch der alltägliche Umgang zwischen Eltern und Kindern zentrale Determinanten für die sprachliche und kognitive Entwicklung. Weitere Angaben dazu und beispielsweise auch zum Erziehungsstil der Eltern wären erstrebenswert. Nichtsdestotrotz geben die Angaben zu den spezifischen Aktivitäten, so wie sie hier vorliegen, schon einen sehr guten Einblick in das häusliche Anregungsniveau, so dass davon auszugehen ist, dass dieses Maß durchaus eine gute Approximation für die Erziehungsqualität und das damit verbundene Anregungsniveau der Familie ist.

Ein weiterer wichtiger Faktor, der die Möglichkeiten der Eltern zu gemeinsamen Aktivitäten beeinflussen kann, ist die tatsächlich vorhandene Zeit. Dies wurde in den Analysen auf verschiedene Weise berücksichtigt, nämlich die Zeit des Kindes über die Kindergartenbesuchsdauer und die Zeit der Betreuungsperson über die Erwerbstätigkeit. Diese beiden Maße sind jedoch ebenfalls nur sehr grobe Proxy für die tatsächliche Zeit, die der Betreuungsperson bleibt, um sich entwicklungsfördernd mit dem Kind zu beschäftigen. Hier wären – analog zu den internationalen Analysen – Zeittagebücher der Eltern wünschenswert, um genauer berücksichtigen zu können, wie lange welche Aktivität durchgeführt wird und wie viel Zeit die Eltern tatsächlich in diese Aktivitäten investieren.

Zusammenfassend gibt es zwar noch einige Indikatoren, von denen ein spezifischeres Maß wünschenswert wäre, es liegen aber dennoch gut verwendbare Variablen vor, so dass eine Fragestellung analysiert werden konnte, zu der bisher im deutschen Sprachraum nur wenige geeignete Datensätze zur Verfügung standen. Die Ergebnisse belegen, dass Eltern sich in der Tat darin unterscheiden, was sie mit ihren Kindern unternehmen. Und diese Unterschiede sind im besonderen Umfang darauf zurückzuführen, welche Aktivitäten die Eltern selbst häufig durchführen. Somit bestätigt sich die Annahme, dass Eltern mit ihrem Kind das unternehmen, was sie auch für sich selbst als positiv empfinden.

Literatur

- Anders, Y., Rossbach, H.-G., Weinert, S., Ebert, S., Kuger, S., Simone Lehl, S. & von Maurice, J. (2012). Home and preschool learning environments and their relations to the development of early numeracy skills. *Early Childhood Research Quarterly*, 27, 2, S. 231-44.
- Aram, D., Fine, Y. & Ziv, M. (2013). Enhancing parent-child shared book reading interactions: Promoting references to the book's plot and socio-cognitive themes. *Early Childhood Research Quarterly*, 28, 1, S.111-22.
- Bandura, A. (1977). *Social learning theory* Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Becker, B. (2010a). The transfer of cultural knowledge in the early childhood. Social and ethnic disparities and the mediating role of familial activities. *European Sociological Review* 26, 1, S. 17-29.
- Becker, B. (2010b). Who profits most from early parental investments? The effects of activities inside and outside the family on German and Turkish childrens's language development. *Child Indicators Research* 3, 1, S. 29-46.

- Becker, B. & Biedinger, N. (2006). Ethnische Bildungsungleichheit zu Beginn der Schulzeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 58, 4, S. 660-684.
- Becker, G. S. & Tomes, N. (1976). Child endowments and the quantity and quality of children. *The Journal of Political Economy*, 84, 4, S.143-162.
- Bianchi, S. M. (2000). Maternal employment and time with children: Dramatic change or surprising continuity? *Demography*, 37, 4, S. 401-414.
- Biedinger, N. (2009a). Der Einfluss von elterlichen Investitionen auf die Entwicklung von deutschen und türkischen Kindern. *Berliner Journal für Soziologie* 19, 2, S. 268-294.
- Biedinger, N. (2009b). Kinderarmut in Deutschland. Der Einfluss von relativer Einkommensarmut auf die kognitive sprachliche und behavioristische Entwicklung von 3- bis 4-jährigen Kindern. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 29, 2, S. 197-214.
- Biedinger, N. & Becker, B. (2010). Frühe ethnische Bildungsungleichheit. Der Einfluss des Kindergartenbesuchs auf die Schulfähigkeit. In: Becker, B. & Reimer, D. (Hrsg.), *Vom Kindergarten bis zur Hochschule. Die Generierung von ethnischen und sozialen Disparitäten in der Bildungsbiographie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 49-80.
- Boudon, R. (1974). *Education, opportunity, and social inequality. Changing prospects in western society* New York: Wiley & Sons.
- Bourdieu, Pi. (1976). Soziale Ungleichheit – Strukturen und Prozesse sozialer Schichtung. In; Hörning, K. H. (Hrsg.), *Kulturelle Reproduktion und soziale Reproduktion*. Darmstadt: Hermann Luchterhand Verlag, S. 223-231.
- Bradley, R. H., Mundfrom, D.J., Whiteside, L., Caldwell, B. M., Casey, P. H., Kirby, R. S. & Hansen, S. (1994). A reexamination of the association between HOME scores and income. *Nursing Research*, 43, 5, S. 260-266.
- Bradley, R. & Robert Corwyn, R. (2005). Caring for children around the world: A view from HOME. *International Journal of Behavioral Development*, 29, 6, S. 468-478.
- Bryant, W. K. & Zick, C. D. (1996a). Are we investing less in the next generation? Historical trends in time spent caring for children. *Journal of Family and Economic Issues*, 17, 3/4, S. 365-392.
- Bryant, W. K. & und Cathleen D. Zick, C. D. (1996b). An examination of parent-child shared time. *Journal of Marriage and the Family*, 58, 1, S. 227-37.
- Bus, Adrian G., Ijzendoorn, M. H. & Pellegrini, A. D. (1995). Joint book reading makes for success in learning to read. A meta-analysis on intergenerational transmission of literacy. *Review of Educational Research*, 65, 1, S. 1-21.
- Conger, K. J., Rueter, M. A. & Conger, R. D. (2000). Negotiating adolescence in times of social change. In: Crocket, L. J. & Silbereisen, R. K. (Hrsg.), *The role of economic pressure in the lives of parents and their adolescents: The family stress model*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 201-223.
- Craig, L. (2006). Parental education, Time in paid work and time with children: An Australian time-diary analysis. *The British Journal of Sociology*, 57, 4, S. 553-575.
- Craig, L. (2007). How employed mothers in Australia find time for both market work and childcare. *Journal of Family and Economic Issues*, 28, 1, S. 69-87.
- Denton, K. L., Reaney, L. M. & West, J. (2001). Papers from the Early Childhood Longitudinal Studies Program presented at the 2001 AERA and SRCD Meetings. In: West, J. (Hrsg.), *Home educational activities, literacy resources and kindergartners' reading knowledge and skills*. Washington, D.C.: National Center for Education Statistics.
- Diewald, M. & Schupp, J. (2004). Generation und Ungleichheit. In: Szydlik, M. (Hrsg.), *Soziale Herkunft, Beziehung zu den Eltern und das kulturelle und soziale Kapital von Jugendlichen*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 104-127.
- Downer, J. T. & Pianta, R. C. (2006). Academic and cognitive functioning in first grade: Associations with earlier home and child care predictors and with concurrent home and classroom experiences. *School Psychology Review*, 35, 1, S. 11-30.
- Esser, H. (1996). Die Definition der Situation. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48, 1, S. 1-34.

- Farran, D. C. & Ramey, C. T. (1980). Social class differences in dyadic involvement during infancy. *Child Development*, 51, 1, S. 254-257.
- Garrett, P., Ng'andu, N. & Ferron, J. (1994). Poverty experiences of young children and the quality of their home environments. *Child Development*, 65, 2, S. 331-45.
- Grundmann, M. (2001). Milieuspezifische Einflüsse familialer Sozialisation auf die kognitive Entwicklung und den Bildungserfolg. In: Klocke, A. & Hurrelmann, K. (Hrsg.), *Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 161-182.
- Hart, B. & Risley, T. R. (1995). *Meaningful differences in the everyday experience of young American children*. Baltimore: Paul H. Brookes Publishing Co.
- Hashima, P.Y. & Amato, P. R. (1994). Poverty, social support, and parental behavior. *Child Development*, 65, 2, S. 394-403.
- Hill, C. R. & Stafford, F. P. (1980). Parental care of children: Time diary estimates of quantity, predictability, and variety. *The Journal of Human Resources*, 15, 2, S. 219-239.
- Hoffa, E. (2003). Socioeconomic status, parenting, and child development. In: Bornstein, M. H. & Bradley, R. H. (Hrsg.), *Causes and consequences of SES-related differences in parent-to-child speech*. Mahwah: Lawrence Erlbaum Associates, S. 147-160.
- Hofferth, S. L. (2001). Women's employment in a comparative perspective. In: Van Dijk, L. & Van der Lippe, T. (Hrsg.), *Women's employment and care of children in the United States*. New York: Aldine de Gruyter, S. 151-174.
- Kaufman, A. S. & N. L. Kaufman, N. L. (1994). *Kaufman Assessment Battery for Children. K-ABC*. Frankfurt: Swets Test Service.
- Kitterød, R. H. (2002). Mothers' housework and childcare: Growing similarities or stable inequalities? *Acta Sociologica*, 45, 2, S.127-49.
- Kohn, M. L. (1969). *Class and conformity. A study in values*. Homewood: The Dorsey Press.
- Kroneberg, C. (2007). Wertrationalität und das Modell der Frame-Selektion. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 59, 2, S. 215-239.
- Künzler, J., Walter, W., Reichart, E. & Pfister, G. (2001). Gender division of labor in unified Germany. http://www.politikwissenschaft.uni-wuerzburg.de/fileadmin/06060101/na_rep.pdf
- Lareau, A. (2002). Invisible inequality: Social class and childrearing in black families and white families. *American Sociological Review*, 67, 5, S. 747-76.
- Lehrl, S., Ebert, S., Roßbach, H.-G. & Weinert, S. (2012). Die Bedeutung der familiären Lernumwelt für Vorläufer schriftsprachlicher Kompetenzen im Vorschulalter. *Zeitschrift für Familienforschung/ Journal of Family Research*, 24, 2, S. 115-133.
- Luster, T. & Dubow, E. (1992). Home environment und maternal intelligence as predictors of verbal intelligence: A comparison of preschool and school-age children. *Merrill-Palmer Quarterly*, 38, 2, S. 151-175.
- Melchers, P. & Preuß, U. (2001). *Kaufman-Assessment Battery for Children. Deutschsprachige Fassung*. Leiden: PITS.
- Melchers, P. & Preuß, U. (2003). *K-ABC. Kaufman-Assessment Battery for Children. Deutschsprachige Fassung. Interpretationshandbuch*. Frankfurt am Main: Swets & Zeitlinger.
- Melhuish, E. C., Phan, M. B., Sylva, K., Pam Sammons, Siraj-Blatchford, I. & Taggart, B. (2008). Effects of the home learning environment and preschool center experience upon literacy and numeracy development in early primary school. *Journal of Social Issues*, 64, 1, S. 95-114.
- Niklas, F. & Schneider, W. (2010). Der Zusammenhang von familiärer Lernumwelt mit schulrelevanten Kompetenzen im Vorschulalter. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 30, 2, S. 149-65.
- Niklas, F. & Schneider, W. (2012). Einfluss von „Home Numeracy Environment“ auf die mathematische Kompetenzentwicklung vom Vorschulalter bis Ende des 1. Schuljahres. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 24, 2, S. 134-147.
- Niklas, F. & Schneider, W. (2013). Home literacy environment and the beginning of reading and spelling. *Contemporary Educational Psychology*, 38, 1, S. 40-50.
- Pauen, S., Janna Pahnke, J. & Valentiner, I. (2007). Erfassung kognitiver Kompetenzen im Vorschul- bis Jugendalter: Intelligenz, Sprache und schulische Fertigkeiten. http://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.57321.de/rn20.pdf

- Raviv, T., Kessenich, M. & Morrison, F. J. (2004). A mediational model of the association between socioeconomic status and three-year-old language abilities: The role of parenting factors. *Early Childhood Research Quarterly*, 19, 4, S. 528-547.
- Rössel, J. & Beckert-Zieglschmid, C. (2002). Die Reproduktion kulturellen Kapitals. *Zeitschrift für Soziologie*, 31, 6, S. 497-513.
- Sandberg, J. F. & Hofferth, S. L. (2001). Changes in children's time with parents: United States, 1981-1997. *Demography*, 38, 1, S. 423-36.
- Schöler, H., Guggenmos, J., Hasselbach, J. & Iseke, A. (2005). *Sprachliche Leistungen in der Einschulungsuntersuchung. Ein Vergleich der Jahrgänge 1999 bis 2004 in der Stadt Münster*. Heidelberg: Pädagogische Hochschule, Institut für Sonderpädagogik, Abteilung Psychologie in Sonderpädagogischen Handlungsfeldern
- Sénéchal, M. & Young, L. (2008). The effect of family literacy interventions on children's acquisition of reading from kindergarten to grade 3: A meta-analytic review. *Review of Educational Research*, 78, 4, S. 880-907.
- Totsika, V. und Kathy Sylva, K. (2004). The Home Observation for Measurement of the Environment revisited. *Child and Adolescent Mental Health*, 9, 25-35.
- van Steensel, R. (2006). Relations between socio-cultural factors, the home literacy environment and children's literacy development in the first years of primary education. *Journal of Research in Reading*, 29, 4, S. 367-82.
- Walter, W. & Künzler, J. (2002). Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben. In: Schneider, N. F. & Matthias-Beck, H. (Hrsg.), *Parentales Engagement. Mütter und Väter im Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich, S. 95-119.
- Weber, M. (1980). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weinert, S., Ebert, S., Lockl, K. & Kuger, S. (2012). Disparitäten im Wortschatzerwerb: Zum Einfluss des Arbeitsgedächtnisses und der Anregungsqualität in Kindergarten und Familie auf den Erwerb lexikalischen Wissens. *Unterrichtswissenschaft*, 40, 1, S. 4-25.
- Yarosz, D. & Barnett, W. (2001). Who reads to young children? Identifying predictors of family reading activities. *Reading Psychology*, 22, 1, S. 67-81.
- Yeung, J., Sandberg, J. F., Davis-Kean, P. & Hofferth, S. (2001). Children's time with fathers in intact families. *Journal of Marriage and the Family*. 63, 1, S. 136-154.
- Zick, C. D. & Bryant, W. K. (1996). A new look at parents' time spent in child care: Primary and secondary time use. *Social Science Research*, 25, 3, S. 260-280.
- Zick, C. D., Bryant, W. K. & Österbacka, E. (2001). Mothers' employment, parental involvement, and the implications for intermediate child putcomes. *Social Science Research*, 30, 1, S. 25-49.

Eingereicht am/Submitted on: 05.11.2012

Angenommen am/Accepted on: 07.08.2013

Anschrift der Autorin/Address of the author:

Dr. Nicole Biedinger
GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften
Postfach 12 21 55
68072 Mannheim
Deutschland/Germany

E-Mail: Nicole.Biedinger@gesis.org

Anne-Kristin Kuhnt

Ja, nein, vielleicht? Der Einfluss der Partnerschaftsqualität auf die Übereinstimmung der Elternschaftsabsichten von Paaren

Yes, no, maybe? The influence of relationship quality on the correspondence of couples' fertility intentions

Zusammenfassung:

In diesem Beitrag stehen die Elternschaftsabsichten von Paaren im Mittelpunkt. Es wird geprüft, ob in Partnerschaften übereinstimmende oder divergierende Elternschaftsabsichten vorliegen. Darüber hinaus wird analysiert, ob ein Zusammenhang zwischen der Partnerschaftsqualität und übereinstimmend positiven Kinderwünschen beider Partner besteht. Ausgangspunkt ist die Annahme, dass eine hohe Partnerschaftsqualität einen positiven Einfluss auf übereinstimmend positive Elternschaftsabsichten hat und eine geringe Partnerschaftsqualität diesen entgegenwirkt. Die Ergebnisse zeigen, dass Paare überwiegend übereinstimmende Intentionen aufweisen. Dennoch äußern 14 Prozent aller untersuchten Paare divergierende Elternschaftsabsichten. Zudem kann erwartungsgemäß ein Zusammenhang zwischen der Partnerschaftsqualität und übereinstimmend positiven Elternschaftsabsichten beobachtet werden.

Schlagwörter: partnerschaftlicher Kinderwunsch, Partnerschaftsqualität, kinderlose Paare, Eltern

Abstract:

This paper investigates fertility intentions of couples. It is examined to what degree fertility intentions of the respondent and the partner deviate. Furthermore, it is analyzed if the relationship quality relates to couples' fertility intentions. The investigation is based on the assumption that high relationship quality leads to positive fertility intentions of both partners. Vice versa, a low relationship quality results in negative or divergent fertility intentions of both partners. Results show that couples give similar report on their intentions. Only for a minority of 14 percent of the couples, fertility intentions deviate. In accordance with expectations, the multivariate results show that relationship quality and the couples' fertility intentions are closely related.

Key words: dyadic fertility intentions, relationship quality, childless couples, parents

1. Einführung in die Thematik der dyadischen Kinderwunschforschung

Kinderwunschanalysen¹ gehören zu den zentralen Forschungsfeldern der aktuellen Familiendemographie. Bisherige Analysen basieren dabei jedoch fast ausschließlich auf Befragungsdaten, in denen nur die Merkmale einer Person, zumeist der Frauen, berücksichtigt werden (z.B. Engelhardt 2004; Hayford 2009; Heiland/Prskawetz/Sanderson 2008). Diese Betrachtungsweise vernachlässigt, dass generative Entscheidungen (in den meisten Fällen) im Kontext einer Paarbeziehung getroffen und auch umgesetzt werden (Borchardt/Stöbel-Richter 2004: 39; Huinink/Konietzka 2007: 158; Klaus/Suckow 2005: 104). Die Dispositionen beider Partner sind für die generative Entscheidungsfindung von erheblicher Bedeutung (Pavetic/Stein 2011: 5, 19; Sobel/Armingier 1992: 46). Wird der Kinderwunsch eines Einzelnen ohne den (vielleicht absolut gegenläufigen) Kinderwunsch des aktuellen Partners betrachtet, ist die Aussagekraft des Kinderwunsches als Messinstrument für zukünftige Elternschaft eingeschränkt. Denn in Partnerschaften muss nicht zwingend ein geteilter Kinderwunsch vorliegen (Diefenbach 2005: 118). Es scheint vielmehr ein Aushandlungsprozess zwischen zwei Partnern zu sein, bei dem sich die Partner wechselseitig beeinflussen (Pavetic/Stein 2011: 19). Vor diesem Hintergrund ist die Betrachtung von individuellen Kinderwünschen keinesfalls ausreichend. Dennoch findet bisher kaum eine Differenzierung zwischen individuellen und partnerschaftlichen Kinderwünschen statt (Rosina/Testa 2009: 488), was nicht zuletzt einem Mangel an adäquaten Daten geschuldet ist.

Mit dem Beziehungs- und Familienpanel (pairfam) ist es aufgrund der Erhebung von Daten zu Ankerperson und deren Partner erstmals möglich, den Partnerschaftskontext für Deutschland in den Mittelpunkt von Kinderwunschanalysen zu rücken und zu prüfen, in welchem Umfang individuelle Kinderwünsche innerhalb von Paaren übereinstimmen. Es ist davon auszugehen, dass kongruente Elternschaftsabsichten eine Realisierung wahrscheinlicher werden lassen, da ein gemeinsames „Projekt“ verfolgt wird. Damit könnte ein Hinweis auf zukünftige Geburten gegeben sein. Sollten divergierende Elternschaftsabsichten vorliegen, wäre es denkbar, dass Kinderwünsche aufgeschoben werden (Thomson/Hoem 1998: 319), ein Kompromiss ausgehandelt wird (Testa/Cavalli/Rosina 2011: 158), ein Partner seine Entscheidung in der Zweierbeziehung durchsetzt (Pavetic/Stein 2011: 6) oder aber die Beziehung aufgrund der Uneinigkeit aufgelöst wird (Pavetic/Stein 2011: 19). Die erste Forschungsfrage dieses Beitrags bezieht sich daher auf die Paarebene und welchen Grad der Übereinstimmung Paare hinsichtlich ihrer zeitnahen Elternschaftsabsichten aufweisen. Grundlage für das Konstrukt zeitnaher Elternschaftsabsichten ist dabei die Frage, ob die Befragten in den nächsten zwei Jahren (erneut) Mutter oder Vater werden wollen.

Die Analyse von Fertilitätsprozessen auf Paarebene scheint unabdingbar. Darüber hinaus zeichnet sich ein Zusammenhang zwischen der Partnerschaftsqualität und verschiedenen Fertilitätsprozessen ab (Myers 1997; Rijken/Liefbroer 2009; Rijken/Thomson

1 Der Begriff „Kinderwunsch“ fasst in diesem Papier die verschiedenen Stufen des Fertilitätsprozesses zusammen. Neben Idealen und Wünschen werden in diesem Papier auch Intentionen und Elternschaftsabsichten unter diesen Oberbegriff subsumiert, auch wenn sie unterschiedliche Stadien des Fertilitätsprozesses abbilden.

2011). Dies erscheint nur konsequent, da eine bestehende Partnerschaft häufig als Voraussetzung für eine Familiengründung bzw. -erweiterung gesehen wird. Wenn Fertilitätsentscheidungen also im Paarkontext getroffen werden, ist es sehr wahrscheinlich, dass auch die Bewertung dieser Partnerschaft in den Entscheidungsprozess einfließt. Daher soll als zweite Forschungsfrage der Zusammenhang der Partnerschaftsqualität mit übereinstimmend positiven Elternschaftsabsichten auf Paarebene untersucht werden. Grundlage für die Bewertung der Partnerschaftsqualität soll die subjektive Zufriedenheit der Befragten mit ihrer Beziehung insgesamt zum Zeitpunkt der Erhebung sein.

Da die vorliegenden Analysen auf Querschnittsdaten basieren, muss ein grundsätzliches Problem erwähnt werden: Untersuchungen zur kausalen Wirkung der Partnerschaftsqualität auf übereinstimmend positive Elternschaftsabsichten sind erst mit mehreren Erhebungswellen möglich, mit denen dann die zeitliche Ordnung zwischen Partnerschaftsqualität und der Genese des Kinderwunsches analysiert werden kann. Zwar liegen dieser Studie nur Querschnittsdaten zu Grunde, jedoch ist in der Art der Frageformulierung eine gewisse zeitliche Perspektive enthalten. Die Frage zur Beziehungszufriedenheit bezieht sich auf den Zeitpunkt der Erhebung, während sich Aussagen zur Elternschaftsabsicht auf die nächsten zwei Jahre beziehen. So sind erste Aussagen über die Wirkungsweise der Partnerschaftsqualität auf den Kinderwunsch möglich. Längsschnittdaten müssten die Ergebnisse der vorliegenden Studie jedoch verifizieren.

Die durchgeführten Analysen differenzieren zwischen Eltern und kinderlosen Paaren, da sich diese beiden Gruppen hinsichtlich ihres Erfahrungshorizontes unterscheiden (Aránz Becker 2008: 110ff.; Eckhard/Klein 2006: 79; Heiland et al. 2008: 135). Eltern wissen bereits, welchen Einfluss Kinder auf ihre Paarbeziehung nehmen können, kinderlose Paare hingegen nicht. Das Wissen um die Bedeutung von Elternschaft nimmt auch Einfluss auf die Kinderwunschgenese, weshalb eine Unterscheidung beider Gruppen für die Analyse der genannten Fragestellungen sinnvoll erscheint.

Der vorliegende Beitrag präsentiert zunächst bisherige Forschungsergebnisse zum Einfluss der Partnerschaftsqualität auf den Kinderwunsch bzw. auf die Realisierung von Geburten (Abschnitt 2). Anschließend werden theoretische Überlegungen zur Entstehung von Kinderwünschen dargestellt, die sich auf die soziale Austauschtheorie (Thibaut/Kelley 1959) konzentrieren (Abschnitt 3). Auf dieser Grundlage werden die Hypothesen zum Einfluss der Partnerschaftsqualität auf Elternschaftsabsichten von Paaren formuliert (Abschnitt 3.3). Im darauf folgenden Abschnitt 4 werden die Daten und Methoden präsentiert. Daran schließt sich die Darstellung der multivariaten Ergebnisse an (Abschnitt 5). Der Artikel endet mit einer Diskussion der Ergebnisse (Abschnitt 6).

2. Forschungsstand zum Thema Kinderwunsch und Partnerschaftsqualität

Das Defizit an geeignetem Datenmaterial auf Paarebene spiegelt sich auch in der Literatur zur Wirkungsweise der Partnerschaftsqualität auf dyadische Fertilitätsentscheidungen wider. Auf der einen Seite existieren Studien, welche die *Übereinstimmung* der Partner in den Mittelpunkt stellen (Cavalli/Rosina 2011; Rosina/Testa 2009; Testa 2012; Testa et al.

2011; Thomson/Hoem 1998) und belegen, dass divergierende Elternschaftsabsichten eher selten sind (Cavalli/Rosina 2011: 28; Rosina/Testa 2009: 492; Testa 2012: 75; Testa et al. 2011: 166; Thomson/Hoem 1998: 315). Zudem weisen Forschungsergebnisse darauf hin, dass die Geburt von (weiteren) Kindern mit verschiedenen Aspekten der Partnerschaftsqualität in Verbindung steht (Rijken/Liefbroer 2009). Demnach weisen insbesondere Frauen mit einer mittelmäßigen Einschätzung ihrer Partnerschaft eine stärkere Neigung zu Erst- und Zweitgeburten auf. Bei Männern hat die Partnerschaftsqualität hingegen kaum einen Einfluss auf den Übergang zum ersten Kind. Der Übergang zum zweiten Kind wird bei ihnen jedoch begünstigt, wenn sie ihre Partnerschaft weder besonders positiv noch besonders negativ bewerten.² Dennoch bleibt offen, ob die Einschätzung der Partnerschaft beider Beziehungspartner Einfluss auf die gemeinsamen Fertilitätsentscheidungen nimmt.

Auf der anderen Seite existieren Studien, welche den Einfluss der *Partnerschaftsqualität* auf *individuelle* Kinderwünsche untersuchen. Für Deutschland liegen geschlechtsspezifische Befunde zum Einfluss der Beziehungsstabilität auf den Kinderwunsch vor (Eckhard/Klein 2006; Höhn/Ette/Ruckdeschel 2006; Eckhard/Klein 2007). Nach Analysen von Eckhard und Klein (2006: 67, 179; 2007: 291; 2008: 392) mit dem deutschen Familiensurvey empfinden vor allem Männer die Beziehungsstabilität als Voraussetzung für eine Elternschaft: Werden vom Mann keine Probleme bzw. Konflikte in der Partnerschaft wahrgenommen, zeigt sich ein positiver Effekt auf den Kinderwunsch. Zudem scheinen sich die Elternschaftsabsichten und deren Motivation von Eltern und kinderlosen Paaren zu unterscheiden (Eckhard/Klein 2006: 180ff.; Eckhard/Klein 2007: 285ff.). Bereits erworbene Elternschaftserfahrungen wirken sich auf „die Wahrnehmung bestimmter Beweg- und Hinderungsgründe“ (Eckhard/Klein 2006: 79) aus, was zu einer unterschiedlichen Genese des Kinderwunsches von Eltern und Kinderlosen führen kann. Ein weiteres Indiz für Unterschiede zwischen Eltern und Kinderlosen liefern die Ergebnisse von Höhn et al. (2006: 32, 38) auf Basis der deutschen Stichprobe des Generations and Gender Survey (GGG) 2005, welche die Paarebene über Proxy-Interviews abbildet. Kinderwünsche von Partnern divergieren hier insbesondere dann, wenn es um die Geburt weiterer Kinder geht. Eltern fürchten demnach, dass weitere Kinder ihre Partnerschaftsqualität verringern könnten. Andererseits bewerten Eltern die Gefahr von Partnerschaftskonflikten im Vergleich zu Kinderlosen als weniger gravierend (Klein/Eckhard 2008: 391f.). Analysen auf internationaler Ebene unterstützen die Annahme, dass sich Eltern und Kinderlose unterscheiden. Ergebnisse von Bulatao (1981: 21, 23) deuten darauf hin, dass die Geburt eines ersten Kindes größere Konsequenzen für die Partnerschaft hat als Geburten höherer Ordnung. Die Trennungskosten würden beispielsweise mit einem Kind deutlich höher ausfallen als ohne (Lillard/Waite 1993: 656). Neben Veränderungen in den sozialen bzw. familialen Kontakten sowie in der Freizeitgestaltung (Peuckert 1999: 119), nimmt die Zufriedenheit mit der Partnerschaft nach dem ersten Kind deutlich ab (Gloger-Tippelt/Huerkamp 1998: 633; Jurgan/Gloger-Tippelt/Ruge 1999: 37; Peuckert 1999: 120; Reichle/Werneck 1999: 12).

Betrachtet man die Studien genauer, in denen die Partnerschaftsqualität als erklärende Variable berücksichtigt wird, fällt auf, dass vor allem deren Operationalisierung stark va-

2 Eine Erweiterung dieser Studie von Rijken und Thomson (2011) bestätigt die genannten Ergebnisse unter Verwendung von Daten zur Partnerschaftsqualität für beide Partner.

riert. Während beispielsweise Eckhard und Klein (2006: 68) aufgrund fehlender alternativer Fragestellungen die Beziehungsstabilität anhand jemals wahrgenommener Schwierigkeiten in der Partnerschaft messen, wählen Rijken und Liefbroer (2009: 33f.) ein deutlich differenzierteres Konzept zur Operationalisierung der Partnerschaftsqualität. Sie beziehen positive und negative Interaktionen zwischen den Partnern sowie deren Wertekonsens und mögliche Trennungsabsichten mit ein. Dies verdeutlicht, dass kein Konsens über die „richtige“ Messung der Partnerschaftsqualität besteht und es teilweise zu starken Abweichungen in Definition und Operationalisierung kommen kann (Xu 1998: 367; Siffert/Bodenmann 2010: 243). Zudem wurde die Partnerschaftsqualität bisher vorrangig im Rahmen der Ehe evaluiert (z.B. Norton 1983; Thomson/Colella 1992; Lillard/Waite 1993; Myers 1997), was Kohabitation und nichteheliche Partnerschaften ohne gemeinsamen Wohnsitz ausblendet. Diese sind jedoch fester Bestandteil partnerschaftlicher Lebensformen in Deutschland (Klein 2003: 507).

3. Theoretische Hintergründe und Hypothesen

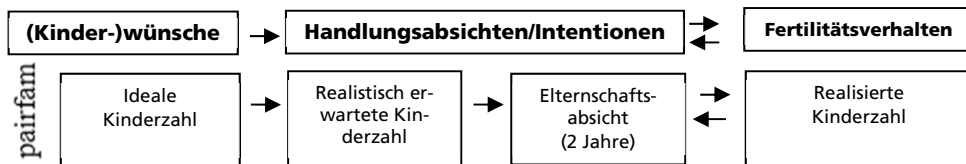
3.1 Abgrenzung verschiedener Kinderwunschkonzepte

Bisherige Studien zum Thema Kinderwunsch legen verschiedene Kinderwunschkonzepte zugrunde. Die entsprechenden Fragestellungen beziehen unterschiedlich stark persönliche und gesellschaftliche Rahmenbedingungen mit ein und sind daher zum Teil eher abstrakt. Grundsätzlich wird in der Literatur zwischen Wünschen (*ideals/desires*) und Intentionen (*intentions*) unterschieden (Hagewen/Morgan 2005: 510; Miller/Pasta 1995: 531, 549; Thomson 2001: 5347). Wünsche können losgelöst von konkreten und persönlichen Realisierungsbedingungen (wie z.B. der Existenz eines Partners) geäußert werden (Thomson 2001: 5348). Intentionen hingegen beziehen neben der individuellen Präferenz auch das persönliche Vermögen mit ein, diese Ziele erreichen zu können (Thomson 2001: 5347). Somit werden bei diesem Konzept auch mögliche individuelle Beschränkungen wie Partnerlosigkeit oder Unfruchtbarkeit berücksichtigt. Insofern sind Intentionen weniger abstrakt als Wünsche. Zudem kann in das Konzept der Intentionen ein zeitlicher Referenzrahmen aufgenommen werden. Dies bietet den Vorteil, dass die Befragten die Realisierungschancen ihrer Kinderwünsche besser einschätzen können und dadurch die Frageformulierung für sie (und ihren Partner) konkreter wird (Ette/Ruckdeschel 2007: 58; van Peer 2002: 118).

Zusammenfassend sind Wünsche und Intentionen dem tatsächlichen Fertilitätsverhalten vorangestellt, wie Abbildung 1 noch einmal darstellt. Wünsche sind weniger konkret als Intentionen und daher diesen vorgelagert (Miller 2010: 2). Für die Analyse von Kinderwünschen im Paarkontext bietet es sich wiederum an, ein Konzept zu verwenden, welches möglichst konkret ist und damit auch die persönlichen Realisierungsbedingungen der Befragten einbezieht. Das in diesem Beitrag verwendete Maß der Elternschaftsabsicht ist den Intentionen zuzuordnen, da hier die persönlichen Rahmenbedingungen einbezogen und z.B. die Existenz eines Partners vorausgesetzt wird. Zudem wird den Befragten ein zeitlicher Referenzrahmen von zwei Jahren vorgegeben. Beide Aspekte grenzen die El-

ternschaftsabsicht damit deutlich vom Konzept der Wünsche ab. Darüber hinaus sind Intentionen stärker paargeleitet bzw. -orientiert als Wünsche, da diese unabhängig von konkreten und persönlichen Realisierungsbedingungen bestehen können. Partnerschaftsaspekte werden jedoch spätestens mit der konkreten Handlungsabsicht relevant.

Abbildung 1: Verortung der erfragten Kinderwunschkonzepte im Deutschen Beziehungs- und Familienpanel (pairfam)



Quelle: Eigene Darstellung.

3.2 Austauschtheoretischer Hintergrund

Verschiedene Theorieansätze in der Familienforschung unterstellen Familienbildungsprozessen einen rationalen Entscheidungscharakter, der auf einer Abwägung der Kosten-Nutzen-Aspekte basiert (z.B. *theory of planned behavior*, austauschtheoretische und familienökonomische Ansätze). Die wenigsten berücksichtigen dabei jedoch eine Interaktion auf Paarebene. Bei der *theory of planned behavior* (Ajzen 1991) steht das Individuum im Mittelpunkt der Entscheidungsfindung und der Partner wird lediglich über subjektive Annahmen des vom Partner gewünschten Verhaltens berücksichtigt (Ajzen/Klobas 2013: 211). Der familienökonomische Ansatz nach Becker (1974, 1981) bietet die Möglichkeit Interaktionen zwischen Partnern über materielle und immaterielle Investitionen auf Haushaltsebene zu integrieren. Dies trifft ebenfalls auf die Austauschtheorie (Thibaut/Kelley 1959) zu, die sich mit Tauschbeziehungen jedweder Art, auseinandersetzt. Da Paarbeziehungen ebenso außerhalb eines gemeinsamen Haushalts bestehen und gemeinsame Kinder damit auch Bestandteil verschiedener Haushalte sein können, erscheint die soziale Austauschtheorie als theoretische Perspektive zur Erklärung des potentiellen Einflusses der Partnerschaftsqualität auf übereinstimmend positive Elternschaftsabsichten am besten geeignet.

Wie alle Rational-Choice-basierten Ansätze stützt sich auch die Austauschtheorie auf rationale Akteure (Klaus/Suckow 2005: 104), welche ihre Handlungsoptionen anhand eines Kosten-Nutzen-Kalküls bewerten und sich an den resultierenden, möglichen Gewinnen orientieren. Ziel ist die Maximierung des individuellen Nutzens durch die gemeinsame Partnerschaft (Hill/Kopp 2002: 107). Elternschaft stellt damit eine mögliche Handlungsoption für ein Paar dar und die damit verbundenen Kosten sowie mögliche Handlungsalternativen werden einer ausführlichen Kosten-Nutzen-Abwägung unterzogen. Übertragen auf die vorliegende Untersuchung der Elternschaftsabsicht fällt die Entscheidung zur Elternschaft für beide Partner dann positiv aus, wenn ein (weiteres) Kind für ein Paar den subjektiv größtmöglichen, gemeinsam zu erzielenden Ertrag im Vergleich zu den verfügbaren Handlungsalternativen verspricht. Dies schließt Austausch- und Aushandlungsprozesse zwischen den Partnern ein, die sich wiederum auch auf die Partnerschaftsqualität auswirken. Neben mate-

riellen Ressourcen werden auch immaterielle Ressourcen wie Aufmerksamkeit, Verständnis, emotionale Zuwendung oder Hilfe ausgetauscht (Schmidt/Moritz 2009: 35), an denen gerade auf Paarebene kontinuierlich Bedarf besteht (Arránz Becker 2008: 26). Die Partner sind damit auf den Austausch immaterieller Ressourcen angewiesen, um ihr persönliches Nutzenniveau zu steigern.

Beziehungen, in denen beide Partner zufrieden sind, sollten einen höheren Nutzen für die Beteiligten haben und zudem stabilisierend auf die Paarbeziehung wirken (Arránz Becker 2008: 26). Diese Stabilisierung vereinfacht eine weitere Verdichtung der gemeinsamen Partnerschaft. Die Entscheidung für Kinder mit dem aktuellen Partner stellt eine solche Intensivierung der Paarbeziehung dar und wird besonders dann erfolgen, wenn beide Partner sehr zufrieden mit ihrer Beziehung sind. Ist mindestens ein Partner unzufrieden mit der aktuellen Beziehung, erscheint eine Verdichtung der Partnerschaft und damit auch eine gemeinsame, positive Elternschaftsabsicht eher unwahrscheinlich.

3.3 Hypothesenbildung zu Elternschaftsabsichten auf Paarebene

Auf Basis dieser theoretischen Überlegungen sowie der Annahme, dass eine hohe Partnerschaftsqualität einen positiven Einfluss auf gemeinsame Kinderwünsche eines Paares hat und eine geringe Partnerschaftsqualität gemeinsamen Kinderwünschen entgegenwirkt, lassen sich verschiedene Forschungshypothesen ableiten.

Vor dem Hintergrund, dass Partnerschaft Interaktion erfordert und der Austausch bzw. die Aushandlung von Kinderwünschen und Elternschaftsabsichten Bestandteil dieser Interaktion sind, ist zu erwarten, dass die meisten Paare übereinstimmende Elternschaftsabsichten aufweisen. Divergierende Absichten sind eher die Ausnahme, da sie wahrscheinlich im Verlauf des Aushandlungsprozesses zwischen den Partnern angepasst werden, um weiterhin ein gemeinsames Ziel als Paar zu verfolgen oder aber einer der Partner setzt sich durch. *Hypothese 1 lautet demnach, dass hauptsächlich übereinstimmende Elternschaftsabsichten zwischen zwei Partnern bestehen, unabhängig davon, ob diese positiv oder negativ sind.*

Im Kontext einer Paarbeziehung sind die Partner bei der Verfolgung ihres Nutzens interdependent und versuchen durch Interaktion miteinander ihren Nutzen durch die Partnerschaft gemeinsam zu maximieren (Hill/Kopp 2002: 111ff.; Nauck 1989: 52f.; Nauck/Kohlmann 1999: 66; Nave-Herz 2004: 134). Da ein gemeinsames Kind diese wechselseitige Abhängigkeit der Partner und deren Interaktion noch verdichtet, ist zu erwarten, dass ein Kind nur gewünscht wird, wenn die Paarbeziehung und der damit verbundene Austausch materieller und immaterieller Ressourcen bislang als ausreichend zufriedenstellend empfunden wurde (Hill/Kopp 2002: 104; Schmidt/Moritz 2009: 33f.). Demnach kann vermutet werden, dass eine hohe Partnerschaftsqualität (welche die Zufriedenheit mit dem Austausch von Ressourcen widerspiegelt) einen positiven Einfluss auf die gemeinsame Familiengründung bzw. -erweiterung hat. Daher ist zu erwarten, dass eine hohe Partnerschaftsqualität, vermittelt über eine starke subjektive Zufriedenheit mit der Beziehung, mit einer gemeinsamen Intention des Paares einhergeht. *Hypothese 2 lautet demnach, dass Paare, die eine hohe Beziehungszufriedenheit aufweisen, eher eine gemeinsame, positive Elternschaftsabsicht angeben als Paare, bei denen mindestens ein Partner unzufrieden ist.*

Die Geburt eines Kindes kann Paaren noch unbekannt Informationen über Kosten und Nutzen einer Elternschaft vermitteln, sodass die Intention für ein weiteres Kind dadurch positiv oder negativ beeinflusst werden könnte (Miller/Pasta 1995; Heiland et al. 2008: 135). Da sich Elternpaare und kinderlose Paare hinsichtlich ihrer Erfahrungswerte, was eine Elternschaft bedeutet, und damit auch hinsichtlich der Kinderwunschgenese deutlich voneinander abgrenzen, könnte man annehmen, dass Eltern die Auswirkungen einer (weiteren) Elternschaft auf ihre Partnerschaft und damit auch auf deren Qualität besser einschätzen können als Kinderlose, welche die Vorstellung einer Elternschaft vielleicht noch stärker idealisieren. Eltern nehmen die Auswirkungen der Geburt weiterer Kinder auf ihre Partnerschaft womöglich bewusster wahr, weshalb die gegenwärtige Partnerschaftsqualität einen stärkeren Einfluss auf (weitere) gemeinsame Intentionen bei Eltern hat. *Demnach lautet Hypothese 3, dass ein Einfluss der Partnerschaftsqualität auf gemeinsame, positive Elternschaftsabsichten eher bei Eltern als bei Kinderlosen zu erwarten ist.*

4. Daten und Methode zur Analyse der Elternschaftsabsicht auf Paarebene

4.1 Stichprobenselektion

Für die vorliegenden Analysen wurden die Daten der ersten Welle des Beziehungs- und Familienpanels (pairfam) aus dem Jahr 2008/09 (Release 2.0) verwendet (Huinink/Brüderl/Nauck/Walper/Castiglioni/Feldhaus 2011). Die Verfügbarkeit von Informationen zu Ankerperson und zugehörigem Partner in diesem Datensatz ermöglichen es, umfangreiche Untersuchungen auf Paarebene vorzunehmen.

Die folgenden Analysen beziehen sich auf eine Stichprobe, die auf Daten der Kohorten 1970-74 und 1980-84 der Ankerpersonen beruht, für die ebenfalls Angaben zum Partner vorlagen. Demzufolge sind die Befragten zum Erhebungszeitpunkt 34 bis 38 Jahre (Kohorte 1970-74) bzw. 24 bis 28 Jahre (Kohorte 1980-84) alt. Für die entsprechenden Partner wurde eine untere Altersgrenze von 18 Jahren festgelegt. Darüber hinaus wurde für weibliche Partner eine obere Altersgrenze von 45 Jahren determiniert. Sie orientiert sich an der fertilen Phase der Frau und soll sicherstellen, dass eine geäußerte Elternschaftsabsicht aus biologischer Perspektive in den nächsten Jahren noch umgesetzt werden kann. Darüber hinaus wurden Paare aus den Analysen ausgeschlossen, bei denen zum Zeitpunkt der Befragung eine Schwangerschaft vorlag. Gleiches gilt für Paare, bei denen einer der Partner angegeben hatte, mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht in der Lage zu sein auf natürlichem Weg ein Kind zu bekommen bzw. zu zeugen. Lag zudem der angegebene Beziehungsbeginn bei einem der Partner vor dem Alter 14, wurden diese Paare aus Plausibilitätsgründen ebenfalls ausgeschlossen. Des Weiteren wurden nur gegengeschlechtliche Paare in den Analysen berücksichtigt. Die resultierende Stichprobe umfasst also insgesamt 2.126 verheiratete und unverheiratete Paare, die zusätzlich nach ihrem Elternschaftsstatus differenziert wurden (1.476 Elternpaare, 650 kinderlose Paare).

4.2 Operationalisierung der Variablen für die multinomialen Regressionen

4.2.1 Die abhängige Variable zur Elternschaftsabsicht

Im Rahmen der ersten Welle des Beziehungs- und Familienpanel (pairfam) wurden im Jahr 2008/09 neben der idealen und realistisch erwarteten Kinderzahl auch zeitnahe Elternschaftsabsichten erfragt: Frauen und Männer, die sich in einer Paarbeziehung befinden, wurden separat befragt, ob sie vorhaben, in den nächsten zwei Jahren Mutter bzw. Vater zu werden. Die entsprechenden Antwortmöglichkeiten sind: „ja, bestimmt“; „ja, vielleicht“; „nein, eher nicht“; „nein, bestimmt nicht“; „darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht“; „weiß nicht“. Die Frage zur zeitnahen Elternschaftsabsicht wurde jedoch nur an Personen gerichtet, welche die vorhergehende Frage zur realistisch erwarteten (weiteren) Kinderzahl *nicht* mit „null“ bzw. „darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht“ beantwortet haben.

Für die Generierung der abhängigen Variablen wurden die Antwortkategorien „ja, bestimmt“ und „ja, vielleicht“ als *positive* Elternschaftsabsichten gewertet. Die Antwortkategorien „nein, eher nicht“ sowie „nein, bestimmt nicht“ wurden als *negative* Elternschaftsabsichten bewertet. Weist das Paar eine positive und eine negative Intention auf, wird dies als *divergierende* Elternschaftsabsicht beurteilt. Die Antwortkategorien „darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht“ und „weiß nicht“ gehen nicht in die Zielvariable zur Elternschaftsabsicht auf Paarebene ein. Personen, die realistisch keine Kinder mehr erwarten, werden Personen mit negativen Elternschaftsabsicht gleichgesetzt und als solche in die Analysen aufgenommen. Es gibt Argumente dafür, diese Gruppe nicht in die abhängige Variable zu integrieren, da Personen, die sich – womöglich unabhängig – von ihrer Partnerschaftsqualität keine Kinder mehr wünschen, zu Verzerrungen in den Ergebnissen führen können. Allerdings erscheinen gerade Paare ohne weitere Elternschaftsabsicht – vor allem bei den Kinderlosen – als besonders relevant.³

Tabelle 1 dokumentiert die Übereinstimmung der Elternschaftsabsicht von Eltern und kinderlosen Paaren. Dabei zeigt sich, dass sowohl Kinderlose als auch Eltern zum großen Teil kongruente Elternschaftsabsichten (beide ja: 28 Prozent, beide nein: 58 Prozent) aufweisen. Nur ein geringer Prozentsatz der Paare ist sich uneins über die Absicht in den nächsten zwei Jahren Mutter oder Vater zu werden (divergierend: 14 Prozent), was den Ausführungen von Hypothese 1 entspricht. Zudem zeigen sich Unterschiede zwischen Eltern und kinderlosen Paaren. Während sich Elternpaare häufiger einig darüber sind, dass sie in den nächsten 2 Jahren *kein* Kind bekommen möchten (Eltern: 68 Prozent, Kinderlose: 37 Prozent), sind sich kinderlose Paare häufiger einig, ein Kind haben zu wollen (Kinderlose: 43 Prozent, Eltern: 21 Prozent) bzw. haben häufiger unterschiedliche Elternschaftsabsichten (Kinderlose: 20 Prozent, Eltern: 11 Prozent). Betrachtet man die divergierenden Elternschaftsabsichten nach Geschlecht, werden kaum Unterschiede deutlich: Weder die Frauen noch die Männer sagen auffällig häufiger „ja“, während der Partner anderer Meinung ist (Mann ja/Frau nein: 47 Prozent, Frau ja/Mann nein: 53 Prozent).

3 Um zu prüfen, ob andere Faktoren für die nicht vorhandene Elternschaftsentscheidung verantwortlich sind, wird in den Modellen z.B. für die Anzahl der vorhandenen Kinder kontrolliert. Weiterhin werden zur Überprüfung im Folgenden auch Modelle geschätzt, welche die Personengruppe, die realistisch gesehen keine Kinder mehr erwartet, ausschließen (siehe verwendete Methoden unter 4.3).

Tabelle 1: Verteilung der Elternschaftsabsicht (EA) auf Paarebene nach Elternschaftsstatus

Elternschaftsabsicht (EA) auf Paarebene	Elternpaare		Kinderlose Paare		Total	
	Fälle	Prozent	Fälle	Prozent	Fälle	Prozent
Beide haben positive EA	315	21	277	43	592	28
Beide haben negative EA	1.001	68	240	37	1.241	58
Beide haben divergierende EA	160	11	133	20	293	14
Total	1.476	100	650	100	2.126	100

Datenbasis: pairfam 2008/09, Release 2.0, eigene Berechnungen, ungewichtete Daten

4.2.2 Die unabhängige Variable zur Beziehungszufriedenheit

Nach Hahlweg und Baucom (2008: 3) existieren zur Bewertung der Partnerschaftsqualität keine objektiven Kriterien. Zudem besteht kein theoretisches Fundament, welches Aufnahme oder Ausschluss einzelner Beziehungsaspekte begründet (Arránz Becker 2008: 15). Besonders wesentlich erscheint das Argument, dass sich einzelne Aspekte der Partnerschaftsqualität (z.B. Paarinteraktion und Konfliktverhalten) überschneiden und daher existierende Skalen zur Partnerschaftsqualität nicht geeignet sind, diese adäquat abzubilden (Arránz Becker 2008: 15ff.). Als Konsequenz fehlender objektiver Kriterien wird daher für die vorliegenden Analysen die *subjektive* Beziehungszufriedenheit als Indikator für die Partnerschaftsqualität herangezogen. Die Partner geben, jeweils getrennt voneinander an, wie zufrieden sie insgesamt mit ihrer Beziehung sind. Dies ist ein eher globales Maß der Wahrnehmung einer Beziehung (Arránz Becker 2008: 17) und schließt alle denkbaren Beziehungsbereiche mit ein, die dem Befragten subjektiv wichtig erscheinen. Damit wird die Interaktion der Partner ebenso berücksichtigt, wie deren Zufriedenheit mit der Aufgabenteilung im Haushalt oder auch der Sexualität. Dieser Beitrag geht davon aus, dass eine hohe subjektive Beziehungszufriedenheit der Befragten mit einer Bündelung positiver Beziehungsaspekte gleichgesetzt werden kann. Wohingegen eine eher geringe Beziehungszufriedenheit mit einer Bündelung negativer Beziehungsaspekte assoziiert wird. Dies gibt indirekt Aufschluss über die Beziehungsstabilität und ermöglicht so eine umfassende Messung des Einflusses der Partnerschaftsqualität auf die Elternschaftsabsichten von Paaren.

Die *subjektive Beziehungszufriedenheit* wird im Beziehungs- und Familienpanel über die Frage „Wie zufrieden sind Sie insgesamt mit Ihrer Beziehung?“ erhoben. Diese kann mit Hilfe einer 11-stufigen Skala beantwortet werden, die von „sehr unzufrieden“ (Skalenwert 0) bis „sehr zufrieden“ (Skalenwert 10) reicht. Darüber hinaus gibt es die Antwortmöglichkeiten „weiß nicht“ und „das möchte ich nicht beantworten“, die in der Zielvariablen nicht berücksichtigt werden. Aus der genannten Skala wurde eine kategoriale Variable auf Paarebene erstellt: „beide zufrieden/sehr zufrieden“ (Skalenwert 7 bis 10) sowie „mindestens einer unzufrieden“ (mindestens ein Partner gibt einen Skalenwert 0 bis 6 an). Eine differenziertere Einteilung nach „beide zufrieden“, „beide unzufrieden“ und „divergierende Beziehungszufriedenheit“ war aufgrund zu geringer Fallzahlen für Eltern und Kinderlose in der Kategorie „beide unzufrieden“ nicht möglich. Dies ergibt sich daraus, dass Paare grundsätzlich eine recht hohe subjektive Zufriedenheit mit ihrer Beziehung angeben (Mittelwert: 8,2). Möglicherweise liegt hier eine positive Selektivität der Stichprobe zugrunde, die sich daraus ergibt, dass nur diejenigen Paare zusammen bleiben, welche die Zufriedenheit mit ih-

rer Beziehung als überdurchschnittlich beurteilen. Personen, die unzufrieden sind, trennen sich hingegen.

4.2.3 Weitere Kontrollvariablen

Neben der übereinstimmenden Elternschaftsabsicht und der subjektiven Beziehungszufriedenheit gehen weitere Kontrollvariablen in die Modelle ein. Zum einen werden für Eltern und Kinderlose Kontrollvariablen für die Altersdifferenz zwischen den Partnern, dem Alter der Partnerin, die Erwerbskonstellation sowie Herkunft, Bildung, Religionszugehörigkeit und Beziehungsdauer der Paare generiert. Zum anderen wird für Elternpaare zusätzlich jeweils eine Kontrollvariable zur Parität auf Paarebene und zur Überprüfung, ob einer der Partner noch kinderlos ist, erstellt.

Die Kontrollvariablen zum *Alter* beziehen sich auf die Differenz des Lebensalters beider Partner. Im Schnitt beträgt diese Differenz etwa drei Jahre, um die der Mann älter ist als seine Partnerin (Klein 1996: 346). Daran orientiert sich die vorliegende Kategorisierung: Der Mann ist mehr als vier Jahre älter als seine Partnerin, die Frau ist mehr als ein Jahr älter als ihr Partner; Referenz: Alle Paare, bei denen die Frau maximal ein Jahr älter als ihr Partner oder der Mann maximal vier Jahre älter als seine Partnerin ist. Ergänzend dazu wird für das *Alter der Partnerin* kontrolliert, da die reproduktive Phase der Frau die Paarfertilität begrenzt: Alter der Frau bis 29 Jahre, 30 bis 34 Jahre (Referenz), 35+ Jahre.

Die Einteilung in die Kontrollvariable zur *Herkunft* basiert auf den Angaben der Befragten zu ihrer Geburtsregion bzw. ihrem Geburtsland: West-West-Partnerschaft (Referenz), Ost-Ost-Partnerschaft, Ost-West-Partnerschaft, mindestens ein Partner wurde im Ausland geboren.

Für die Einordnung in die Strukturvariable zur *Bildung* wird der jeweils höchste Schulabschluss der Partner zugrunde gelegt. Die Angaben zur Bildung wurden in folgende vier Kategorien eingeteilt, die sowohl Differenzen als auch Übereinstimmungen der Partner hinsichtlich ihrer Bildung erfassen sollen: Der Mann weist einen höheren Bildungsabschluss (hoch/mittel) auf als seine Partnerin (mittel/niedrig) (Referenz), die Frau hat einen höheren Bildungsabschluss (hoch/mittel) als ihr Partner (mittel/niedrig), beide weisen einen mittleren/niedrigen Schulabschluss auf (kein Abschluss, Hauptschule, POS 8./9. Klasse, anderer Abschluss, Realschule, POS 10. Klasse), beide Partner haben einen hohen Abschluss (Fachhochschulreife/Abitur). Liegt für einen Partner keine Angabe zum Schulabschluss vor, wird das Paar nicht in den Analysen berücksichtigt.

Die Strukturvariable zur *Erwerbskonstellation* basiert auf den Angaben der befragten Paare zu ihrer Teilzeit- bzw. Vollzeit-erwerbstätigkeit: Beide Partner erwerbstätig (Zwei-Verdiener-Modell, Referenz), nur der Mann erwerbstätig (Einverdiener-Modell), Sonstige (nur die Frau erwerbstätig, keiner von beiden erwerbstätig). Liegen keine Angaben zur Erwerbssituation beider Partner vor oder ist ein Partner noch in einer Ausbildung, werden fehlende Werte kodiert.

Mit zunehmender *Dauer der Beziehung* wird von einer verstärkten Institutionalisierung der Partnerschaft ausgegangen, die einen Kinderwunsch unterstützt. Es wurden folgende Kategorien erstellt: Bis zu zwei Jahre, drei bis vier Jahre, fünf bis sechs Jahre (Referenz), sieben bis acht Jahre, neun bis zehn Jahre, elf und mehr Jahre.

Die Kontrollvariable zur *Religion* basiert auf der Frage, ob die einzelnen Personen einer Religionsgemeinschaft angehören, differenziert aber nicht zwischen den einzelnen Konfessionen. Daraus ergeben sich folgende Kategorien: Beide Partner gehören einer Religionsgemeinschaft an (Referenz), kein Partner gehört einer Religionsgemeinschaft an, nur einer der Partner gehört einer Religionsgemeinschaft an. Liegen keine Informationen zur Religionszugehörigkeit vor, werden fehlende Werte kodiert.

Die Differenzierung in Eltern und Kinderlose basiert auf den Angaben der Befragten zu ihren Kindern. Hat mindestens ein Partner ein leibliches Kind, wird das Paar in den vorliegenden Analysen als Elternpaar gewertet. Sind beide Partner noch kinderlos, werden sie den kinderlosen Paaren zugewiesen.

Für Eltern wird zusätzlich eine Kontrollvariable zur *Parität* auf Paarebene generiert. Dabei wird berücksichtigt, ob die angegebenen, leiblichen Kinder gemeinsame Kinder der Partner sind oder nicht. Es ergeben sich folgende Kategorien: Parität 1 (Referenz) bedeutet, die Partner haben ein gemeinsames Kind oder einer der Partner hat ein Kind mit einer anderen Person. Parität 2+ orientiert sich am gesellschaftlichen Ideal von zwei Kindern, mit deren Erreichen für die meisten Paare die Familienplanung als beendet gilt. Diese Kategorie wird Paaren zugewiesen, die zwei (oder mehr) gemeinsame Kinder haben oder die beide jeweils (mindestens) ein leibliches Kind mit einer Person haben, die nicht ihr aktueller Partner ist. Diese Kategorie trifft ebenfalls auf Paare zu, in denen einer der Partner (mindestens) zwei Kinder mit einer oder mehreren anderen Personen hat. Zusätzlich ist es möglich, dass die Partner ein (oder mehr) gemeinsame(s) Kind(er) haben und gleichzeitig ein Partner ein leibliches Kind mit einer weiteren Person hat.

Außerdem wurde für Elternpaare eine Kontrollvariable aufgenommen, die prüft, ob einer der Partner noch kinderlos ist. Es wird angenommen, dass die bestehende Kinderlosigkeit eines Partners Einfluss auf die gemeinsamen Elternschaftsabsichten nehmen könnte.

Tabelle 2 zeigt die Deskription der Stichprobe, die darstellt, dass eine hohe Beziehungszufriedenheit bei Eltern wie Kinderlosen mit einer übereinstimmend positiven Elternschaftsabsicht zu korrelieren scheint. Allerdings deutet sich auch ein Zusammenhang zwischen einer hohen Zufriedenheit mit der Beziehung und einer einstimmig nicht vorhandenen Elternschaftsabsicht an. Für Eltern könnte sich dies über die bereits erreichte Kinderzahl erklären lassen. Kinderlose könnten in ihrer Lebensplanung die Familiengründung erst zu einem späteren Zeitpunkt geplant haben oder Kinder gar nicht in dieser vorsehen.

Tabelle 2: Deskription der Stichprobe zu übereinstimmenden Elternschaftsabsichten (EA) auf Paarebene (inklusive der Paare, die beide kein Kind mehr erwarten), Spaltenprozente

	Elternpaare				Kinderlose Paare			
	Positive EA	Nega- tive EA	Diverg. EA	Gesamt	Positive EA	Nega- tive EA	Diverg. EA	Gesamt
	N=315	N=1.001	N=160	N=1.476	N=277	N=240	N=133	N=650
Beziehungszufriedenheit der Partner								
beide (sehr) zufrieden (RG)	85	76	76	78	88	82	83	85
mindestens ein Partner ist unzufrieden	15	24	24	22	12	18	17	15
Altersdifferenz zwischen den Partnern								
Frauen bis 1 Jahr älter als Mann,								
Männer bis 4 Jahre älter als Frau (RG)	50	54	44	52	53	59	54	56
Frau 1+ Jahre älter als Partner	10	11	11	11	7	9	8	8
Mann 4+ Jahre älter als Partnerin	40	35	44	37	40	32	38	36
Alter der Partnerin								
unter 30 Jahre	55	17	46	28	79	84	90	83
30 bis 34 Jahre (RG)	15	14	15	14	8	3	3	5
35+ Jahre	30	69	39	57	13	13	7	12
Herkunft der Partner								
West-West-Paar (RG)	51	58	57	57	59	74	63	66
Ost-Ost-Paar	17	21	13	19	21	11	13	16
Ost-West-Paar	8	5	6	6	7	5	10	7
mind. ein Partner aus dem Ausland	24	16	24	19	13	10	14	12
Bildungskonstellation des Paares								
Mann höhere Bildung als Frau (RG)	47	56	43	53	14	14	17	15
Frau höhere Bildung als Mann	42	35	38	37	26	28	20	25
beide niedrigere/mittlere Bildung	8	5	14	7	21	15	20	18
beide hohe Bildung	3	3	5	3	40	44	43	42
Erwerbskonstellation des Paares								
beide erwerbstätig (RG)	47	56	43	53	78	50	69	66
nur Mann erwerbstätig	42	35	38	37	10	15	8	12
sonstige (nur Frau, keiner erwerbstätig)	8	5	14	7	7	20	13	13
missings	3	3	5	3	4	14	11	9
Dauer der Paarbeziehung								
bis 2 Jahre	7	3	8	5	15	25	26	21
3-4 Jahre	19	5	11	9	23	23	20	22
5-6 Jahre (RG)	18	8	14	11	20	20	23	21
7-8 Jahre	15	10	19	12	17	16	14	16
9-10 Jahre	15	12	14	13	14	6	10	10
11+ Jahre	25	62	33	51	12	10	7	10
Religionszugehörigkeit der Partner								
beide gehören Religionsgemeinschaft an (RG)	59	56	56	57	51	57	60	55
keiner gehört Religionsgemeinschaft an	18	22	15	20	20	13	15	16
Nur einer gehört Religionsgemeinschaft an	20	20	25	20	25	29	22	26
missings	3	2	4	3	4	2	3	3
Kinderlosigkeit eines Partners								
beide Eltern (RG)	85	93	87	90	.	.	.	.
einer noch kinderlos	15	7	13	10	.	.	.	.

	Elternpaare				Kinderlose Paare			
	Positive EA	Nega- tive EA	Diverg. EA	Gesamt	Positive EA	Nega- tive EA	Diverg. EA	Gesamt
	N=315	N=1.001	N=160	N=1.476	N=277	N=240	N=133	N=650
Kinderzahl auf Paarebene								
1 Kind (RG)	73	19	54	34	.	.	.	.
2+ Kinder	27	81	46	66	.	.	.	.

Datenbasis: pairfam 2008/09, Release 2.0, eigene Berechnungen, ungewichtete Daten, EA = Elternschaftsabsichten, RG = Referenzgruppe

4.3 Methoden

Die multivariaten Analysen des vorliegenden Beitrags basieren auf multinomialen logistischen Regressionsmodellen. In diesen werden insgesamt drei unterschiedliche Ausprägungen der Übereinstimmung von Elternschaftsabsichten betrachtet: (1) beide Partner wollen in den nächsten zwei Jahren Mutter und Vater werden (Referenz), (2) das Paar stimmt darin überein, *nicht* Mutter und Vater werden zu wollen sowie (3) die Partner haben divergierende Elternschaftsabsichten für die nächsten zwei Jahre.

Es werden jeweils getrennte Modelle für Eltern und Kinderlose betrachtet (siehe Ergebnisse Modelle 1 und 2). In einem zweiten Schritt werden Paare, die keine Kinder mehr erwarten, aus den Analysen ausgeschlossen, so dass geprüft werden kann, ob die Beziehungszufriedenheit einen anderen Einfluss auf diese Gruppe nimmt (siehe Ergebnisse Modelle 3 und 4). Um den Forschungsfragen auf Paarebene gerecht zu werden, wurde nicht nur die abhängige Variable auf Paarebene generiert, sondern ebenfalls alle Kontrollvariablen (siehe Operationalisierung unter 4.2.3).⁴

Damit evaluiert werden kann, ob sich Eltern und Kinderlose tatsächlich hinsichtlich des Einflusses der Beziehungszufriedenheit auf die Übereinstimmung der Elternschaftsabsichten unterscheiden, werden Interaktionen zwischen dem Elternschaftsstatus und der Beziehungszufriedenheit in einem Modell berücksichtigt, in das sowohl Eltern als auch Kinderlose integriert sind (siehe Ergebnisse Modelle 5 und 6).

5. Ergebnisse der multinomialen logistischen Regressionen

Die Ergebnisse der multinomialen Regressionen werden im Folgenden entsprechend der Modelle separat für Elternpaare und Kinderlose präsentiert. In den Modellen werden jeweils die „Relative Risk Ratios“ ausgewiesen; zur besseren Lesbarkeit des Textes werden diese im Folgenden als „Chance“ bezeichnet.

4 In den Modellen wird zudem für fehlende Werte in den unabhängigen Kontrollvariablen kontrolliert. Aus den zentralen unabhängigen Variablen zur Partnerschaftsqualität werden die missings jedoch ausgeschlossen.

5.1 Einfluss der Beziehungszufriedenheit auf die Elternschaftsabsichten von Paaren

Die Modelle 1 und 2 (Tabelle 3) zeigen die Ergebnisse der Regressionsmodelle für *Elternpaare*, mit (Modell 1) und ohne Personen, die realistisch keine Kinder mehr erwarten (Modell 2). Für Elternpaare wird in Modell 1 ein signifikanter Effekt der Beziehungszufriedenheit auf Elternschaftsabsichten festgestellt: Die Chance, dass Paare *negative* oder *divergierende* Elternschaftsabsichten im Vergleich zur Referenz (positive Elternschaftsabsichten) haben, ist deutlich erhöht, wenn im Vergleich mindestens ein Partner unzufrieden mit der Beziehung ist. Dies bestätigt Hypothese 2 zur positiven Korrelation zwischen einer hohen Beziehungszufriedenheit und einer gemeinsamen Elternschaftsabsicht beider Partner. Dieser Zusammenhang ist höchst bzw. hoch signifikant. Schließt man die Paare aus den Analysen aus, die keine Kinder mehr erwarten, verstärkt sich dieser Effekt noch (Modell 2).

Die Modelle 3 und 4 stellen die Ergebnisse der Regressionsmodelle für *kinderlose Paare* dar (Tabelle 3). Unter Berücksichtigung der Kontrollvariablen zeigt sich in Modell 3 folgender Effekt der Beziehungszufriedenheit: Ist mindestens ein Partner unzufrieden mit der aktuellen Beziehung, ist die Chance erhöht, dass beide Partner *negative* bzw. *divergierende* Elternschaftsabsichten haben. Diese Effekte sind schwach bzw. nicht signifikant, weshalb hier von Tendenzen gesprochen werden kann. Schließt man die Paare, die keine Kinder mehr erwarten, aus den Analysen aus, wird der Effekt geringfügig kleiner (Modell 4). Zusammenfassend kann Hypothese 2 zur Korrelation zwischen einer hohen Beziehungszufriedenheit und gemeinsamer Elternschaftsabsichten für Eltern *und* für Kinderlose (zumindest teilweise) angenommen werden.

Tabelle 3: Ergebnisse der multinominalen Regression zu übereinstimmenden Elternschaftsabsichten (EA) auf Paarebene für Eltern und kinderlose Paare, relative risk ratios

	Elternpaare				Kinderlose Paare			
	Modell 1 (positive EA (RG))		Modell 2 (positive EA (RG)) ohne Per- sonen mit real. erwarteter Kin- derzahl=0		Modell 3 (positive EA (RG))		Modell 4 (positive EA (RG)) ohne Per- sonen mit real. erwarteter Kin- derzahl=0	
	Negative EA	Diverg. EA	Negative EA	Diverg. EA	Negative EA	Diverg. EA	Negative EA	Diverg. EA
Beziehungszufriedenheit der Partner								
beide (sehr) zufrieden (RG)	1	1	1	1	1	1	1	1
mindestens einer unzufrieden	1,94***	1,96**	2,16**	2,11**	1,70+	1,54	1,65+	1,54
Altersdifferenz der Partner								
Frauen bis 1 Jahr älter als Mann, Männer bis 4 Jahre älter als die Frau (RG)	1	1	1	1	1	1	1	1
Frau 1+ Jahre älter als Mann	0,77	1,19	0,80	1,08	1,16	1,16	1,26	1,16
Mann 4+ Jahre älter als Frau	1,00	1,37	0,76	1,39	0,61*	0,92	0,60*	0,92
Alter der Partnerin								
unter 30 Jahre	0,68	0,94	0,95	0,97	2,33+	2,83+	7,27*	2,86+
30 bis 34 Jahre (RG)	1	1	1	1	1	1	1	1
35+ Jahre	2,30***	1,23	1,32	1,15	2,70+	1,42	2,28	1,43
Herkunft der Partner								
West-West-Paar (RG)	1	1	1	1	1	1	1	1
Ost-Ost-Paar	0,97	0,53+	0,74	0,49+	0,41**	0,58	0,40*	0,59
Ost-West-Paar	0,60	0,52	0,62	0,52	0,46+	1,25	0,48	1,25
mind. 1 Partner aus dem Ausland	0,75**	0,77	0,56*	0,72	0,44**	0,88	0,48*	0,90
Bildungskonstellation des Paares								
Mann höhere Bildung als Frau (RG)	1	1	1	1	1	1	1	1
Frau höhere Bildung als Mann	1,21	1,59	1,22	1,63	1,01	0,65	1,18	0,66
beide niedrigere/mittlere Bildung	1,17	2,00*	1,22	2,07*	0,69	0,76	0,72	0,77
beide hohe Bildung	0,58*	1,19	0,74	1,28	0,77	0,78	0,90	0,81
Erwerbskonstellation des Paares								
beide erwerbstätig (RG)	1	1	1	1	1	1	1	1
nur Mann erwerbstätig	0,95	1,03	0,93	1,01	2,80***	0,85	2,65**	0,83
sonstige (nur Frau, k. erwerbstätig)	1,02	2,15*	0,99	2,19*	5,57***	1,98+	5,16***	1,91+
Dauer der Paarbeziehung								
bis 2 Jahre	1,05	1,14	1,02	1,27	1,58	1,40	1,82+	1,45
3-4 Jahre	0,37***	0,61	0,23***	0,65	0,88	0,68	1,02	0,70
5-6 Jahre (RG)	1	1	1	1	1	1	1	1
7-8 Jahre	0,97	1,59	0,86	1,63	0,95	0,83	1,02	0,84
9-10 Jahre	1,15	1,19	0,99	1,26	0,47*	0,63	0,43*	0,62
11+ Jahre	1,69*	1,31	1,45	1,40	1,22	0,89	0,88	0,91
Religionszugehörigkeit der Partner								
beide gehören Religionsgemeinschaft an (RG)	1	1	1	1	1	1	1	1
keiner gehört Religionsgemeinschaft an	1,87*	1,27	1,64	1,16	0,76	0,81	0,54	0,78
nur einer gehört Religionsgemeinschaft an	1,22	1,57	1,17	1,59+	1,24	0,79	1,14	0,79

	Elternpaare				Kinderlose Paare			
	Modell 1 (positive EA (RG))		Modell 2 (positive EA (RG)) ohne Per- sonen mit real. erwarteter Kin- derzahl=0		Modell 3 (positive EA (RG))		Modell 4 (positive EA (RG)) ohne Per- sonen mit real. erwarteter Kin- derzahl=0	
	Negative EA	Diverg. EA	Negative EA	Diverg. EA	Negative EA	Diverg. EA	Negative EA	Diverg. EA
Kinderlosigkeit eines Partners								
beide Eltern (RG)	1	1	1	1	.	.	.	.
mind. einer noch kinderlos	0,90	0,89	1,13	0,83	.	.	.	.
Parität auf Paarebene								
1 Kind (RG)	1	1	1	1	.	.	.	.
2+ Kinder	9,01***	2,10***	8,54***	2,22**	.	.	.	.
N	1.476		776		650		614	
Pseudo R²	0,2201		0,1544		0,0892		0,1096	

*** $p <= 0,001$ (höchst signifikant), ** $p <= 0,01$ (hoch sign.), * $p <= 0,05$ (sign.), + $p <= 0,1$ (schwach sign.)
 Datenbasis: pairfam 2008/09, Release 2.0, eigene Berechnungen, ungewichtete Daten, kontrolliert für fehlende Werte in den Kontrollvariablen, EA = Elternschaftsabsichten, RG = Referenzgruppe

5.2 Einfluss der Kontrollvariablen auf die Elternschaftsabsichten von Paaren

Neben der Beziehungszufriedenheit weisen auch verschiedene Kontrollvariablen Zusammenhänge zur Übereinstimmung der Elternschaftsabsichten auf Paarebene auf. Die folgende Beschreibung konzentriert sich auf die signifikanten Ergebnisse.

Bei den *Elternpaaren* (Modell 1) zeigt sich für das *Alter der Partnerin*, dass *negative* Elternschaftsabsichten häufiger geäußert werden, wenn die Frau 35 Jahre und älter ist. Weist mindestens ein Partner eine ausländische *Herkunft* auf, werden seltener *negative* Elternschaftsabsichten auf Paarebene genannt. Wurden beide Partner in Ostdeutschland geboren, werden zudem seltener *divergierende* Intentionen angegeben.

Eine hohe *Bildung* beider Partner verringert die Chance deutlich, dass beide Partner *negative* Elternschaftsabsichten für die nächsten zwei Jahre formulieren. Gleichzeitig ist die Chance für Paare mit niedrigem/mittlerem Bildungsniveau erhöht, dass *divergierende* Intentionen vorliegen. Die *Erwerbskonstellation* nimmt Einfluss, wenn nur die Frau bzw. keiner von beiden erwerbstätig ist. Dann ist die Chance erhöht, dass beide Partner *divergierende* Elternschaftsabsichten äußern. Einerseits könnte die Erwerbslosigkeit mindestens eines Partners als Chance gesehen werden, einen Kinderwunsch umzusetzen. Auf der anderen Seite können mögliche finanzielle Unsicherheiten, die aus dieser Situation entstehen, *divergierende* Elternschaftsabsichten begünstigen.

Darüber hinaus zeigen sich Effekte der *Beziehungsdauer*. Sind Paare drei bis vier Jahre zusammen, weisen sie eine deutlich geringere Chance auf, *negative* Elternschaftsabsichten zu nennen. Hat die Partnerschaft seit mindestens elf Jahren Bestand, ist für Elternpaare die Chance erhöht, dass beide *negative* Elternschaftsabsichten angeben. Mit zunehmender Beziehungsdauer haben Elternpaare also häufiger keine Elternschaftsabsicht

mehr, was wahrscheinlich mit den bereits realisierten Kinderwünschen zusammenhängt (siehe Ergebnisse zur Kinderzahl).

Gehören beide Partner keiner *Religionsgemeinschaft* an, ist die Chance erhöht, dass beide Partner *negative* Elternschaftsabsichten äußern. Möglicherweise offenbaren sich hier unterschiedliche Einstellungen zu Kinderzahlen, die über religiöse Werte vermittelt werden. Erwartungsgemäß nimmt auch die *Anzahl der Kinder* auf Paarebene Einfluss. Im Vergleich zur Referenz (1 Kind) ist die Chance bei Paaren stark erhöht, übereinstimmend *negative* oder *divergierende* Elternschaftsabsichten anzugeben, wenn sie schon mindestens zwei Kinder haben.

Für die Kontrollvariablen der Altersdifferenz und der Kinderlosigkeit eines Partners zeigen sich hingegen keine signifikanten Effekte. Schließt man die Personen aus den Analysen aus, die keine Kinder mehr erwarten (Modell 2), fallen einige Effekte schwächer aus bzw. sind nicht mehr signifikant. Dies spricht dafür, dass es sich um eine spezielle Personengruppe handelt.

Im Modell der *kinderlosen Paare* (Modell 3) weist die *Altersdifferenz* einen signifikanten Effekt auf, wenn der Mann mindestens vier Jahre älter ist als seine Partnerin. Dann werden seltener übereinstimmend *negative* Elternschaftsabsichten genannt. Sind kinderlose Frauen jünger als 30 Jahre oder 35 Jahre und älter, ist die Chance erhöht, dass beide Partner *negative* bzw. *divergierende* Elternschaftsabsichten äußern. Dies könnte sich über verlängerte Ausbildungszeiten und fehlende berufliche Etablierung, die häufig als Voraussetzung für eine Familiengründung angesehen wird, in dieser Altersgruppe erklären lassen.

Für die *Herkunft* kinderloser Paare lässt sich festhalten, dass *negative* Elternschaftsabsichten seltener werden, wenn mindestens ein Partner in Ostdeutschland oder im Ausland geboren wurde. Hier könnte sich der Einfluss von Normen und Werten widerspiegeln. So ist beispielsweise in Ostdeutschland sowie ausländischen Kulturen Kinderlosigkeit wenig verbreitet. Ist nur die Frau bzw. keiner von beiden *erwerbstätig*, werden häufiger *negative* bzw. *divergierende* Elternschaftsabsichten genannt. Ergänzend dazu ist die Chance erhöht, dass beide *negative* Elternschaftsabsichten angeben, wenn nur der Mann erwerbstätig ist. Die berufliche Etablierung beider Partner scheint eine Voraussetzung für die geplante Familiengründung Kinderloser zu sein.

Beträgt die *Beziehungsdauer* bei den kinderlosen Paaren neun bis zehn Jahre, werden seltener *negative* Elternschaftsabsichten von beiden Partnern geäußert. Mit zunehmender Beziehungsdauer scheinen sich kinderlose Paare in ihren Elternschaftsabsichten anzunähern bzw. eine Umsetzung dieser anzustreben.

Die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft und die Bildungskonstellation auf Paarebene weisen keine signifikanten Effekte auf. Werden Personen aus den Analysen ausgeschlossen, die keine Kinder mehr erwarten (Modell 4), fallen einige Effekte schwächer bzw. nicht mehr signifikant aus. Dies unterstreicht die Vermutung, dass Personen, die realistisch keine Kinder mehr erwarten, eine besondere Subpopulation abbilden.

5.3 Unterscheiden sich Eltern und Kinderlose in ihrer Beziehungszufriedenheit?

Auch wenn im engeren statistischen Sinn durch die unterschiedlichen Modelle für Eltern und Kinderlose keine Aussage über einen direkten Vergleich beider Gruppen gemacht werden kann, scheint sich kein systematischer Unterschied zwischen Elternpaaren und kinderlosen Paaren anzudeuten. Um dies genauer zu prüfen, wurden Interaktionsterme aus der subjektiven Beziehungszufriedenheit und dem Elternschaftsstatus in einem Modell berechnet, in dem Eltern und Kinderlose zusammen betrachtet werden (Modelle 5 und 6 in Tabelle 4). Die Interaktionen machen deutlich, dass sich Elternpaare und kinderlose Paare in Bezug auf den Einfluss der subjektiven Beziehungszufriedenheit (beide zufrieden bzw. mindestens einer unzufrieden) auf die Elternschaftsabsicht nicht signifikant unterscheiden. Dies gilt für die Personengruppe inklusive und exklusive der Paare, die realistisch kein Kind mehr erwarten. Hypothese 3 zur unterschiedlichen Wirkung der Partnerschaftsqualität auf die Elternschaftsabsicht von Eltern und kinderlosen Paaren muss daher verworfen werden. Eine Interaktion in die Modelle aufzunehmen, bringt somit keinen weiteren Wissenszugewinn im Vergleich zu den Ausgangsmodellen.

Tabelle 4: Ergebnisse der multinomialen Regression zu übereinstimmenden Elternschaftsabsichten (EA) auf Paarebene mit Interaktionstermen zu Beziehungszufriedenheit und Elternschaftsstatus, Eltern und Kinderlose in einem Modell, Relative Risk Ratios (RRR) ausgewiesen

	Gesamtmodell				ohne Personen mit realistisch erwarteter Kinderzahl=0			
	Modell 5 (positive EA (RG))				Modell 6 (positive EA (RG))			
	Negative EA		Diverg. EA		Negative EA		Diverg. EA	
	RRR	p	RRR	p	RRR	p	RRR	p
Beziehungszufriedenheit der Partner								
beide (sehr) zufrieden (RG)	1		1		1		1	
mindestens einer unzufrieden	1,71	0,044	1,53	0,166	1,72	0,048	1,54	0,157
Elternschaftsstatus								
kinderlose Paare	1		1		1		1	
Elternpaare	1,13	0,609	0,84	0,563	0,79	0,395	0,81	0,490
Interaktionsterm								
Partnerschaftszufriedenheit*Elternschaftsstatus	1,09	0,786	1,21	0,629	1,08	0,828	1,24	0,583
N	2.126				1.390			

p<=0,001 (höchst signifikant), p<=0,01 (hoch signifikant), p<=0,5 (sign.), p<=0,1 (schwach sign.)

Datenbasis: pairfam 2008/09, Release 2.0, eigene Berechnungen, ungewichtete Daten; kontrolliert für Altersdifferenz, Herkunft, Bildungskonstellation, Erwerbskonstellation, Beziehungsdauer, Religionszugehörigkeit und Kinderlosigkeit auf Paarebene, Alter der Partnerin sowie für fehlende Werte in den Kontrollvariablen, EA = Elternschaftsabsichten, RG = Referenzgruppe

6. Zusammenfassung und Diskussion

In diesem Beitrag standen die zeitnahen Elternschaftsabsichten von Paaren im Vordergrund. Die Paarperspektive erscheint für die Analyse von Fertilitätsentscheidungen wesentlich, da eine Beziehung für die meisten Personen als Voraussetzung für eine Familiengründung und -erweiterung gilt. Zudem können unter Verwendung der Angaben des Partners gänzlich neue Fragestellungen adressiert werden, die mit Daten, in denen nur individuelle Kinderwünsche enthalten sind, unbeantwortet bleiben müssten, auch wenn dies zum Teil neue methodische Herausforderungen mit sich bringt. Ein solch innovativer Untersuchungsgegenstand ist die Frage, ob die Beziehungszufriedenheit Einfluss auf die Übereinstimmung der Intentionen von Paaren hat. Ausgangslage für die Analysen war die Annahme, dass eine hohe Partnerschaftsqualität einen begünstigenden Einfluss auf übereinstimmend positive Elternschaftsabsichten hat und eine niedrige Partnerschaftsqualität diesen entgegengerichtet. Beziehungen, in denen beide Partner zufrieden sind, sollten einen höheren (austauschtheoretischen) Nutzen für die Beteiligten haben und die gemeinsame Entscheidung für Kinder begünstigen. Die vorliegenden Analysen wurden auf Paarebene, getrennt für Eltern- und kinderlose Paare, durchgeführt.

Ein zentrales Ergebnis des vorliegenden Beitrags ist, dass ein relativ großer Anteil der Paare, unabhängig von ihrem Elternschaftsstatus, übereinstimmend positive bzw. negative Elternschaftsabsichten aufweist. Dies gilt vor allem für Elternpaare (siehe Tabelle 1). Dies entspricht den Ergebnissen von Cavalli und Rosina (2011) sowie Testa et al. (2011), die ähnlich niedrige Prozentsätze für divergierende Elternschaftsabsichten von Elternpaaren finden konnten.⁵ Die kinderlosen Paare in der vorliegenden Stichprobe geben mit 20 Prozent im Vergleich jedoch fast doppelt so häufig an, dass sie voneinander abweichende Intentionen haben. Insofern verdient diese Gruppe in der künftigen Forschung mehr Aufmerksamkeit, um beispielsweise zu klären, ob der fehlende Kinderwunsch des Lebenspartners mit einer dauerhaften Kinderlosigkeit im Zusammenhang steht.

Damit lässt sich die Titelfrage dieses Beitrags wie folgt beantworten: Paare äußern häufiger ein gemeinsames „ja“ oder „nein“ als ein „vielleicht“ (divergierende Elternschaftsabsichten). Dabei erscheint vor allem der Elternschaftsstatus relevant, denn kinderlose Paare weisen häufiger divergierende Elternschaftsabsichten auf als Eltern. Einen Erklärungsansatz liefern die möglichen Unsicherheiten, die mit einer Familiengründung einhergehen. Kinderlose sind im Schnitt jünger als Eltern und stehen noch am Anfang ihrer beruflichen und privaten Lebensplanung. Die Umsetzung von Kinderwünschen ist nicht zwingend mit allen angestrebten Lebenswegen vereinbar und wird durch den fehlenden Konsens bei den zeitnahen Elternschaftsabsichten wahrscheinlich erst einmal aufgeschoben. Dies schafft ein Zeitfenster, um sich auszuprobieren.

Darüber hinaus lässt sich festhalten, dass die Beziehungszufriedenheit mit den Elternschaftsabsichten von Kinderlosen und Elternpaaren korreliert. Dabei spielt nicht nur das Ausmaß der Zufriedenheit eine Rolle, sondern auch die möglicherweise unterschiedliche Einschätzung durch die Partner. Es zeigt sich, dass wenn mindestens ein Partner unzufrie-

5 Für den direkten Vergleich eignen sich aus den im Forschungsstand genannten Referenzen lediglich die Daten von Cavalli und Rosina (2011) sowie Testa et al. (2011), da dort ebenfalls eine Aufteilung nach Kinderlosen und Eltern vorgenommen wird.

den mit der Beziehung ist, häufiger übereinstimmend negative bzw. divergierende Elternschaftsabsichten auf Paarebene beobachtet werden können. Dies bestätigt den austauschtheoretischen Hintergrund dieses Beitrags der besagt, dass eine hohe Beziehungszufriedenheit, welche die Zufriedenheit der Partner mit dem Austausch materieller und immaterieller Ressourcen widerspiegelt, übereinstimmend positive Elternschaftsabsichten auf Paarebene begünstigt. Dies gilt für Eltern und kinderlose Paare gleichermaßen, was für einen elternschaftsstatusunabhängigen Effekt spricht. Neben der Beziehungszufriedenheit nehmen auch andere Lebensbereiche wie die Herkunft oder die Erwerbskonstellation Einfluss auf übereinstimmend positive bzw. negative oder divergierende Elternschaftsabsichten.

Zudem ist anzumerken, dass sich Elternpaare und Kinderlose hinsichtlich der Wirkung der Beziehungszufriedenheit auf die Elternschaftsabsichten nicht signifikant voneinander unterscheiden. Dies gilt mit und ohne Einbeziehung der Personengruppe, die keine Kinder mehr erwartet. Grundsätzlich nimmt diese besondere Subpopulation Einfluss auf die Ergebnisse der Wirkung der Beziehungszufriedenheit auf die Übereinstimmung der Elternschaftsabsichten von Paaren. Schließt man sie von den Analysen aus, zeigt sich, dass der Effekt der Beziehungszufriedenheit für Eltern noch einmal verstärkt wird. Für Kinderlose fällt der Effekt etwas geringer aus. Dennoch stellen die Personen, die keine Kinder mehr erwarten, eine wichtige Untersuchungsgruppe dar. Denn warum sich Paare keine (weiteren) Kinder wünschen, wurde bisher noch unzureichend analysiert.

Abschließend sei noch einmal darauf verwiesen, dass die vorliegenden Ergebnisse auf Querschnittsdaten basieren. Daher können mit den vorliegenden Ergebnissen *keine* endgültigen Aussagen zu Kausalzusammenhängen zwischen der Partnerschaftsqualität und übereinstimmend positiven Kinderwünschen auf Paarebene getroffen werden. Zwar ist mit der Art der Frageformulierungen eine gewisse zeitliche Distanz zwischen der Partnerschaftsqualität, die sich auf den Befragungszeitpunkt bezieht, und der Elternschaftsabsicht, welche in die Zukunft gerichtet formuliert wird, gewährleistet. Dennoch müssen weitere Paaranalysen im Längsschnitt zur Klärung der Frage beitragen, ob ein gemeinsamer, positiver Kinderwunsch nun tatsächlich aus einer hohen Partnerschaftsqualität resultiert oder ob die Partnerschaftsqualität hoch ist, weil ein gemeinsamer, positiver Kinderwunsch vorliegt (vgl. Pavetic/Stein 2011: 11, 21). Mit der Verwendung von Querschnittsdaten muss zudem die Frage offen bleiben, ob Eltern und kinderlose Paare unterschiedliche Phasen im individuellen Lebensverlauf repräsentieren oder ob es sich um verschiedene Personengruppen handelt. Weitere Erhebungswellen des Beziehungs- und Familienpanels (pairfam) können zu einer Klärung dieser Fragen beitragen.

Danksagung

Dieses Papier verwendet Daten des Beziehungs- und Familienpanels (pairfam), koordiniert von Josef Brüderl, Johannes Huinink, Bernhard Nauck und Sabine Walper. Pairfam wird als Langzeitprojekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert. Mein besonderer Dank gilt Julika Hillmann für ihre Unterstützung und Anmerkungen zu diesem Beitrag. Weiterhin möchte ich den Mitgliedern des Arbeitsbereiches Ökonomische und Soziale Demografie am Max-Planck-Institut für demografische Forschung sowie den anonymen Gutachter(inne)n der Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research für wichtige Hinweise und konstruktive Anregungen zu diesem Beitrag danken.

Literatur

- Arránz Becker, O. (2008): *Was hält Partnerschaften zusammen. Psychologische und soziologische Erklärungsansätze zum Erfolg von Paarbeziehungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ajzen, I. (1991). The theory of planned behavior. *Organizational Behavior and Human Decision Processes*, 50, S. 179-211.
- Ajzen, I. & Klobas, J. (2013). Fertility intentions: An approach based on the theory of planned behavior. *Demographic Research*, 29, 8, S. 203-232.
- Becker, G. S. (1974). A theory of social interaction. *Journal of Political Economy*, 82, 6, S.1063-1093.
- Becker, G. S. (1981). *A treatise on the family*. Cambridge & London: Harvard University Press.
- Borchardt, A. & Stöbel-Richter, Y. (2004). *Die Genese des Kinderwunsches bei Paaren: eine qualitative Studie*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 114).
- Bulatao, R. A. (1981). Values and disvalues of children in successive childbearing decisions. *Demography*, 18, 1, S. 1-25.
- Cavalli, L. & Rosina, A. (2011). An analysis of reproductive intentions of Italian couples. *Population Review*, 5, 1, S. 21-29.
- Diefenbach, H. (2005). Die Rationalität von Kinderwünschen und reproduktivem Verhalten. Einige Anmerkungen zur konzeptionellen Weiterentwicklung des „Value-of-Children“-Modells. In: Steinbach, A. (Hrsg.), *Generatives Verhalten und Generationenbeziehungen. Festschrift für Bernhard Nauck zum 60. Geburtstag*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 111-129.
- Eckhard, J. & Klein, T. (2006). *Männer, Kinderwunsch und generatives Verhalten: eine Auswertung des Familiensurvey zu Geschlechterunterschieden in der Motivation zur Elternschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Eckhard, J. & Klein, T. (2007). Die Motivation zur Elternschaft. Unterschiede zwischen Männern und Frauen. In: Konietzka, D. & Kreyenfeld, M. (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder: Kinderlosigkeit in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 275-294.
- Engelhardt, H. (2004). *Fertility intentions and preferences: Effects of structural and financial incentives and constraints in Austria*. Wien: Vienna Institute of Demography (Vienna Institute of Demography Working Papers 02/2004).
- Ette, A. & Ruckdeschel, K. (2007). Die Oma macht den Unterschied! Der Einfluss institutioneller und informeller Unterstützung für Eltern auf ihre weiteren Kinderwünsche. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 32, 1-2, S. 51-72.
- Gloger-Tippelt, G. S. & Huerkamp, M. (1998). Relationship change at the transition to parenthood and security of infant-mother attachment. *International Journal of Behavioral Development*, 22, 3, S. 633-655.
- Hahlweg, K. & Baucom, D. H. (2008). *Partnerschaft und psychische Störungen*. Göttingen: Hogrefe Verlag (Fortschritte der Psychotherapie, Band 34).
- Hagewen, K. J. & Morgan, S. P. (2005). Intended and ideal family size in the United States, 1970-2002. *Population and Development Review*, 31, 3, S. 507-527.
- Hayford, S. R. (2009). *The evolution of fertility expectations over the life course*. *Demography*, 46, 4, S. 765-783.
- Heiland, F., Prskawetz A. & Sanderson, W. C. (2008). Are individuals' desired family sizes stable? Evidence from West German panel data. *European Journal of Population*, 24, S. 129-156.
- Hill, P. B. & Kopp, J. (2002). *Familiensoziologie: Grundlagen und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Höhn, C., Andreas Ette, A. & Ruckdeschel, K. (2006). *Kinderwünsche in Deutschland. Konsequenzen für eine nachhaltige Familienpolitik*. Stuttgart: Robert Bosch Stiftung (Hrsg.).
- Huinink, J., Brüderl, J. et al. (2011). *Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam) – Conceptual framework and design*. Bremen, Mannheim, Chemnitz & München: Pairfam (pairfam-Arbeitspapier Nr. 17).

- Huinink, J. & Konietzka, D. (2007). *Familiensoziologie: Eine Einführung*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Jurgan, S., Gloger-Tippelt, G. & Ruge, K. (1999). Veränderungen der elterlichen Partnerschaft in den ersten 5 Jahren der Elternschaft. In: Reichle, B. & Werneck, H. (Hrsg.), *Übergang zur Elternschaft: Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag, S. 37-51.
- Klaus, D. & Suckow, J. (2005). Der Wert von Kindern und sein langer Schatten. Eine kritische Würdigung der VOC-Forschung. In: Steinbach, A. (Hrsg.), *Generatives Verhalten und Generationenbeziehungen. Festschrift für Bernhard Nauck zum 60. Geburtstag*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 85-110.
- Klein, T. (1996). Der Altersunterschied zwischen Ehepartnern. Ein neues Analysemodell. *Zeitschrift für Soziologie*, 25, 5, S. 346-370.
- Klein, T. (2003). Die Geburt von Kindern in paarbezogener Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32, 6, S. 506-527.
- Klein, T. & Eckhard, J. (2008). Partnerschafts- und berufsbezogene Aspekte des Kinderwunsches von Männern und Frauen. In: Feldhaus, M. & Huinink, J. (Hrsg.), *Neuere Entwicklungen in der Beziehungs- und Familienforschung. Vorstudien zum Beziehungs- und Familienentwicklungspanel (PAIRFAM)*. Würzburg: Ergon Verlag.
- Lillard, L. A. & Waite, L. J. (1993). A joint model of marital childbearing and marital disruption. *Demography*, 30, 4, S. 653-681.
- Miller, W. B. (2010). *Fertility desires and intentions: Construct differences and the modeling of fertility outcomes*. Paper presented at the conference "From intentions to behaviour: Reproductive decision-making in a macro-micro perspective", Vienna Institute of Demography, Vienna (Austria), December 2-3, 2010.
- Miller, W. B. & Pasta, D. J. (1995). Behavioral intentions: Which ones predict fertility behavior in married couples? *Journal of Applied Social Psychology*, 25, 6, S. 530-555.
- Myers, S. M. (1997). Marital uncertainty and childbearing. *Social Forces*, 75, 4, S. 1271-1298.
- Nauck, Bernhard (1989). Individualistische Erklärungsansätze in der Familienforschung: Die rational-choice-Basis von Familienökonomie, Ressourcen- und Austauschtheorien. In: Nave-Herz, R. & Marefka, M. (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*. Band 1. Neuwied & Frankfurt am Main: Luchterhand.
- Nauck, B. & Kohlmann, A. (1999). Values of Children – ein Forschungsprogramm zur Erklärung von generativem Verhalten und intergenerativen Beziehungen. In: Busch, F. W., Nauck, B. & Nave-Herz, R. (Hrsg.), *Aktuelle Forschungsfelder der Familienwissenschaft*. Würzburg: Ergon Verlag.
- Nave-Herz, R. (2004). *Ehe- und Familiensoziologie*. München: Juventa Verlag.
- Norton, R. (1983). Measuring marital quality: A critical look at the dependent variable. *Journal of Marriage and the Family*, 45, 1, S. 141-151.
- Pavetic, M. & Stein, P. (2011). Entscheidungsprozess zur Familiengründung in Partnerschaften. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 23, 1, S. 5-23.
- Peuckert, R. (1999). *Familienformen im sozialen Wandel*. Opladen, Leske + Budrich (3., vollständig überarbeitete Auflage).
- Reichle, B. & Werneck, H. (1999). Übergang zur Elternschaft und Partnerschaftsentwicklung: Ein Überblick. In: Reichle, B. & Werneck, H. (Hrsg.), *Übergang zur Elternschaft: Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag, S. 1-16.
- Rijken, A. J. & Liefbroer, A. C. (2009). The influence of partner relationship quality on fertility. *European Journal of Population*, 25, S. 27-44.
- Rijken, A. J. & Thomson, E. (2011). Partners' relationship quality and childbearing. *Social Science Research*, 40, S. 485-497.
- Rosina, A. & Testa, M. R. (2009). Couples' first child intentions and disagreement: An analysis of the Italian case. *European Journal of Population*, 25, S. 487-502.
- Schmidt, U. & Moritz, M.-T. (2009). *Familiensoziologie*. Bielefeld: transcript Verlag.

- Siffert, A. & Bodenmann, G. (2010). Entwicklung eines neuen multidimensionalen Fragebogens zur Erfassung der Partnerschaftsqualität. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 22, 2, S. 242-255.
- Sobel, M. E. & Arminger, G. (1992). Modeling household fertility decisions: A nonlinear simultaneous probit model. *Journal of the American Statistical Association*, 87, 417, S. 38-47.
- Testa, M. R. (2012). Couple disagreement about short-term fertility desires in Austria: Effects on intentions and contraceptive behaviour. *Demographic Research*, 26, 3, S. 63-98.
- Testa, M. R., Cavalli, L. & Rosina, A. (2011). Couples' childbearing behaviour in Italy: Which of the partners is leading it? *Vienna Yearbook of Population Research*, 9, S. 157-178.
- Thibaut, J. W. & Kelley, H. H. (1959). *The social psychology of groups*. New York: Wiley.
- Thomson, E. (2001). Family size preferences. In: Smelser, N. J. & Baltes, P. B. (Hrsg.), *International encyclopedia of the social and behavioral sciences*. Oxford: Pergamon Press, S. 5347-5350.
- Thomson, E. & Colella, U. (1992). Cohabitation and marital stability: Quality or commitment? *Journal of Marriage and the Family*, 54, 2, S. 259-267.
- Thomson, E. & Hoem, J. M. (1998). Couple childbearing plans and births in Sweden. *Demography*, 35, 3, S. 315-322.
- van Peer, C. (2002). Desired and achieved fertility. In: Klijzing, E. & Corijn, M. (Hrsg.), *Dynamics of fertility and partnership in Europe: Insights and lessons from comparative research*. Volume II. New York & Geneva: United Nations, S. 117-142.
- Xu, X. (1998). Marital quality revisited: A replication and extension of the JWEB model. *Sociological Spectrum*, 18, S. 367-382.

Eingereicht am/Submitted on: 30.04.2012
Angenommen am/Accepted on: 28.08.2013

Anschrift der Autorin/Address of the author:

Anne-Kristin Kuhnt, Dipl.-Demographin, M.Sc.
Max-Planck-Institut für demografische Forschung
Konrad-Zuse-Straße 1
18057 Rostock
Deutschland/Germany
E-Mail: kuhnt@demogr.mpg.de

Das Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (**ifb**) berichtet an dieser Stelle in loser Folge über aktuelle Forschungsprojekte, neue Forschungsvorhaben, Tagungen und Veröffentlichungen.

4. Europäischer Fachkongress Familienforschung vom 6. bis 8.6.2013 in Bamberg

Der Kongress mit dem Titel *Zukunft der Familie – Anforderungen an Familienpolitik und Familienwissenschaft* fand im Juni in Bamberg statt. Er erhielt großen Zuspruch und viel positive Resonanz. Kooperationspartner bei diesem Vorhaben waren – wie bei den vorangegangenen Kongressen – das Österreichische Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien und Prof. Dr. Norbert F. Schneider, Direktor des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung. Als Referenten haben 16 internationale Wissenschaftler(innen) zu den Hauptthemen

- Wie entwickelt sich die Familie in Europa,
- Sich wandelnde Rahmenbedingungen: Chancen und Risiken

und

- Zukunft der Familienwissenschaft – Möglichkeiten und Grenzen

Vorträge gehalten. Dabei wurde u.a. diskutiert, wodurch die Familienentwicklung beeinflusst wird und die Bedeutung beruflicher Mobilität Migration angesprochen. Weitere Teilbereiche widmeten sich der Entwicklung der Methoden der Familienforschung und vernachlässigten Perspektiven von *Doing Family*.

Ergänzt wurde der Blick in die Zukunft zum einen durch einen Beitrag aus den Europäischen Familienverbänden, welcher das Erfordernis von Interdisziplinarität aus der praxisorientierten Perspektive begründete. Ein Familienpolitisches Podium als Abendver-

anstellung und eine Podiumsdiskussion zum Themenbereich der Interdisziplinarität der Familienwissenschaften rundeten das Programm ab. Teilgenommen haben insgesamt 149 Interessierte. Der Teilnehmerkreis umspannte neben Wissenschaftler(inne)n erfreulicherweise auch Repräsentant(inn)en von Verbänden und Familienpolitik. Zusätzlich konnten Studierende, die am Staatsinstitut als studentische Hilfskräfte beschäftigt sind, kostenfrei die Veranstaltungen besuchen.

Erwähnenswert ist, dass es sehr geschätzt wurde, dass durch die längeren Mittagspausen und den Empfang Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme, -pflege und Austausch bestand.

Die Tagung wurde vom Bundesministerium für Familie und Senioren, Frauen und Jugend, dem Österreichischen Familienministerium sowie der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützt.

Zurzeit wird ein Tagungsband erstellt, in dem die Beiträge nachzulesen sein werden:

Rupp, Marina/Kapella, Olaf/Schneider, Norbert F. (Hrsg.) (2014): *Zukunft der Familie – Anforderungen an Familienpolitik und Familienwissenschaft. Tagungsband zum 4. Europäischen Fachkongress Familienforschung*. Opladen & Toronto: Verlag Barbara Budrich (im Erscheinen)

Veröffentlichungen:

Mühling, Tanja/Rost, Harald/Rupp, Marina: *Berufsrückkehr von Müttern. Lebensgestaltung im Kontext des neuen Elterngeldes*. Opladen & Toronto: Verlag Barbara Budrich, 2013

Rupp, Marina: *Die Berufsrückkehr von Müttern unter den Bedingungen des neuen Elterngeldes. Broschüre mit zentralen Studienergebnissen*. ifb-Materialien 1-2013

Cyprian, Gudrun/Dechant, Anna: *Leitfaden für eine kommunale Schulbegleitung von Familien – auf Basis des Modellprojektes ‚Hofer Schulbegleitung‘*. ifb-Materialien 6-2012

Rupp, Marina/Neumann, Regina (2013): *Bezugspunkte der Eltern- und Familienbildung für eine erfolgreiche Bildungsbegleitung*. In: Corell, Lena/Lepperhoff, Julia (Hrsg.): *Frühe Bildung in der Familie. Perspektiven der Familienbildung*. Weinheim & Basel: Beltz Juventa, S. 94-104

Smolka, Adelheid/Friedrich, Lena/Wünn, Sarah/Engelhardt, Dorothee: *Strukturelle Weiterentwicklung kommunaler Familienbildung. Erfahrungen aus dem Modellprojekt „Familienstützpunkte“ und weiterführende Handlungsempfehlungen des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen*. ifb-Materialien 4-2013